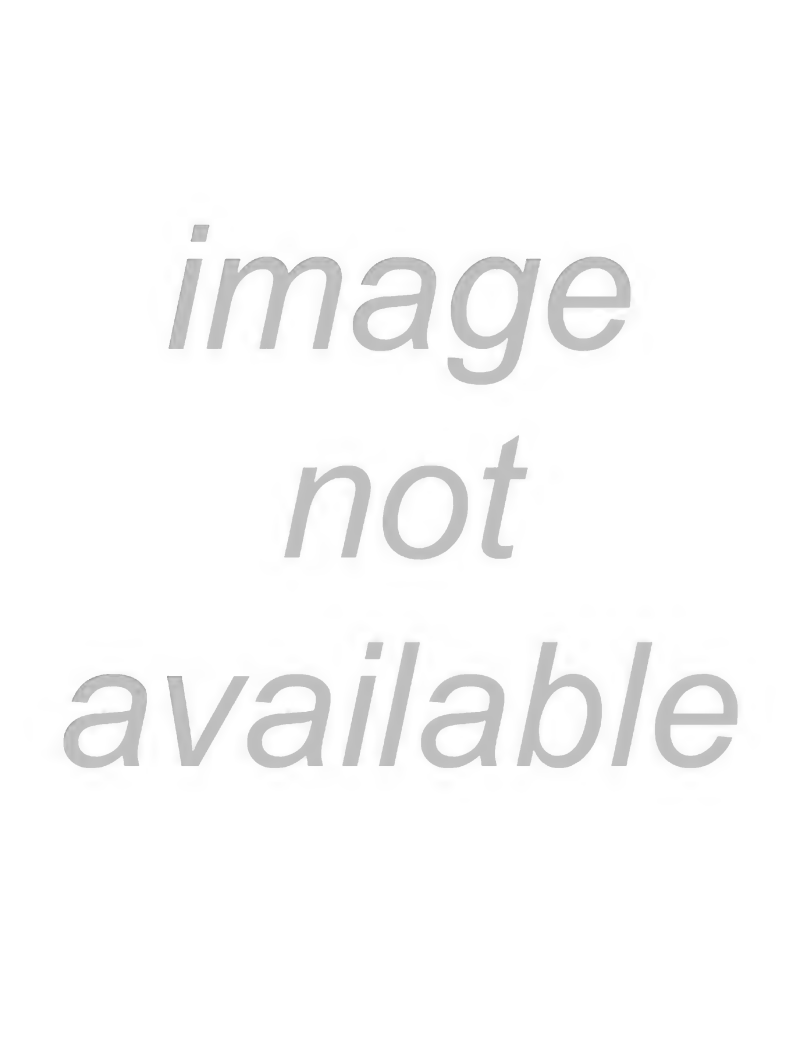


image
not
available

THE LIBRARY
OF THE

CLASS 834Oe83
BOOK OC

Der confiscirte

Eulenspiegel,

oder

das Buch der

Hundertundachtundzwanzig.

Nebst

Briefen an und von Friedrich Wilhelm III.,

König von Preußen.

Herausgegeben

von

Eduard Maria Oettinger.

Zweiter Band.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

72.

Gespräch zwischen Pater Rinaldo Lump und Till Eulenspiegel.

Pater. Weißt Du, Eulenspiegel, was heute für ein froher Tag ist?

Eulenspiegel. Heut ist des Königs Geburtstag.

Pater. So, Du weißt es und hast trotz dem kein Gedicht auf dieses Fest gemacht?

Eulenspiegel. Nein.

Pater. Das dachte ich mir. Eulenspiegel, Eulenspiegel, Du bist doch ein schlimmer Patron, ein Erz-Demagoge.

Eulenspiegel. Wie so, Pater?

Pater. Du fragst noch? Wenn Du kein Demagoge wärest, wenn Du Deinen König liebtest, so wie ich ihn liebe, so würdest Du mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, an Seinem

4424:83

Geburtsfeste Wünsche für Sein Wohl an den Tag zu legen.

Eulenspiegel. Glaubst Du denn, Pater, daß ich meine Gefühle, wie Du, zur Schau tragen kann? Glaubst Du denn, Rinaldo, daß ich, wie Du, Loblieder und Hymnen auf alle Fälle vorräthig habe? Glaubst Du denn, Lump, daß ich meiner Muse befehlen kann: am ersten August sei begeistert, denn am dritten ist des Königs Geburtstag und da muß ein Gedicht fertig sein.

Pater. Warum war denn meine Muse begeistert, als es galt, die Geburtsfeier meines Königs zu besingen?!

Eulenspiegel. Solch ein Gedicht, wie das Deinige, hätte ich wohl auch zu Stande bringen können, ich dachte mir aber, daß es besser sei, meine Leier lieber schweigen zu lassen, als ihr Mißtöne zu entlocken. Wer ihn nicht würdig kann besingen, thut weit klüger, wenn er gar nicht in die Saiten greift.

Pater. Aber warum thaten es doch alle Andern?

Eulenspiegel. Wenn Könige besungen werden, so pflegt dies gewöhnlich nicht aus reiner, ungeheuchelter Liebe, sondern nur aus Eigennutz zu geschehen. Der Eine will sich dadurch eine Anstellung, der Andere eine Busennadel, der Dritte eine Tabatiere, der Vierte ein Wartegeld, der Fünfte eine Pension und der Sechste eine Ehren-Medaille ersingen. Ich will weder das Eine noch das Andere.

Pater. Sprich, was Du willst, ich glaube es nimmer, daß Du Deinen König liebst.

Eulenspiegel. Vielleicht lieb' ich ihn reiner und inniger, als Alle, welche heute ihre unlautere

Laute zu Seinem Lobe erklingen ließen. Nicht Worte, sondern Thaten können den Beweis liefern. Gebt mir Gelegenheit zur That — so werdet ihr meine Liebe erkennen.

73.

Der Esel.

Ein Esel graſ'te auf der Wieſe. Seine Taille, sein Benehmen und sein ganzes Weſen verriethen mir, daß er kein gewöhnlicher Esel ſei, ſondern ein ungewöhnlicher, ein außerordentlicher Esel, ein Esel erſter Claſſe war.

Mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit nahte ich mich dem Esel, machte eine tiefe Verbeugung und ſprach: Wohlgeborener Esel!

Der Esel ſchnitt ein malitiöſes Schafsgeſicht und ſchwieg.

Ich vermuthete, daß ihn das Wort „Wohlgeboren" choquirt habe, machte alſo abermals meine tiefe Verbeugung, und ſprach: Hochwohlgeborener Esel!

Der Esel ſchnitt ein malitiöſes Schafsgeſicht und ſchwieg.

Wie, dachte ich, ſollte dieſer Esel vielleicht ein Graf ſein? Ich machte zum dritten Male eine tiefe Verbeugung und ſprach: Hoch- und Wohlgeborener Esel!

Der Esel ſchnitt ein malitiöſes Schafsgeſicht und ſchwieg.

Sein Schweigen beunruhigte mich. Wie, dachte ich, ſollte dieſer Esel vielleicht ein excellenter Esel ſein?

Ich machte zum vierten Male eine tiefe Verbeugung und ſprach: Ew. Excellenz:

Der Eſel wurde freundlich, ſpitzte die Ohren und antwortete: Was willſt Du, lieber Bruder?

Lieber Bruder??? Ich wußte nicht, ob ich mich über die Familiarität freuen oder grämen ſollte. Was will er damit ſagen? ich bin doch eben ſo wenig ein Eſel als eine Excellenz — — —

Schon war ich im Begriff, meine Grobheit anzuſchnallen und ihm diverſe Sottiſen zu ſagen, da erinnerte ich mich des Sprichworts: „Der Kluge gibt nach," machte zum fünften Male eine tiefe Verbeugung und ſprach:

— Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich mich erdreiſte, Sie in Ihren philoſophiſchen Betrachtungen zu ſtören und Sie zu fragen, wen ich vor mir zu ſehen die Ehre habe.

— Ich heiße Aſinus von Langohr, bin Miniſter der Eſel und Ritter mehrerer Orden.

— Miniſter der Eſel?! Erlauben Ew. Excellenz, daß ich in tiefſter Demuth Ihre Knie umfaſſen und den Staub Ihrer Füße küſſen darf.

— Thu' Er das! Doch à propos, wer iſt denn Er?

— Ich? Ich bin ein Journaliſt.

— Journaliſt? Was iſt das für ein Inſekt?

— Ein Journaliſt, Excellenz, iſt ein Ungeziefer, das, der Weſpe und den Musquitos gleich, die Frechheit hat, zu ſtechen. Der Stachel iſt eine Feder; und dieſe Feder verwundet zuweilen noch weit tiefer als ein ſcharfer Dolch und als ein dreiſchneidiges Stilet.

— Mithin iſt Er ein gefährliches Subject, vor dem man ſich hüten muß.

— Ew. Excellenz belieben zu ſcherzen . . .

— Wir Eſel pflegen niemals zu ſcherzen, zumal wenn wir Miniſter ſind. Ich müßte lügen, wenn ich ſagen wollte, daß Er mir fremd ſei. Ich kenne Ihn, Er iſt der erbittertſte Feind der Eſel, Er haßt unſer Geſchlecht und hat ihm den Untergang geſchworen.

— Sehen Ew. Excellenz die Thränen, die jetzt in meinen Augen ſchwimmen? Ich weine, weil ich fühle, daß Sie mich, mich, den wärmſten Anhänger der Eſel, verkennen. Ich ſollte der erbittertſte Feind Ihres hochgeöhrten Geſchlechtes ſein?!? Ew. Excellenz thun mir Unrecht. Kein Menſch lebt auf der Erde, der Ihre Brüder aufrichtiger achtet und inniger liebt als ich. Ein Eſel iſt mein Ideal, wenn ich nicht Menſch wäre, ſo möchte ich Eſel ſein.

— Wirklich?

— Ohne Spaß, Excellenz. Jeder Eſel flößt mir einen Fuder von Reſpect ein, ich erkenne in ihm das lebendige Symbol der Duldſamkeit und huldige ſeinen Tugenden mit aller Kraft meiner Seele. So oft ich einen Eſel ſehe, ziehe ich ehrfurchtsvoll meinen Hut und ſchreie Vivat.

— Wirklich?

— Welche Frage, welches Mißtrauen! Nur Thoren können ſich gegen Eſel auflehnen. Wie Vieles verdanken wir einem Eſel! Wenn es keine Eſel gegeben hätte, ſo würden auch keine Eſelskinnbacken exiſtirt haben. Hätte es keinen Eſelskinnbacken gegeben, ſo würde Simſon die Philiſter nicht erſchlagen haben; und wenn Simſon die Philiſter nicht erſchlagen hätte, ſo lebten ſie vielleicht heute noch, denn Stockfiſche und Philiſter haben ein gar zähes Leben.

— Da hat Er vollkommen Recht, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Er liebt alſo die Eſel!

— Und wie!!! Wer wird denn die Esel nicht lieben?! Wie schlecht stände es mit unserer Weisheit, wenn es keine Esel gäbe. Wenn keine Esel existirten, so existirten auch keine Eselshäute, existirten keine Eselshäute, so existirte auch kein Pergament, existirte kein Pergament, so existirten auch keine Diplome, und existirten keine Diplome, so existirten auch keine Doctores, und existirten keine Doctores, so existirte auch keine Weltweisheit, folglich existirte, wenn es keine Esel gäbe, auch keine Weisheit.

— Wahr, sehr wahr. Sein Scharfsinn rührt mich. Er hat in der Beweisführung dieses Grundsatzes so viel Gelehrsamkeit und Logik entwickelt, daß ich mich verpflichtet fühle, ihn dafür eselig zu belohnen! Bitt' er sich eine Gnade aus.

— Excellenz, Sie machen mich schamroth . . .

— Schamroth hin, schamroth her. Bitt' Er sich eine Gnade aus.

— Noch niemals, Excellenz, habe ich um Gnade gefleht. Ich bin zufrieden, wenn ich mein Recht erhalte.

— Es soll Ihm werden. Was will Er?

— Erlauben Sie mir, Excellenz, daß ich von nun an jeden Esel bei seinem rechten Namen nennen, auch fernerhin der Wahrheit treu bleiben und die Falschheit entlarven dürfe.

— Es sei Ihm erlaubt, jedoch nur unter der Bedingung . . .

— Daß . . .

— Daß Er mich nicht angreift. Die andern Esel mag er touchiren, satyrisiren und maltraitiren, so viel und so lang' er will. Vergreift Er sich aber auch an meiner Person, so will ich Ihm zeigen, was ein aufgereizter Esel vermag.

Der Esel warf sich aufs Gras und schlief ein. Ich verbeugte mich drei Mal und rief, von der Weisheit und Großmuth dieses Thieres gerührt: „Vivat, es lebe Seine Excellenz, der Herr Esel!“

74.

Der Hund.

Sah einen Hund auf der Straße. Es ist zwar nichts Seltenes, einen Hund zu sehen, denn Hunde trifft man überall, auf Bällen und in Gärten, in Conditoreien und Theatern, in Bibliotheken und Gerichtshöfen, warum also nicht auch auf der Straße. Der Hund aber, von dem ich jetzt rede, war kein gewöhnlicher Hund, sondern ein Hund, der einzig in seiner Art ist. Urtheile selbst, lieber Leser, ob ich nicht Recht habe.

Der Hund (es war ein dürrer Bullenbeißer) hatte zwar vier Füße, wie jeder andere rechtschaffene und solide Hund, zwei davon konnte er aber wie Hände gebrauchen. Er konnte knurren, bellen und klaffen, die Zähne fletschen, zwicken und beißen, wie jeder andere wohlerzogene und unterrichtete Hund; er konnte aber auch reden, reden wie ein Mensch, wenn gleich nicht wie ein vernünftiger.

Da ich bei guter Laune war, ließ ich mich mit diesem Hund in ein Gespräch ein.

— Woher kommt es, hochverehrter Hund, daß Sie weder Halsband noch Zeichen haben?

— Das wundert Sie? Es laufen ja viele Hunde ohne Halsband und Zeichen herum.

— Bedenken Sie aber, daß jetzt die Hundstage

ſind und daß Sie ſehr leicht gefangen und todtgeſchlagen werden können . . .

— Ich fürchte mich nicht.

— Wie heißen Sie, wenn ich fragen darf?

— Ich heiße C. H. F. Packan.

— Und womit beſchäftigen Sie ſich?

— Bin Buchhändler.

— Ah, ein ſchönes Metier. In der techniſchen Sprache werden Sie Autorenſchinder genannt?

— Ganz recht.

— Sind Sie vielleicht noch etwas Anderes?

— O ja!

— Etwa ein Mitglied irgend einer gelehrten Geſellſchaft?

— Das nicht. Aber ich bin weit mehr. Bin Verleger und Redacteur zweier Journale.

— So? Wie heißen dieſe Journale?

— Das eine iſt unter dem Namen „Sudelblatt," das andere unter dem Namen „Hundezeitung" bekannt.

— Schreiben Sie dieſe Blätter ganz allein, oder haben Sie auch Mitarbeiter?

— Das Meiſte ſchreibe ich allein. Ich habe aber auch Mitarbeiter.

— Und wer ſind dieſe?

— Hunde und Hündchen von verſchiedenen Racen, z. B. Windhunde, Kettenhunde, Lumpen- und Schweinehunde; Bullenbeißer, Pintſcher, Pudel, Spitze und Bologneſer Möpſe. Auch arbeiten einige Vögel mit, ein Rabe, ein Rohrſperling, ein Storch und ein Kakadu.

— Das ſind ſehr bekannte Namen. Wie viel Honorar zahlen Sie?

— Für jeden Bogen verſpreche ich 24 Thaler ſächſiſch Courant.

— Bezahlen Sie auch pünktlich Ihre Mitarbeiter?

— Das Bezahlen kenne ich nur dem Namen nach; ich bleibe ihnen das Honorar immer ſchuldig. Denn Schuldigbleiben iſt eine meiner Hauptleidenſchaften.

— Wenn aber Ihre Mitarbeiter Sie mahnen?

— Dann beiße ich ſie.

— Und wenn ſie klagbar werden?

— Dann beiße ich ſie noch mehr. Aus dem Verklagen mache ich mir nichts. Schon mehr als ein Mitarbeiter hat mich wegen rückſtändigen Honorars verklagt. Was liegt daran? Ich bin ein Hund, der bereits acht Mal banquerott gemacht. Wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren. Ich laſſe mich verklagen, in contumaciam verurtheilen und zahle doch nicht.

— Hund, hochverehrter Hund, was haben Sie für edle Grundſätze! Was enthalten denn Ihre Blätter?

— Pamphlete, Libelle, Pasquille und dergleichen Aufſätze. Faſt in jeder Nummer finden Sie einen Ausfall, bald auf einen verdienſtvollen Künſtler, bald auf einen ehrenwerthen Staatsdiener, bald auf einen beliebten Schriftſteller. Männer, wie Gleich, Saphir, Herloßſohn, Spazier, Alvensleben, Lotz ꝛc. habe ich in meinen Blättern ſchon dergeſtalt beſudelt, daß es eine wahre Freude für mich war ... Auch Sie habe ich ſchon mehrere Male ganz gehörig gefaßt ...

— Wirklich?

— Auf Ehre, es iſt wahr. Erſt neulich habe ich Sie dergeſtalt ſchlecht gemacht, daß kein Hund ein Stück-

chen Brod von Ihnen nehmen wird, wenn er nur ein Fünkchen Ehre im Leibe hat.

Zufällig hatte ich einen Kuchen in der Tasche, den ich für die kleine Pauline, für das schöne Töchterchen meiner Nachbarin gekauft hatte. Ich zog ihn aus meiner Tasche und warf dem Bullenbeißer ein paar Brocken hin. Der Hund war so herablassend, sie zu fressen. Er wollte mir dadurch beweisen, daß er zu jenen Hunden gehöre, die kein Fünkchen Ehre im Leibe haben, sonst hätte er ja nichts von mir angenommen.

— Darf ich fragen, verehrter Hund, warum Sie mich verunglimpft haben? That ich Ihnen etwas zu Leide?

— Nein.

— Nun, warum haben Sie mich dennoch mit Ihrem Geifer besu — beehrt will ich sagen.

— Soll ich aufrichtig sein?

— Ja, wenn ich bitten darf.

— So erfahren Sie denn, daß ich es aus Neid that. Mein Blatt, das, wie gesagt, fast täglich ein Pamphlet, ein Libell, ein Pasquill oder sonst etwas dergleichen enthält, hat wenig, und Ihr Blatt, das niemals ein Pamphlet, Libell oder Pasquill mittheilt, hat viel Leser. Sehen Sie, das schmerzt mich.

— Also blos deshalb haben Sie mich zu sich in den Schlamm gezogen?

— Nicht blos deshalb, sondern auch darum, weil Sie's mit jenen Leuten halten, die ich verfolge. Ich bin wüthend darüber, daß Sie diejenigen, welche ich herunterreiße, in den Himmel erheben.

— Armer Hund, wie jammern Sie mich! Apropos! Sie haben wohl jetzt recht viele Leser?

— O ja! Im vergangenen Quartal hatte ich 9 Abonnenten, und in dieſem habe ich 13 Leſer.

— 13 Leſer! Sehr viel, faſt zu viel! Woher kommt es aber, daß man Ihr Sudelblatt und Ihre Hundezeitung nirgend findet, ſelbſt nicht an jenen Orten, wo doch faſt alle Journale gehalten werden?

— Sehen Sie, das iſt es eben, was mich ſo wüthend macht. Ein Blatt, das täglich ein Pamphlet, Libell oder Pasquill mittheilt, ein Blatt, das in jeder Nummer entweder den Saphir oder Spazier, den Gleich oder Herloßſohn, den Loß oder Sie herunterreißt, ein ſolches Blatt ſoll nicht mehr als 13 Abonnenten haben! Iſt das nicht ſchändlich?!

— Sehr ſchändlich von Ihnen.

— Von mir?

— Nein, von den Leſern.

— Was mich aber noch mehr aufbringt, iſt das, daß Niemand, von Allen, die ich herunterreiße, von mir Notiz nimmt; daß ſie mich ruhig knurren, bellen und klaffen laſſen, ohne mir aufs Maul zu ſchlagen, daß ſie ſich ruhig von mir zwicken und beißen und beſudeln laſſen, und gelaſſen ihre Wege gehen.

— Sie denken vielleicht: „wer Koth anrührt, beſudelt ſich.“

— Herr, was ſagen Sie da?

Der Hund machte vor Wuth die allertollſten Sprünge und fing erſchrecklich zu klaffen an.

— Warte, das ſollſt Du mir theuer bezahlen, ſo klaffte der wuthentbrannte Hund und wollte mich beißen.

Einem Betrunkenen, einem Heuwagen und einem tollen Hunde geht man gern aus dem Wege. Ich flüchtete in das nächſte Haus und ſchlug hinter mir die Thür zu.

Der Hund klaffte zwei Stunden en suite ohne aufzuhören. Und er ſtände vielleicht noch in dieſem Augenblicke vor der Thür und klaffte vielleicht noch jetzt ſo ſtark, wenn nicht zum Glück ein Menſch dazugekommen wäre, der das Privilegium hat, Hunde, welche kein Zeichen und kein Halsband tragen, zu fangen und gemüthlich vor den Kopf zu ſchlagen, damit ſie keinen Schaden anrichten.

So endete C. H. F. Packan, ein Hund, wie's deren Gottlob! Wenige in der Welt gibt.

75.

Bankier A. und Madame B.

Madame B. Habe ich das Vergnügen, Herrn Bankier A. zu ſprechen?

Bankier A. Mein Name iſt A. Darf ich fragen, Madame . . .

— Ich bin die unglückliche Gattin eines Ihrer Schuldner und heiße Emma B.

— Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Darf ich Sie bitten, auf meinem Sopha Platz zu nehmen . . .

(Beide ſetzen ſich.)

— Sie wiſſen, daß mein Gatte, wegen eines Wechſels von 2000 Thalern, den er an Sie zu bezahlen hat, ſchon ſeit ſechs Monaten im Gefängniß ſchmachtet.

— Es thut mir leid, ſchöne Frau, daß Umſtände mich gezwungen haben, ſo hart gegen Ihren Herrn Gemahl zu verfahren. Hätte ich gewußt,

daß ich ihn aus den Armen einer ſo liebenswürdigen Gattin reiße, ich würde ganz anders gehandelt haben. Allein . . .

— Ich ſehe ein, daß Ihre Strenge nur gerecht iſt . . .

— Sie zürnen mir. Ich hoffe Vergebung zu erhalten, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ernſtlich geſonnen bin . . .

— Meinem Gemahle die Freiheit wiederzugeben . . .

— Sie wiſſen das ſchon?

— Geſtern Abend habe ich's zufällig erfahren. Und deshalb bin ich hier, um . . .

— Mir etwa dafür Ihren Dank abzuſtatten?

— Ja und auch Nein . . . . wie Sie wollen!

— Wie ſoll ich das verſtehen?

— Erlauben Sie, daß ich mich ganz unverholen erklären darf. Ich habe erfahren, daß Sie meinen Gemahl blos deshalb freilaſſen wollen, um die Alimente zu erſparen . . .

— Gern geſtehe ich Ihnen, daß dies eines der Hauptmotive war, die jenen Entſchluß in mir zur Reife brachten. Ich bin auch übrigens zu wenig rachſüchtig, um einen Mann, der, wie ich erſt jetzt erfahren, durch unglückliche Zeitumſtände um ſein Vermögen gekommen, noch länger zu verfolgen, ihn noch länger ſeiner Freiheit zu berauben. Sogleich will ich beim Gerichte darauf antragen, daß Ihr Herr Gemahl noch heute freigelaſſen werde. Ich ſchmeichle mir, der zärtlichen Gattin dadurch einen Dienſt zu erweiſen, der ihr gewiß nicht unlieb ſein wird . . .

— Uebereilen Sie ſich nicht . . . Verzeihen Sie mir, wenn ich ganz offenherzig mit Ihnen rede. Mein Gemahl iſt ein alter, unverträglicher Murrkopf, der mit

Argusaugen jeden meiner Schritte bewacht. Eifersüchtig, wie der Mohr von Venedig, sieht er in jedem meiner Blicke, welche ich mit Andern wechsele, eine Uebertretung meiner ehelichen Pflichten. So kam es, daß es beständig Zank und Hader gab. Eben war ich im Begriff, bei den Gerichten auf Scheidung anzutragen, als er durch Ihr Machtgebot von mir getrennt wurde. Sie ersparten mir also dadurch, daß Sie ihn gefangen nehmen ließen, einen Proceß, der vielleicht zwei, drei Jahre geschwebt, und den ich am Ende doch verloren hätte. Ich brauche es wohl nicht erst zu sagen, daß ich Ihnen für diesen Gefallen vielen Dank schuldig bin. Sie würden sich aber noch weit größere Ansprüche auf meine Dankbarkeit erwerben, wenn Sie einer kleinen Bitte Gehör geben wollten, die mir sehr am Herzen liegt . . .

— Wer könnte wohl einer so liebenswürdigen Dame etwas abschlagen. Reden Sie, Madame. Womit kann ich mich Ihnen dienstbar beweisen?

— Sie würden mich unendlich verpflichten, wenn Sie die Güte haben wollten . . . wenn Sie die Gefälligkeit haben möchten . . . von mir . . . die Hälfte . . .

— Von der Schuld Ihres Gatten anzunehmen? Nicht so?

— Nein . . .

— Was sonst? Reden Sie sans gêne . . .

— Soll ich? Nun denn, es sei! Ich will Ihnen nämlich die Hälfte . . . der Alimente bezahlen, wenn Sie die Güte haben wollten, meinen Gemahl . . . noch länger sitzen zu lassen.

— Madame, Sie scheinen Scherz treiben zu wollen . . .

— Nein, durchaus nicht. Ich betrachte die Haft meines Mannes als eine Wohlthat, für die ich meinem

Schöpfer und Ihnen nicht genug danken kann. Mein Gemahl und ich . . . wir passen nicht zusammen . . . er ist alt . . . ich bin jung . . . ich bin lebenslustig . . . er ist ist abgestorben . . . Unsere Denkungsweise, unsere Neigungen und Wünsche divergiren, wie Nord- und Südpol. Urtheilen Sie selbst, ob bei so bewandten Umständen an wahre Vereinigung zu denken ist . . . Schenken Sie meinem Gemahle die Freiheit, so sehe ich mich gezwungen . . . meine Scheidungsklage wieder hervorzusuchen . . .

— Ich soll ihn also noch ein ganzes Jahr im Kerker schmachten lassen?

— Es wäre unbillig von mir, wollt' ich Ihnen etwas vorschreiben. Ich erlaube mir nur die Bemerkung, daß ein Jahr zu schnell vorüber ist. . . Geht ihm denn etwas ab in seinem Gefängnisse . . . Erinnere ich mich nicht seiner mit der zärtlichsten Sorgfalt . . . Schicke ich ihm nicht täglich eine Flasche St. Julien . . . schicke ich ihm nicht an jedem Sonntag Kapaun, Truthühner, Trüffeln, Austern, Torten und Bisquits . . . habe ich ihm nicht erst vor vier Wochen ein Pfund vom feinsten Varinas geschickt. Glauben Sie mir, das Leben der Bewohner unseres Schuldgefängnisses ist nicht so traurig, als man sich's einbildet.

— Haben Sie ihn während der sechs Monate seiner Gefangenschaft schon oft besucht?

— Bis jetzt noch niemals. Ich gestehe, daß ich ihm schon längst einen Besuch abgestattet hätte, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es der weiblichen Delicatesse zuwiderlaufe, einen Gatten zu besuchen, der, Gott weiß in welch' einer Gesellschaft eingesperrt ist. Vorgestern war sein Geburtstag. Ich habe bei dem Gefängnißwärter eine Visitenkarte und eine Meerschaum-

pfeife für meinen Gemahl abge . . . Ei! Sie ſehen mich ja mit ſo ſonderbaren Blicken an! Mißfällt Ihnen meine Aufrichtigkeit? . . .

— Nein, nicht im mindeſten. Im Gegentheil, ich freue mich, ich bin entzückt über das Glück, die Bekanntſchaft einer Dame gemacht zu haben, die ſo warmen Antheil an dem Unglück ihres Gatten nimmt. Um Sie zu tröſten, gebe ich Ihnen noch einmal die Verſicherung, daß Ihr Herr Gemahl noch heute freigelaſſen wird. Einer Gattin, die ſo theilnahmvoll um ſeine Freilaſſung gebeten, muß man Alles zu Liebe thun. In 2 Stunden eilt Ihr Herr Gemahl in Ihre offenen Arme. Leben Sie wohl, Madame.

76.

Der Dey langweilt ſich.

(Nach dem **Furet de Londres.**)

— Ach, Giboul, es gibt doch kein unglückſeligeres Geſchöpf als ein abgeſetzter Monarch!

— Trage Dein Unglück in Geduld. Sei Philoſoph. Denke an Jacob II., an Chriſtine von Schweden, an Carl X., an den Herzog von Angouleme, an Heinrich V., an den Herzog von Braunſchweig, an Don Pedro I. Sei alſo Philoſoph! Biſt Du nicht ſo glücklich als früher? Italien hat Dir ſeine Sonne, ſeine Theater, ſeine Gärten und ſeinen Himmel geliehen, der ſo rein iſt, daß Du, rauchend, eine Viertelſtunde den Capricen der Wolke folgen kannſt, welche Deiner Chibouque *) entſchlüpft.

*) Lange Pfeife.

— Schmeichler! Haſt Du denn vergeſſen, daß der Himmel von Algier eben ſo blau, eben ſo milde iſt?! Aber wer gibt mir jene ſüßen Morgen wieder, an denen ich durchs offene Fenſter die Segelſtange des Seeräubers waſchen ſah, welcher mir den Zucker und den Kaffee der Ungläubigen brachte. Ach, wo iſt die Caſſauba, wo ſind die Keller, in welchen wir die Venetianiſchen Zechinen und Piaſter zählten und wieder zählten? Giboul, wirſt Du mir's glauben, daß man mir verwehrt hat, einen meiner Sclaven an den Füßen aufzuhängen?

— Beim Mahomet, das iſt frech! Aber wer kann es Dir verbieten, Zucker und Kaffee zu haben, ſo viel Du willſt? Wer kann ſich Dir widerſetzen, wenn Du acht Stunden des Tages Deine Zechinen und Piaſter zählen willſt? Zähle und trinke . . . . .

— Ich kann ja aber den Zucker und den Kaffee, die Zechinen und Piaſter nicht mehr ſtehlen. Kennſt Du nicht die ſüße Wolluſt, die das Stehlen gewährt?

— Da haſt Du freilich recht. Stehlen iſt die Freude aller Freuden.

— Ach, wie ſchön ſind die Frauen von Algier, wie häßlich dagegen die Frauen Italiens. Ich bin zwar ſchon ſo alt wie der Storch der Moſchee, gekrümmt wie eine Schildkröte, aber noch immer erinnere ich mich unſerer Frauen, die ſo fett wie Maſtochſen ſind, die ſo fett ſind, daß ſie hinfallen können, ohne ſich Schaden zu thun. Und dann ihre ſammtenen Buſen und ihre muſſelinenen Beine, ihre gemalten Augenbraunen, die Figuren, welche ſie mit Eigelb gezeichnet und ihre Tänze und ihre Parfüms und ihre bemoſchuſten Achſeln. Giboul! Haſt Du den Schnupfen, daß Du dieſe Achſeln nicht riechen kannſt?

— Wenn Du willst, so kann ich ihn gleich bekommen. Ja, großer Dey, ich habe den Schnupfen. Indessen wollte mich bedünken, daß doch die Italienerinnen . .

— Sprich mir nicht von diesen dürren Spindeln. Man brachte mir eine Italienerin, welche man für die schönste der Jahreszeit ausgab. Die Elenden! Sie hatten mir eine Frau ausgewählt, welche einen kleinen Fuß, kleine Hände und eine kleine Taille hatte. Alles war klein an dieser Frau! Welch eine Mißgeburt! Enfin voyons! sagte ich. Zuerst ein Kleid, dann wieder ein Kleid, dann ein Corset und alsdann noch vier Kleider. Giboul, ich fand vor lauter Kleidern die Frau nicht. Endlich .... doch genug davon ... Es genüge Dir zu wissen, daß die Europäerinnen nur aus Seide, Wäsche und Koketterie zusammengesetzt sind. Ueberdies hat es die kleine Mißgeburt gewagt, sich über meinen Bart lustig zu machen. Denke Dir, Giboul, diese Courage!

— I! das ist ja ganz abscheulich.

— Ja, Giboul, mein Bart hat sie pikirt. O welches Land! Wenn mich wenigstens die Freuden der Tafel für die übrigen, deren ich jetzt entbehren muß, entschädigten .... Aber man ißt in Italien mit Gabeln. Ich frage Dich, Giboul, kann das Essen schmecken, wenn man es mit Gabeln aufspießen muß? Jeder hat seinen eigenen Teller, sein eigenes Glas und man setzt sich nicht auf die Erde — sondern auf Stühle. Das nennen die dummen Europäer Civilisation! Sprichst Du jetzt noch von der Tabackspfeife, von dem Himmel, von den Gärten und von der Freiheit Italiens? Kann man in einem Lande glücklich sein, wo der Herr keinen seiner Sclaven an den Füßen aufhängen darf, in einem Lande, wo man mit Messer

und Gabel und nicht mit den Fingern ißt, in einem Lande, wo keine Frau nach Moschus und Ambra riecht, in einem Lande, wo sie der Bart der Männer pikirt??? O Gibou! Italien ist mein Tod — bald werde ich hinsterben, reibe mir unterdessen die Füße . . . . . Du sollst auch bei Gelegenheit ein Paar Roßschweife bekommen.

77.

Gefundener Brief einer Primadonna an ihren Bräutigam.

Buxtehude, am 4. Mai 1831.

Süßer Nepomuck!

Ich beeile mich, Dir anzuzeigen, daß ich in Buxtehude schön angekommen und gleich einen Tag nach meiner Ankunft als Molinara aufgetreten bin. Der Enthusiasmus, den ich durch meinen mezza-voce-Gesang hervorgebracht, grenzt an Wahnsinn. Anbei erhältst Du 6 Kränze und 8 Gedichte, womit mich, auf Geheiß des Wirthes, die Marqueure des Gasthofes, in welches ich eingekehrt bin, überschüttet haben. Die Gedichte hat ein armer Teufel gemacht, den ich dafür einmal zu Tische geladen habe. Sei so gut, kleiner Nepomuck, und laß die acht Gedichte in das bewußte Blatt einrücken; die Verse sind zwar sehr miserable, aber für das bewußte Blatt doch noch gut genug. Will er die Dinger nicht umsonst aufnehmen, so laß ein Paar Flaschen Champagner springen. So was zieht, süßer Nepomuck! — — —

An Courmachern fehlt es mir auch hier nicht; ſei aber unbeſorgt — mein Herz und meine Gage gehören keinem Andern als Dir, lieber Nepomuck.

Grüße von mir Deine dreizehn kleine Würmer, den Kleidermacher und den Director. Der Marchande des Modes ſage, daß ſie ſich wegen der Bagatelle von 184 Thalern bis zu meiner Rückkehr gedulden ſoll.

Zehntauſend Millionen Küſſe von

Deiner ewig treuen

Jenny.

P. S. Süßer Nepomuck! Sei doch ſo gut, mir mit Extrapoſt meinen Cul de Paris nachzuſchicken. Beim Einpacken habe ich ihn in der Eile vergeſſen. Er liegt unten in meiner Waſchtoilette, neben meinem Taufſchein. Ich habe den Taufſchein deshalb in den Waſchtiſch geſteckt, damit ihn Niemand finden ſoll. Denke Dir meine Verlegenheit: In ganz Buxtehude iſt kein Cul de Paris zu haben!! Wenn mir nicht eine Choriſtin den ihrigen geliehen, ich hätte nicht gewußt, was ich anfangen ſoll.

P. S. Apropos! Man hat mir geſagt, daß Du Dich treulos von mir abgewendet und Dein Herz einer andern Alt-Stimme geſchenkt haſt. Nepomuck, ſei nicht dumm, ich bitt' Dich um Gottes willen, ſei vernünftig, wenn es möglich iſt. Bedenke, daß ſie nur 800 Gulden hat, daß ich hingegen 5000 Gulden Gage habe. Vergiß nicht, Deine dreizehn Würmer von mir zu grüßen. Leb wohl und ſei geſcheidt.

(In Eile.) Jenny.

78.

Der Redacteur und seine Colporteurs.

Redacteur. Wenn nur der Erste schon vorüber wäre. Ich habe so eine gewisse Ahnung, daß in dem neuen Quartale eine Masse von Abonnenten abspringen wird. Erst im vorigen Trimester habe ich 316 Abnehmer verloren .... Goddam, wenn das so fortgeht, so bin ich in einem halben Jahre ein ruinirter Mann ... Man klopft. Herein!

(Der Colporteur Hastig tritt ein.)

Hastig. Wünsche guten Morgen, Herr Doctor.

— Guten Morgen, Hastig, was bringen Sie mir ....

— 58 Exemplare von Ihrer Zeitung zurück.

— 58 Exemplare! Goddam!

— Goddam hin, Goddam her .... Das Ding geht nicht zu ändern.

— Geben denn die dummen Leute keinen Grund an, warum sie nicht mehr pränumeriren wollen?

— Geben allerlei Gründe an. Die Einen beklagen sich darüber, daß Sie die Polen schlecht machen, die Andern, daß Sie's mit den Russen halten. Beides kommt auf Eins heraus, aber Beides scheint sie gewaltig zu verdrießen. Jetzt muß ich wieder gehen; habe heut noch viel herumzulaufen.

— Hastig, reden Sie den Leuten zu, daß sie meine Zeitung behalten. Es ist ja auch für Sie nicht gut, wenn ich meine Abonnenten verliere ....

— An mir soll's nicht liegen. Ich empfehle mich, Herr Doctor.

(Hastig geht ab.)

— Wußt' ich nicht im Voraus, daß es ſo kommen wird? Goddam! Wenn ich's mit den Polen halte, ſo bekomme ich den bewußten Orden nicht, und wenn ich's mit den Ruſſen halte, ſo verliere ich alle meine Abonnenten. Goddam! Was ſoll ich thun? Man klopft ſchon wieder. Herein!!

(Der Colporteur Luſtig tritt ein.)

Luſtig. Gun Moorgen, Herr Doctor.

Redacteur. Guten Morgen, Luſtig. Was bringen Sie mir . . . .

— Eine Kleinigkeit. 64 Exemplare von Ihrer Zeitung zurück. Erſchrecken Sie nicht . . . . . es werden wohl noch mehr abſpringen . . . . .

— Aber warum denn . . . .? Sie haben doch für die paar Thaler ſehr Vieles.

— He, he. Sie wollen nicht ſehr Vieles (ſerviles), ſie wollen lieber Alles (liberales). He, he.

— Goddam! Macht der Mann auch ſchon Wortſpiele. 'S iſt nicht zum Aushalten.

— Nichts für ungut, Herr Doctor. He, he. Es war nicht ſo bös gemeint. Jetzt geh ich . . . . . vielleicht bringe ich heute noch mehr Exemplare zurück. Unterthänigſter Diener, Herr Doctor.

(Luſtig geht ab.)

— Dieſer Colporteur wird abgeſchafft — er iſt mir zu luſtig. Leute, welche Witze reißen, kann ich nicht brauchen. 48 und 64 macht 122. Alſo 122 Abonnenten weniger. Mich trifft der Schlag. Was ſoll ich thun? Soll ich umſatteln? Soll ich mich zu den Liberalen ſchlagen? Soll ich's mit den Polen halten? Goddam! Man klopft ſchon wieder. Herein!!!

(Der Colporteur Traurig tritt ein.)

Traurig. Unterthänigster Knecht, Herr Doctor.

Redacteur. Guten Tag! Warum weint er, Traurig? Ist ihm ein Unglück zugestoßen?

— (Weint.) Mir nicht, aber einem Andern.

— Wem denn? Wein' er doch nicht — red' er lieber. Was ist vorgefallen? Er macht mich ängstlich . . . . .

— Ich fürchte, daß Sie einen Schreck bekommen werden, wenn ich's Ihnen sage.

— Sind vielleicht auch bei ihm Abonnenten abgesprungen?

— Leider ja! (Fängt furchtbar zu heulen an.)

— Wie viel, Unglücksbote?

— Vier . . (wird vom Weinen unterbrochen.)

— Blos vier . . . ?

— Und neunzig. (Fährt schrecklich zu heulen fort.)

— 94 Abonnenten. Goddam you . . . .

— Habe heute schon viel Thränen darüber vergossen, daß meine Augen ganz geschwollen sind.

— Ich unglückseliger Mensch! Ich geschlagener Redacteur. 58 und 64 und 94 macht 216 Abonnenten.

— Der Laufzu bringt auch 37 Exemplare zurück. Ich bin ihm begegnet . . . . er wird gleich hier sein. Einem Abonnenten hat er das Blatt mit Gewalt aufdringen wollen. Was geschieht ihm? Der Mann wirft ihn die Treppe hinunter. Er hat sich die Nase blutig geschlagen und ist jetzt zum „Chirorjus" gegangen.

— Haben denn die infamen Leute keine Gründe angegeben, warum sie meine Zeitung nicht mehr lesen wollen?

— Sie haben gesagt, sie wollen sich auf eine andere Zeitung pränumeriren, welche unparteiisch ist und die Polen in Ruhe läßt. Man klopft.

— Herein!

(Die Zeitungsträgerinnen Olimpia und Euphrosine treten ein.)

Redacteur. Ihr bringt wohl auch Zeitungen zurück?

Olimpia. Ja, Herr Doctor. Ich bringe 56 . . .

Euphrosine. Und ich blos 54 zurück.

— (In höchster Verzweiflung.) Hastig 58, Lustig 64, Traurig 94, Laufzu 37, Olimpia 56 und Euphrosine 54. Goddam! Nun ist es hohe Zeit, umzusatteln. Von Morgen an gehöre ich zu den Liberalen.

79.

Madame †††.

Sie ist die Frau eines Redacteurs. Früher war sie eine jener ausgezeichneten Tänzerinnen, deren Triumphwagen Tausende von Enthusiasten zogen. Ihr Gemahl war früher ihr abgesagtester Feind, der die gefeierte Priesterin Terpsichorens mit eben so vieler Malice als Consequenz verfolgte. Warum that er das? Um ihren Stolz zu beugen! Der Journalist liebte sie und was sich liebt, das neckt sich. Er neckte die Künstlerin so lange, bis ihr Stolz gedemüthigt war. Drauf machte er auf einem Balle ihre Bekanntschaft und 6 Monate später war Hochzeit.

Madame ††† ist eine Schönheit, deren Reize unzählbar wie die Sterne am Himmel sind. Ihr

Auge iſt ein Arſenal, in welchem alle Waffen Amors ruhen. Ihr Mund iſt eine Schatzkammer, deren Reichthümer ſelbſt die Götter beglücken können. Ihre Wangen — kann ich nicht beſchreiben. Mir fehlen Pinſel und Farben dazu. Auf roſigrothem Pfirſichflaum iſt blendender Lilienſchnee gebettet, der von dem Tauſendſchön lieblicher Anmuth übergoſſen iſt. Ihr Mignon-Fuß iſt ſo reizend klein, daß ihn Niemand ſehen kann .. ohne ſich in ihn zu verlieben. Ihre Geſtalt hat etwas Impoſantes, Majeſtätiſches, das alle Blicke, alle Herzen feſſelt. Ihr — doch genug davon. Ihr Gatte liebt ſie und ſie liebt ihren Gatten; ſo etwas gehört heut zu Tage zu den Seltenheiten, um ſo mehr, da ſie Tänzerin und er Journaliſt iſt.

Madame +++ lebt die froheſten Tage. Juno im Himmel kann nicht glücklicher ſein.

Ein Vergnügen verdrängt das andere. Als die Gattin eines Redacteurs hat ſie in jedem Theater eine Freiloge. Jeder Concertgeber, jeder Kunſtreiter, jeder Gaukler, jedes Weſen, das ſich in irgend einer Kunſt producirt, ſendet Freikarten. Fremde Künſtler machen dem Redacteur ihre Aufwartung. Er ſtellt ſie alle ſeiner Gemahlin vor. Wer ſich bei ihr einzuſchmeicheln verſteht, der hat auch bei ihm einen Stein im Brett; denn ſeine gefürchtete Feder iſt ihres Willens Unterthan. Wer der Madame +++ gefällt, wird gelobt; wer ihr mißfällt, wird getadelt. Die Kritiken ihres Gemahls wandern dann erſt in die Druckerei, wenn ſie von der Frau Gemahlin das Imprimatur erhalten haben. Madame kann das Urtheil mildern oder ſchärfen, je nachdem es ihr beliebt. Die Künſtler, die das wiſſen, ſind ſo vernünftig, der Dame den Hof zu machen; dies kann ihnen um ſo weniger ſchwer fallen, da ſie, wie geſagt, eine der ſchönſten Frauen der Seineſtadt iſt.

Madame fühlt sich durch die Aufmerksamkeit, die man ihr angedeihen läßt, nicht wenig geschmeichelt. Ihrer Eitelkeit wird dadurch auf das Glänzendste Genüge geleistet. Schon dies allein ist hinreichend, die Frauen glücklich zu machen. Hab' ich nicht recht, schöne Leserin? Jede Dame ist entzückt, wenn sie einen Hofstaat von Verehrern um sich sieht, der ihr zu gefallen sucht. Nicht wahr, anmuthige Leserin, ich täusche mich nicht?!

Reich' mir die Hand, mein Leben, und folge mir. Ich will Dich in das Boudoir der Madame ††† führen. Wir sind schon da. Hier siehst Du eine kleine Handbibliothek. Der schöne Glasschrank mit den goldenen Löwentatzen, und die 500 Bücher mit Goldschnitt, die in grünem Maroquin eingebunden sind, hat sie von einem Künstler zum Cadeau erhalten, der sich dadurch die Gunst ihres Gatten erkauft hat. Den Papagoy in dem Mahagony-Käfig mit den Silberstäben hat sie von einem Menagerie-Eigenthümer erhalten, dessen Thiere ihr Herr Gemahl dem Publicum empfehlen mußte. Die kostbaren Kupferstiche, womit die Wände ihres Boudoirs behangen sind, hat sie von Kunsthändlern erhalten, die ihre Verlagsartikel gelobt wissen wollten. Ihre Toilette, von Silber, ist ein Geschenk von einer Künstlerin, die durch die Protection des Hrn. Redacteurs ein Engagement erhalten hat. Die herrlichen Odeurs und Parfüms, die köstlichen Seifen und Pomaden kommen von einem Parfümier, für dessen neues Etablissement sie ein gutes Blättchen ins Blatt eingelegt hat.

Wir gehen in ein anderes Zimmer. Der prächtige Flügel ist ein Souvenir von einem Instrumentenmacher, dessen Claviere durch die lobpreisende Empfehlung des Herrn Redacteurs reißenden Abgang gefunden. Das

große Notenmagazin haben Musikhändler aufgespeichert, die von dem Journalisten einen Vorschub verlangten. Den kostbaren Teppich, der sich über dem marmornen Fußboden ausbreitet, hat eine Tänzerin gestickt, die den Zorn der Redactrice und den Witz des Redacteurs einschläfern wollte. Der Glasschrank mit dem chinesischen und japanischen Porcellain kommt von einem Buchhändler, dessen neueste Verlagsartikel liegen geblieben wären, hätte nicht der Herr Redacteur in die Lob-Posaune gestoßen. Der superbe Lüstre ist ein Cadeau von einem Komödianten, der durch den Beistand des Journalisten illustre wurde.

Rasch in ihr Garderobe-Zimmer. Drei echte Shawls. Von wem? Den rothen von einer fremden Schauspielerin, die, als sie dem Journalisten einen Empfehlungsbrief überreichte, ihn in Gedanken auf dem Sopha liegen und, wie vorauszusehen war, nicht abholen ließ. Den blauen erhielt sie von einem Virtuosen, der Concerte gab und den weißen von einem Taschenspieler.

Der Herr Gemahl ist unbestechlich, er nennt sich journaliste incorruptible. Wehe dem, der sich erdreisten möchte, ihn durch Champagner oder andere captationes benevolentiae bestechen zu wollen. Seiner Frau Gemahlin kann der Künstler Geschenke machen, so viel er will. Das kann er Niemandem wehren!

Es vergeht kein Tag, an welchem sie nicht zehn bis zwölf Visiten von Leuten erhält, die um ihre Gunst sich bewerben. Es versteht sich von selbst, daß sie ihre Gründe dazu haben. Es vergeht aber auch kein Tag, an welchem sie nicht wenigstens ein Cadeau erhält. Morgens empfängt sie Besuche, Nachmittags fährt sie ihr Gemahl im Cabriolet bald da-, bald dorthin, Abends

beſucht ſie entweder ein Theater oder ein Concert, einen Ball oder eine Theegeſellſchaft.

Sprich, holde Leſerin, lebt dieſe Dame nicht wie Gott in Frankreich? Es gibt kein Feſt, zu dem ſie nicht eingeladen wird, es gibt kein Vergnügen, an dem ſie nicht Theil nimmt. Möchteſt Du, reizende Leſerin, nicht auch ſo leben? Du lächelſt und nickſt mit dem Köpfchen. Das heißt ſo viel als Oui! Eh bien, höre meinen Rath. Nimm auch Du Dir einen Redacteur zum Mann; ich würde hinzuſetzen: „nimm mich, wenn Du ſo gut ſein willſt," ſo eben fällt mir aber ein, daß ich ſchon verſagt bin.

80.

Merkwürdige Experimente.

Es war einmal . . . . .
Aus einem alten Zaubermährchen.

. . . . Ein junger Mann kam zu mir. Ich fragt' ihn, wer er ſei, und war um ſo neugieriger, ihn kennen zu lernen, da ſeine einnehmende Geſichtsbildung und ſein anziehendes Benehmen mich lebhaft intereſſirten. Der junge Mann gab mir zur Antwort, daß er ſchon geſtern bei mir geweſen, mich nicht zu Hauſe getroffen und deshalb bei meinem Bedienten eine Karte zurückgelaſſen habe. Er bat mich mit lieblicher Stimme, ich möchte die Güte haben, vor den Spiegel zu treten — ich würde da ſeine Viſitenkarte ſtecken ſehen und durch ſie Alles erfahren, was ich von ihm zu wiſſen wünſchte. Ich machte den Einwand, daß an meinen Spiegeln eine ſolche Unzahl von Karten hinge, daß es

mir unmöglich wäre, aus ſo viel Hunderten die Seinige herauszufinden, ohne ſeinen Namen zu wiſſen. Er lächelte und wiederholte ſeine Bitte, hinzufügend, daß mir ſeine Viſitenkarte vor allen Andern in die Augen ſpringen werde. Um mir das Suchen zu erſparen, fragte ich ihn, ob an dieſem oder jenem Spiegel ſeine Karte ſtäke. An welchem Sie wollen, meinte er. Ich trat alſo vor einen meiner Spiegel. Mit neugierigem Auge durchflog ich die Karten-Phalanx. Himmel, was ſah ich da?! Ein blaues Wunder. Ich rieb mir die Augen (denn ich glaubte, geträumt zu haben) und durchflog noch einmal die Karten. Döbler, wieder Döbler, abermals Döbler, noch einmal Döbler und wiederum Döbler. Ich ging zum andern Spiegel, muſterte auch da die Karten. Aber neues, blaues Wunder! Döbler, wieder Döbler, abermals Döbler, noch einmal Döbler, wiederum Döbler und überall Döbler. Auf allen meinen Karten ſtand der Name Döbler. Parbleu! was iſt das, rief ich verwundert aus. Herr, ſind Sie vielleicht der Teufel? Nein, antwortete er. Alſo ſeine Großmutter? Auch das nicht.

In dem nämlichen Augenblick erinnerte ich mich, daß es jener Döbler ſei, für den ſich unſer Vater Göthe ſo lebhaft intereſſirt hatte.

Sein Entrée war höchſt überraſchend. Ich bat ihn Platz zu nehmen. Wir ſprachen von Göthe, vom Tivoli, von den Polen, von der Cholera und von Auſtern. Da brachte man mir mein Frühſtück. Ich fragte Herrn Döbler, ob es ihm gefällig wäre, ein Täßchen Chocolade zu trinken. Er war ſo artig, mein Anerbieten anzunehmen. Mein Bedienter brachte ihm eine Taſſe.

Zuerſt goß ich ihm, dann mir die Taſſe voll. Und das abgebrochene Geſpräch begann von Neuem.

Wir sprachen von Constitution, Cajaputöl, Häuser-sperren, Maulsperren und von mehr dergleichen Dingen. Mitunter that ich einen Zug aus meiner Tasse. Noch niemals hatte mir die Chocolade so gut geschmeckt, als an jenem Morgen. Aber Herrn Döbler schien sie nicht zu behagen, denn er rührte immer mit dem Theelöffelchen herum und schnitt bisweilen einige sonderbare Mienen.

— Warum trinken Sie nicht? Schmeckt Ihnen meine Chocolade nicht? Sagen Sie es mir, geniren Sie sich nicht.

— Sie scheinen . . . sich geirrt zu haben. Das was Sie mir eingeschenkt haben, ist nicht Chocolade!

— Nicht?! was denn?

— Es ist . . .

— Na, was ist es?

— Es ist . . .

— Geniren Sie sich nicht, reden Sie! Es ist . .

— Blos Kaffee.

— Was, Kaffee? nicht möglich! Ich habe ja beide Tassen aus ein und der nämlichen Kanne eingeschenkt. Wenn ich nun Chocolade habe, so müssen Sie doch schlechterdings ebenfalls Chocolade haben. Erlauben Sie, daß ich aus Ihrer Tasse kosten darf.

Ich trank aus seiner Tasse und überzeugte mich — o neues Wunder — daß in dieser Tasse nicht Chocolade, sondern Kaffee war.

— Aber, wie geht das zu, daß in Ihrer Tasse: Kaffee und in der meinigen: Chocolade ist?

— Wissen Sie denn gewiß, daß in Ihrer Tasse Chocolade ist? Mir scheint, Sie irren sich. Erlauben Sie mir wohl, daß ich nun auch Ihre Tasse versuchen darf?

— Sehr gern; trinken Sie . . .

Er trank nun auch aus meiner Tasse und — fing zu lachen an.

— Worüber lachen Sie?

— In Ihrer Tasse ist ja auch keine Chocolade.

— So? Was denn?

— Camillenthee.

— Wie, Camillenthee! Wollen Sie mich zum Besten haben?

— Versuchen Sie nur einmal.

Ich trank und wog jeden Tropfen auf meiner Zunge — kostete, trank wieder, kostete abermals — und — Was sagst Du dazu, lieber Leser, in einem Nu hatte er meine Chocolade in Camillenthee verwandelt. Du kannst, wenn Du so gut sein willst, Dir mein Erstaunen vorstellen. Ich bat ihn, mir dieses Experiment zu erklären. Ein ander Mal (sagte er) will ich Sie einweihen in dieses kleine Mysterium der natürlichen Magie. Es wäre unbescheiden von mir gewesen, wenn ich durch meine Bitten noch länger versucht hätte, ihm ein Geheimniß zu entreißen, um meine und vielleicht auch Deine Neugier zu stillen.

In diesem Zauberbüchlein (er holte eine gestickte Brieftasche mit einem kleinen Schlößchen aus der Seitentasche seines Fracks hervor), in diesem kleinen Zauberbüchlein habe ich mir einige meiner kleinen Experimente aufnotirt. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so lesen Sie es. Er reichte mir die Brieftasche; ich nahm sie, konnte sie aber nicht öffnen.

— Ich brauche wohl einen Schlüssel, um dieses Schlößchen zu öffnen.

— Bewahre. Sagen Sie: ouvrez la porte und es springt von selbst auf.

Ich sagte: Ouvrez la porte, und die Brieftasche öffnete sich.

Mit gespannter Neugier blätterte ich in den beschriebenen Rosablättchen herum. Mort de ma vie, was fand ich da für merkwürdige Experimente!!! Wenn das Alles wahr ist, was in seiner Brieftasche stand, wenn er all' diese Kunststücke ausführen kann, so ist Herr Döbler ein Bosco-Pettorelli, ein zweiter Philadelphia, ein Teufelskerl, ein Tausendsassa.

Hr. Döbler wird es nicht übel nehmen, wenn ich einige Sachen ausplaudere, um meinen Lesern zu sagen, was sie von seinen Productionen zu erwarten haben.

Erstes Kunststückchen.

Der Künstler nimmt einen kerngesunden Menschen, dem so wohl wie einem Fisch im Wasser und einem Gesandten beim Weine ist. Diesen kerngesunden, kräftigen Menschen wickelt er in ein paar Nummern der Preußischen Staatszeitung. Er ruft: Eins, Zwei, Drei! Was geschieht? Der arme Mann bekommt die Cholera. Bon!

Zweites Kunststückchen.

Der Künstler nimmt einen Cholera-Kranken, der schon in den letzten Zügen liegt und so zu sagen nicht mehr pipsen kann. Er nimmt diesen armen Teufel beim Kragen nnd wirft ihn ohne Umstände in ein Faß, worin Burgunder aus der **schen Weinhandlung ist. Wie die Cholera einen Schluck von diesem Burgunder im Magen hat, bricht ihr der Angstschweiß aus. Sie bekommt das Manchettenfieber und nimmt Reißaus. Eins, Zwei, Drei. Was geschieht? Der Cholera-Kranke ist wieder ganz gesund. Bon!

Drittes Kunststückchen.

Der Künstler bittet sich von den verehrten Herren und Damen ein Paar obscure Dichter-Namen aus. Jeder der Anwesenden gibt ihm den seinigen und so bekommt der Künstler über hundert solcher Obscuritäten zusammen. Was thut er? Er ladet sie alle in eine Pistole und — schießt sie los. Aus den lumpigen Maculatur-Namen wird plötzlich ein Ausschuß! Bon!

Viertes Kunststückchen.

Der Künstler nimmt die Treue einer Frau, die Ehrlichkeit eines Advocaten, das Gewissen eines Ministers, die Kenntnisse eines Gesandten, die Unschuld einer Primadonna, den Muth eines großen Schreiers, den Patriotismus eines Heuchlers und die Sparsamkeit eines kleinen Fürsten; reicht diese Sachen Stück für Stück herum, zeigt, daß nichts dahinter steckt und wirft dann Alles in eine Pot-de-chambre-ähnliche Casserolle. Er deckt sie zu, ladet abermals eine Pistole und schießt sie los. Was geschieht? Eins, Zwei, Drei und — die Treue der Frau, die Ehrlichkeit des Advocaten, das Gewissen des Ministers, die Kenntnisse des Gesandten, die Unschuld der Primadonna, der Muth des Schreiers, der Patriotismus des Heuchlers und die Sparsamkeit des Fürsten sieht man an einem Nagel hängen. Vielleicht haben die Personen selbst diese Eigenschaften an den Nagel gehängt. Bon!

Fünftes Kunststückchen.

Der Künstler nimmt unsern wohlbekannten Pater Rinaldo Lump, zerreißt ihn, wie einen alten Wisch, in Millionen kleine Stücke und wirft sie alle durch das

Fenſter in eine (sit venia verbo) Miſtgrube. Drauf reißt er die Sonne vom Himmel herunter und wirft ſie ebenfalls in dieſe Grube. Es wird ſtockfinſter, ein ſcheußliches Gewürm reckt ſeine Hälſe empor und alsbald wimmelt die Erde von Millionen Rinaldo-Lümpchen. Drauf holt der Künſtler aus ſeiner Schublade eine wahrheitliebende Feder hervor. Dieſe ſendet furchtlos einen ſchwarzen Kugelregen auf das Ungeziefer ab und bohrt es in den Sand. Bon!

Sechstes Kunſtſtückchen.

Der Künſtler nimmt Raupach's „Frauen von Elbing," „Gliedermann," „König Friedrich," „Naſenſtüber," „Harfenmädchen," „Schleichhändler" und noch ein halbes Dutzend andere Luſt- und Trauerſpiele von dieſem Dichter, dann die ſämmtlichen Vaudevilles der Herren v. Holtei und Angely, und die ſämmtlichen Rellſtab'ſchen Recenſionen, ladet all' dieſen Plunder in eine große Piſtole, füllt ſie mit Pulver, und will damit die Literatur, die Dichtkunſt und die Kritik todtſchießen. Es will aber nicht gehen; es brennt und knallt nicht. Der Künſtler beweiſ't dadurch, daß all' die Sachen, die er in die Piſtole geladen, keinen Schuß Pulver werth ſind.

81.

Meine Damenbekanntſchaften.

Emil ſagte mir, er beneide mich. Um was? Vielleicht um meine Schulden? Nein, um meine Damenbekanntſchaften! Ich gab ihm zu verſtehen, daß nicht Alles, was da glänzet, Gold ſei.

Bekanntſchaften mit ſchönen Damen haben zwar etwas Süßes, etwas Reizendes, das allerdings neidenswerth iſt, allein — ſie haben zuweilen auch etwas Unangenehmes.

Umgang mit ſchönen, geiſtreichen Frauen, iſt die Hochſchule, auf der man ſeine Bildung und zarte Geſittung aus dem Fundamente lernt; wir Männer müſſen aber manchmal dieſe Collegia ſehr theuer bezahlen.

Von Einer geiſtreichen Frau lerne ich mehr als von fünf geiſtreichen Männern, drum gehe ich millionenmal lieber mit Frauen als mit Männern um. Und dennoch bekenne ich es frei, daß der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte zuweilen etwas Drückendes hat.

Ich zweifle, ob es einen jungen Mann in Berlin gibt, der mehr Damenbekanntſchaften hat, als meine geringe Wenigkeit. Meine Freunde nennen mich Damenknecht. Immerhin! Sie möchten es ja auch ſein! Iſt doch Emil nicht der Einzige, der mich um dieſes ſchöne Glück beneidet.

Augenblicke gibt es aber, in denen ich dieſes Glück herzlich gern einem meiner Neider leihen möchte, damit er ſich überzeuge, daß auch dieſe Roſe ihre Dornen, daß auch dieſer Honig ſeine Bitterkeit habe.

Höre zu, lieber Leſer.

Wenn ich zur Frau von S. komme, muß ich meine Arme zu einem Zwirnhaspel hergeben. Wenn ich der Madame M. meine Aufwartung mache, muß ich mit ihr Schach ſpielen. Wenn ich der Frau von H. einen Beſuch abſtatte, muß ich ihr Etwas aus ihren Lieblingsſchriftſtellern, aus dem Tromlitz oder Clauren vorleſen. Wenn ich mich beim Fräulein S. anmel-

den lasse . . . , muß ich ihr Charpie zupfen helfen. Wenn ich zum Fräulein A. komme, so wartet ein Knäuel auf mich, der von mir entwirrt sein will. Wenn ich bei Madame E. meine Visite mache, muß ich Stickmuster für sie zeichnen. Wenn ich mich in der Gesellschaft der Frau von M. erholen will, muß ich ihr Unterricht in der Botanik ertheilen. Wenn ich zu Madame Z. komme, so muß ich ihrem Hunde und nebenbei auch ihrem Gemahle schön thun. Und warum das Alles? Damit ich mich rühmen dürfe, Eintritt in das Boudoir vieler Frauen zu haben.

Die Damen setzen meine Geduld nicht selten auf eine allzuharte Probe. Heißt es nicht zu viel von mir verlangt, wenn meine beiden Arme eine Viertelstunde wie Windmühlenflügel arbeiten müssen? Wozu gibt es denn Zwirnhaspel und Zwirnmänner auf der Welt? — Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich drei Stunden hindurch mit einer Dame Schach spielen, mein Gehirn anstrengen und am Ende doch die Partie verlieren muß, um die Pflichten eines Galanthomme zu erfüllen?

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich, der abgesagte Feind aller Romane, bongré malgré eine Novelle von Clauren oder Tromlitz hinunterschlucken muß. Die Buchstaben kommen mir wie Mohnköpfchen vor, meine Augen fallen zu. Ich darf aber weder gähnen, noch einschlafen, denn Eines wie das Andere hieße sich gegen den Bonton versündigen.

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich ein Paar Stunden Charpie zupfen muß? Ja, wäre die Charpie für Polen bestimmt, so ließ ich's mir gefallen; Fräulein S. braucht aber die Charpie, um andere Wunden zu vernarben.

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn

ich mich mit einem verwirrten Zwirnknäuel abplagen muß? Lieber wollte ich doch zehn gordiſche Knoten als einen Zwirnknäuel löſen, den man, blos aus Malice, vorſätzlich verwirrt und verknotet hat.

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich Stickmuſter zeichnen muß? Ließ mich deshalb mein Papa im Zeichnen unterrichten, damit ich einſt auf meine alte Tage, Muſter für Halskragen, Schnupftücher und dergleichen Utenſilien angeben könne. O malheureux que je suis!

Heißt das nicht zu viel von mir verlangt, wenn ich Lectionen in der Botanik ertheilen muß. So eine neugierige Dame kann oft mehr fragen, als ich zu beantworten im Stande bin. Neulich verlangte Frau von M. zu wiſſen, wieviel Arten von Pelargonium es gäbe. Vor fünf Jahren hätte ich hundert Species von dem Genus aufzählen können — jetzt aber Parbleu! man vergißt ſo Manches in der Welt, mithin auch wohl ein paar Pflanzen.

Emil fragte mich, wie ich es anfange, daß mir die Damen nicht abhold wären.

Ich gab ihm, aufrichtig genug, die bekannte Lehre: „Suche zu gefallen und Du wirſt gefallen.“

Um den Frauen zu gefallen, muß man aber ſehr wenig von Liebe mit ihnen reden. Wenn wir zu ſchmachten und zu ſchwärmen anfangen, ſo werden wir Männer faſt ſtets etwas langweilig. Das wirſt Du, guter Leſer, vielleicht ſchon aus eigener Erfahrung wiſſen. Nichts aber iſt den Damen unerträglicher, als ein langweiliger Mann. Sie wollen von uns unterhalten ſein. Wer das kann, dem werden ſie den Orden ihrer Gunſt ins Knopfloch ſtecken und ihn zum Ritter ihres Herzens krönen.

Unſere Zierbengel glauben ſehr angenehm zu er-

ſcheinen, wenn ſie das Ohr der Schönen mit Liebesfloskeln vollſtopfen. Sie wiſſen ſich mit den Damen von keinem andern Gegenſtande als von Liebe zu unterhalten. Manchmal nehmen ſie nur deshalb die Miene eines Verliebten an, damit ſie Stoff zu Geſprächen finden. Die Bengelchen fangen zu ſeufzen, zu ſchwärmen, zu heulen und zu winſeln an und ſind der Meinung, die Dame dadurch unterhalten zu haben.

Ich kenne einen vielblätterigen Kranz von Frauen, aber keine von Allen incommodire ich mit Geſtändniſſen meiner Liebe. Ich unterhalte eine Jede auf andere Weiſe, aber Keine von Allen langweile ich durch die Ach- und O-Leier zärtlicher Gefühle.

Folge meinem Beiſpiel, Emil, und die Frauen werden Dich weit lieber als jene lieberöchelnde Grasmücken haben, die ſich Frauengunſt erſeufzen wollen.

82.

Der Affe und das Billetdoux.

(Factiſch.)

Gabriele konnte dieſen Affen nicht leiden. Sie war deshalb ſo gegen ihn eingenommen, weil eine Kartenlegerin (gleich nach der Hochzeit) ihr prophezeiht hatte, dieſer Affe werde einmal Urſachen zu einer Eheſcheidung herbeiführen.

Gabriele (wie alle Frauen ein klein wenig abergläubig) war ſeit jener Weiſſagung dem armen Affen ſo gram, daß ſie wer weiß was darum gegeben,

wenn ihr Jemand dieſen Affen geſtohlen oder umgebracht hätte.

Wohl hundert Mal bat ſie ihren Gatten, dieſes „abſcheuliche Vieh" zu verkaufen.

Der Gatte fragte ſie, was ſie gegen dieſes anſtändige und ſolide Thier einzuwenden habe?

Sie könne es nicht ſehen, antwortete ſie, es wäre ihr furchtbar zuwider, ſie würde krank werden, wenn er dieſes „abſcheuliche Vieh" nicht bald aus dem Hauſe ſchaffe.

Der Gemahl ließ ſich dadurch nicht wankend machen. Für ihn hatte der Affe einen großen Reiz, denn eine ſeiner frühern Liebſchaften hatte ihm einmal dieſes Vieh zu ſeinem Namenstage geſchenkt. Man wird es ihm alſo nicht verargen können, daß er den Affen als ein Souvenir anſah, an dem ſein Herz und ſeine Seele hing.

Unſer Pärchen, wiewohl erſt drei Jahre verheirathet, fing ſchon lau zu werden an. Der Gemahl renovirte ſeine alten Damenbekanntſchaften, ſuchte neue und machte nicht Einer, ſondern Zehnen die Cour.

Gabriele grämte ſich Anfangs, ſpäter aber wollte ſie ſeine Untreue mit gleichen Waffen ſchlagen und ließ ſich daher die Huldigungen einiger ihrer Hausfreunde gefallen, unter denen der junge Herr von F. ſie am meiſten anſprach.

Herr von F. gehörte zu jenen Gewächſen, die der Franzoſe roué aimable nennt.

Weißt Du lieber Leſer, was ein Roué aimable iſt? — Es iſt ein Weſen, das, wenn gleich blutarm, doch alle Moden mitmacht. Es hat gewöhnlich nur einen Anzug, aber dieſer eine Anzug iſt höchſt elegant und durch und durch nach der jüngſten Mode. Ein aimable roué ſieht wie ein Modekupfer aus, das man

aus einem Journal herausgeschnitten. Der Roué ist, wie gesagt, arm; so lange er lebt, bleibt er ein Schuldner des Schneiders, des Schuh- und Hutmachers. Der Roué müßte verhungern, wenn es nicht Frauen auf der Welt gäbe, die sich ein Vergnügen daraus machen, einem jungen, schöngewachsenen Mann dann und wann (hinter dem Rücken ihres Gemahls) ein Paar Louis zufließen zu lassen, damit er sich an sie attachire. Für ein Paar Louis entfaltet der Roué so viel Liebe und Zärtlichkeit, als man nur immer verlangen kann. Für ein Paar Louis stellt er sich in jede Frau, und wäre sie noch häßlicher als eine Nachteule und älter als eine der Berliner Primadonnen, bis zum Wahnsinn verliebt. Der Roué kann seufzen, schmachten und schwärmen, ohne auch nur im mindesten verliebt zu sein; kurz für ein Paar Louis macht er den Frauen den Hof, auf welche Art sie wollen.

Herr von F. wußte sich durch sein geschmeidiges Betragen so tief in Gabrielens Herz einzunisten, daß sie ihm allmählig die Rechte zugestand, auf die sonst nur der Gemahl Ansprüche machen dürfte. Dabei wußte sie seine liebenswürdige Zärtlichkeit und seinen unermüdlichen Diensteifer bald durch dieses bald durch jenes Cadeau zu belohnen und wohlweislich von Neuem anzuspornen.

Schon manches Goldstück war in des Roué's nimmersatte Börse geflossen. Dafür wurde Herr von F. mit jedem Tage zärtlicher und zutraulicher gegen sie.

Eines Tages sandte er an Gabrielen (durch die Stadtpost) ein Billetdour, welches dergestalt von Liebesfloskeln und Treueversicherungen wimmelte, daß Gabrielen als sie las, eine Thräne ins Auge kam.

Mehr als zehn Mal las sie das Liebesbriefchen unentschlossen, was sie mehr bewundern sollte, den

poetiſchen Gedanken-Schwung oder die unauslöſchliche Liebe, die ſich ſo klar und deutlich in jenen Zeilen abſpiegelte.

In einem kurzen Postscriptum hatte ſie Herr von F. um 20 Louis erſucht. Wie hätte ihm Gabriele eine ſolche Kleinigkeit abſchlagen können! Sie ſteckte das Brieflein in das unzugängliche Heiligthum ihres Buſens, ging über ihre Chatulle, nahm 20 Louis heraus und ſandte ſie durch einen ihrer Diener, deſſen Verſchwiegenheit ſie in ähnlichen Fällen ſchon oft erprobt gefunden, an Herrn von F.

Vier Tage waren verfloſſen. Gabriele hatte das Liebesbrieflein ſorgfältig ins Toilettenkäſtchen geſteckt, damit es den Augen ihres Gemahls verborgen bleibe. Der Zufall wollte aber, daß ſie die Toilette eines Tages zuzuſchließen vergaß.

Da ſie nicht zu Hauſe war, hatte der Affe freien Spielraum in ihrem Boudoir. Er machte die Toilette auf, beguckte ſich in dem Spiegel, bürſtete ſich die Zähne, parfümirte ſich und äffte überhaupt Alles nach, was er ſo oft von Gabrielen geſehen, wenn ſie Toilette machte.

Endlich fiel ihm auch das Billetdoux in die Augen. Er hatte es ſo oft in den Händen Gabrielens geſehen und wollte es nun auch einmal leſen. Er ſetzte ſich aufs Canapee, drückte ſich in eine Ecke, öffnete den Brief und that grade ſo, als ob er ihn wirklich leſen könne. Er machte es wieder zu und bald wieder auf — denn Gabriele hatte es ja auch ſo gemacht.

Unglückſeliger Weiſe kam der Herr Gemahl dazu. Er ſah, daß der Affe mit einem Brieflein ſpiele und entriß es neugierig ſeinen Händen.

Der Affe fletſchte die Zähne, kratzte mit der lin-

ken Hand seine linke Hüfte und nahm eine schaden-frohe Miene an, gleichsam, als ob er wüßte, daß er der armen Gabriele, seiner Feindin, einen Schabernack gespielt.

Der Gemahl gerieth, als er das Billetdour gelesen, in eine kolossale Wuth. Wer kann ihm das verdenken? Wenn Du Dich, lieber Leser, jemals in einer ähnlichen Lage befunden hast, so wirst Du wissen, daß Zorn und Rache in solcher Aufregung ans Viehische streifen.

Er biß sich vor Wuth fast die Zunge ab, tobte und fluchte, zerschlug verschiedene Spiegel und diverse Stühle und brütete mörderische Plane aus.

Der Monolog, den er hielt, verdient erzählt zu werden:

„Gabriele hat also einen Courmacher und noch dazu einen Courmacher, den sie für seine Zärtlichkeit besolden muß; hätte sie ihm blos ihr Herz geschenkt, hätte ich das Auge zugedrückt und als Philanthrop durch die Finger gesehen. Sie hat ihm aber auch 20 Louis geschenkt. Das fordert Rache! Aus diesem Billetdour geht überdies nur zu klar hervor, daß es nicht das erste Mal ist, daß Gabriele mit meinem Golde seine Börse gefüllt. 20 Louisd'or! Wie kann man bei so schlechten Zeiten so splendid, so generös sein. Ich mache 10 Frauen die Cour, aber für Alle zusammen gebe ich nicht 20 Louis aus. 20 Louis! Unerhört! Wuthentbrannt warf er sich aufs Sopha und — schlief ein."

Gegen Abend kam Gabriele nach Hause. Ihr Gatte fing zu sticheln an, hielt ihr endlich das Billetdour unter die Nase und fing von Neuem zu rasen an. Das Trauerspiel endete sich damit, daß der er-

zürnte Gatte den Schwur that, morgen in aller Frühe eine Scheidungsklage anhängig zu machen.

Er hielt Wort. Die Weissagung der Kartenlegerin ist wirklich in Erfüllung gegangen. Der Affe hat eine Ehescheidung herbeigeführt. Gabriele ist seit drei Monaten von ihrem Gatten geschieden und lebt auf ihrer Villa, von Gewissensbissen gequält.

* * *

Edle Frauen, betrachtet Gabrielen als ein warnendes Beispiel. Haltet Euch keine Affen und keine Courmacher!

83.

Scenen in der Pariser Theater-Garderobe. (Vor Anfang der Oper.)

(In Berlin geschieht so etwas niemals.)

Eine junge Sängerin steht vor dem Spiegel und kleidet sich an. Die Mutter schnürt das Mieder so fest, als es die Tochter ertragen kann, dann reicht sie ihr das Spitzenkleid, das auf dem Sopha liegt. Die Sängerin schlüpft eben mit dem einen Arme in den Gigot — da klopft es.

Sängerin. Mutter, sehen Sie doch einmal nach, wer draußen ist.

Mutter. Gleich, liebes Kind. (Die Mutter riegelt auf, steckt den Kopf zur Thür hinaus, sieht, wer draußen ist, murmelt: Guten Abend, zieht den Kopf zurück und

riegelt wieder die Thür zu.) Der Lieutenant ist draußen, liebes Kind. Soll ich ihn hereinlassen?

Sängerin. Alphons? Ich bin zwar noch nicht ganz angezogen, vor Alphons hat dies aber nichts zu sagen. Machen Sie ihm auf, Mutter!

Mutter. Gleich, liebes Kind. (Die Mutter macht die Thür auf und läßt den Officier herein.)

Offizier. Guten Abend, Zerlinchen . . .

Sängerin. Guten Abend, lieber Alphons. Wie geht's? Ich hoffte, Sie heute Nachmittag bei mir zu sehen. Wer nicht kam — war mein Alphons. Wo haben Sie denn gesteckt, Sie Loser?

Offizier. War bei meinem Alten zum Diner. Kann ich Ihnen bei Ihrer Toilette behülflich sein, Zerlinchen . . .?

Sängerin. O ja! Häkeln Sie mir hinten das Kleid zu.

Offizier. Auf der Stelle. (Der Lieutenant legt Hut und Degen ab, zieht die Handschuhe aus und häkelt der Sängerin das Kleid zu.)

Mutter. Sieh nur, wie schnell das geht. Herr Lieutenant, Sie müssen in Ihrem Leben schon viele Kleider zugehäkelt haben.

Offizier (lacht). Das will ich meinen.

Sängerin. Alphons weiß überall Bescheid . . Wie spät ist es wohl jetzt?

Offizier. Schon halb Sieben vorbei.

Sängerin. Herr Gott, da muß ich mich tummeln. Mutter, schnell den blauen Seidengürtel her.

Mutter. Wo liegt er denn, liebes Kind? Ich such' ihn schon überall, kann ihn aber nicht finden.

Sängerin. Alphons, lassen Sie jetzt die Neckereien, Sie sehen ja, daß ich eilen muß. Vielleicht liegt der Gürtel im Korbe?

Mutter. Auch da ist er nicht!

Sängerin. Sie haben ihn wohl gar zu Haus gelassen?

Mutter. Es kann wohl sein, liebes Kind.

Sängerin. So? Da können Sie hübsch nach Haus gehen und ihn holen. Alphons, Sie können sich keinen Begriff von der Nachlässigkeit meiner Mutter machen. Bald vergißt sie die Schminke, bald die Pomade, bald das Baret, bald die Handschuh mitzunehmen. Der Gürtel ist also wirklich nicht da? (Fängt zu suchen an.) Aber liebe Mutter, sind Sie denn blind? Da liegt er ja ganz breit auf der Sophalehne.

Mutter. Verzeih, liebes Kind. Es ist etwas dunkel im Zimmer; die Lampe brennt nicht hell — Du weißt, ich kann nicht mehr gut sehen.

Sängerin. Immer Ausreden. Was Sie sehen wollen, das sehen Sie sehr gut. Nicht wahr, Alphons?

Mutter. Sei nicht böse, liebes Kind.

Sängerin. Alphons, lassen Sie die Neckereien. — Schnell den Blumenstrauß!

Mutter. Hier, liebes Kind.

Sängerin (steckt den Blumenstraus in den Busen und beguckt sich in dem Spiegel von allen Seiten). Nun, Alphons, wie gefällt Ihnen mein neues Kleid?

Offizier. Es steht Ihnen magnifique.

Sängerin. Schmeichler! Und der Kopfputz?

Offizier. Ist göttlich!

Sängerin. Und das Blumen-Bouquet?

Offizier. Ist himmlisch! Sind das echte Blumen? (Riecht an dem Blumenstrauß.)

Sängerin. Freilich sind es echte Blumen!

An mir iſt gar nichts falſch. (Giebt ihm einen kleinen Backenſtreich und bald darauf einen Kuß.)

(Man klopft.)

Sängerin. Wer da?

Director. Machen Sie nur auf, ich bin es, der Director.

Mutter. Soll ich aufmachen, liebes Kind?

Sängerin. Ja wohl! Das verſteht ſich ja von ſelbſt.

Mutter. Nu, nu, werde doch nicht gleich böſe, liebes Kind. (Die Mutter macht die Thür auf und läßt den Director herein.)

Director (tritt ein, ohne Hut, die Hände in der Seitentaſche und den Zahnſtocher im Munde.) Guten Abend. Schon angezogen?

Sängerin. Fix und fertig. Werden wir bald anfangen?

Director. Wir haben noch ein gutes Viertelſtündchen Zeit.

Sängerin. Wird es voll werden?

Director. Ich glaube. (Er ſetzt ſich aufs Sopha, lehnt ſich in die Ecke, legt einen Fuß über den andern, ſpielt mit der einen Hand in ſeinen Haupthaaren und mit der andern mit ſeinen Uhr-Berlocques.)

Offizier. Fräulein, ich werde mich empfehlen.

Sängerin. Adieu, Alphons. Sie gehen doch ins Theater?

Offizier. Das verſteht ſich.

Sängerin. Nach der erſten Arie bitt' ich zu applaudiren.

Offizier. Das verſteht ſich.

Sängerin. Nach dem Duett erſuche Sie, da capo zu rufen.

Officier. Das verſteht ſich. (küßt ihr die Hand, grüßt den Director und will gehen.)

Sängerin. Sie kommen doch morgen?

Offizier. Um 9 Uhr ganz beſtimmt. (geht.)

Director. Wer war der junge Mann?

Sängerin. Ein reicher Cavalier.

Director. Sie thun ja ſehr zärtlich mit ihm.

Sängerin. Das hat ſeine Gründe. Er iſt reich — generös — ich ſtelle mich verliebt —

Director. Genug, . . . iſt verſtehe . . . . (ſteht auf) Jetzt muß ich zur Kaſſe gehen. In den Zwiſchenakten komme ich wieder ein Bischen herauf. (geht.)

Sängerin. (beguckt ſich abermals im Spiegel, macht die Bracelets um und probirt einige Triller und Rouladen.)

Mutter. (räumt das Zimmer auf.)

(Man klopft.)

Sängerin. Herein!

(Der Journaliſt tritt ein. Er behält den Hut auf, hat eine Reitgerte in der Hand und eine Roſe im Munde.)

Journaliſt. Guten Abend, mein Engel.

Sängerin. (ſieht ihn an.) Ach, Sie ſind es, ich hielt Sie anfangs für meinen Legationsrath. Es freut mich, daß Sie kommen. Hören Sie, theuerſter Freund, ich habe heute ein Bischen Angſt.

Journaliſt. Warum, mein ſüßer Engel.

Sängerin. Ich habe die Partie etwas vernachläſſigt.

Journaliſt. Aengſtigen Sie ſich nicht. Was kann Ihnen geſchehen. Ihre Garde ſchützt Sie vor jeder Gefahr.

Sängerin. Aber die Journale . . .

Journaliſt. Kind, dafür laſſen Sie nur

mich ſorgen. Ich bin Mitarbeiter an 25 Journalen, liefere unter allen Buchſtaben Kritiken für die Blätter . . .

Sängerin. (Hält ihm den Mund zu.) Freund, reden Sie nicht ſo laut. Gleich nebenan iſt das Ankleidezimmer der rothköpfigen Tänzerin. Sie horcht immer, und kann jedes Wort hören, was in meinem Zimmer geſprochen wird. Man muß ſich in Acht nehmen vor dieſer neidiſchen Plappermühle.

Journaliſt. Auf dieſe Tänzerin habe ich ſchon lange einen Zahn. Ich werde ſie nächſtens in zwölf Journalen herunterreißen, daß ſie an mich denken ſoll.

Sängerin. Freund, thun Sie das, aber je eher je lieber. Sie wiſſen gar nicht, wie hochmüthig dieſer Rothkopf iſt. Reißen Sie ſie nur recht ſtark herunter.

Journaliſt. Verlaſſen Sie ſich darauf. Wem meine Feder zu Leibe geht, der . . . .

Sängerin. Das weiß Niemand beſſer als ich. Früher haben Sie mich ja ſo maltraitirt . . .

Journaliſt. Blos deshalb, weil Sie ſpröde gegen mich waren . . . .

Sängerin. Aber jetzt?

Journaliſt. Jetzt bin ich vollkommen zufrieden mit Ihnen.

Sängerin. Horch — ſo eben beginnt die Ouvertüre.

Journaliſt. Nun geh' ich. Machen Sie ſich auf einen ſtürmiſchen Applaus gefaßt. Bekomm' ich einen Kuß?

Sängerin. Zwei für Einen. Apropos, wann ſehe ich Sie bei mir.

Journaliſt. Morgen Mittag eſſe ich bei Ihnen.

84.

Die verhängnißvolle Enveloppe.

. . . Denn die Damen lieben mich. Ich weiß zwar nicht, weshalb? allein, was liegt daran; sie lieben mich einmal und damit Punctum und — wenn Du willst — Gedankenstrich.

Auch Frau von R. (warum soll ich es verheimlichen) ist mir nicht gram. Erst neulich gab sie mir einen neuen Beweis ihrer warmen Freundschaft.

Ich war einer ihrer letzten Gäste. Schon mehr als ein Viertelstündchen wartete der Wagen, der mich nach Hause bringen sollte. Es war schon Mitternacht — mithin hohe Zeit, mich zu empfehlen. Mit einem enormen Aufwand von Liebenswürdigkeit küßte ich ihre kleine, zarte Hand und wollte gehen.

— Sie haben keinen Mantel mitgenommen?

— Nein, schöne Frau.

— Sie wollen in einem Frack nach Hause fahren?

— Ja, schöne Frau.

— Das geht nicht, das erlaube ich nicht.

— Und warum nicht, meine Gnädige.

— Freund, Sie können sich erkälten. Die Nachtluft, das feuchte Regenwetter, Ihre schwache Constitution, die Cholera! Gott! ich würde mir Gewissensbisse machen, wenn Ihnen ein Unglück zustieße.

— Ich soll also . . . .

— Hübsch artig sein und thun, was ich Ihnen heiße. Ich will Ihnen eine meiner Enveloppen leihen. Da ist ein Wickler, hüllen Sie sich darin ein und kommen Sie gut nach Hause.

— O Prachtexemplar der Schöpfung! wie sehr

wetteifern bei Ihnen Schönheit und Güte um den Preis des Sieges.

Ich küßte zum zweiten Male ihre liebe Hand und ließ einen Seufzer los, mit dem ich Thüren hätte einrennen können. Ich warf die Enveloppe um und Frau von R. häkelte mir das Halskettchen zu. **Dormez bien**, ſagte ſie, **rêvez de moi** ſagte ich. Und zwei Minuten ſpäter rollte der Wagen fort.

Die Roſſe durchkreuzten die Straßen, als ob ihnen unſer Herrgott auf ein halbes Stündchen ein Paar Flügel geliehen hätte. Dicht in die Enveloppe gehüllt, drückte ich mich in die Ecke des Wagens und dachte — an wen anders, als an die liebenswürdige Frau von R.

Kaum fünf Minuten brauchte ich, um meine Wohnung zu erreichen. Ausſteigen, dem Kutſcher ein ſilbernes Vergißmeinnicht in die Fauſt zu drücken und das Hausthor öffnen — das Alles ging ſo ſchnell als Döbler's Volteſchlagen.

Ermüdet warf ich Frack und Enveloppe auf das Sopha hin, entkleidete mich in einem halben Nu und überflog einige eingelaufene Briefe und Beiträge, um — deſto ſchneller in Morpheus Mohn-Hotel anzukommen.

Wenn es Dich intereſſiren könnte, ſo würde ich Dir ſagen, daß ich von Onze et demie, 17 Thaler 16 Groſchen, von Frau von R. und einer neuerfundenen Mehlſpeiſe geträumt habe — allein, was geht das Dich an, ob ich von Dieſem oder Jenem geträumt habe; Dir iſt ſo etwas ganz gleichgültig, drum Punctum und — wenn Du nichts dawider haſt — Gedankenſtrich.

Am andern Morgen — ſchon um 9 Uhr — — beſuchte mich die kleine Clementine. Weißt Du,

wer Clementine iſt? Eine von jenen eilf Glücklichen, denen ich in Augenblicken eines gelinden Wahnſinns das Heirathen verſprochen habe.

Als Clementine die Enveloppe auf dem Sopha ſah, fuhr ſie erſt auf und dann zuſammen. Ihre Eiferſucht ſchob ihr einen Gedanken in den Kopf, der ganz geeignet war, ſie auf 8 Tage, wenn auch nicht untröſtlich, doch ganz deſperat zu machen.

— Darf man fragen, wie Sie zu dieſem Meubel kommen? Enveloppen pflegen ſonſt nur Frauen zu tragen. Haben Sie heute ſchon Damenbeſuche empfangen?

— Nein, ſüße Clementine.

Sie nahm den Wickler beim Wickel und ſah mich und ihn mit vielſagenden Augen an.

— Der Mantel liegt alſo ſchon ſeit geſtern Abend auf Ihrem Sopha?

— Ja, bittere Clementine.

— Nun weiß ich Alles. Wo Enveloppen ſind, müſſen auch Damen ſein und wo Damen ſind, müſſen auch — nun, Sie werden wohl wiſſen, was ich ſagen will.

— Nein, ſüße Clementine, ich weiß es nicht, was Sie ſagen wollen . . . .

— O pfui! Sie haben Ihre Treue gebrochen. Leben Sie wohl, nie ſehen Sie mich wieder.

Sie eilte wie ein Blitz davon. Ich wäre ihr ſicher nachgelaufen, wenn ich zum Unglück nicht noch in einem barbariſchen Negligee geſteckt hätte. Sie ging und kam (was ſonſt nie geſchehen) nicht wieder.

O Enveloppe, Enveloppe, Du haſt mich um Clementinens Liebe gebracht! Du haſt meine Unſchuld verdächtigt und einen Verdacht auf meine Solidität geworfen, der mich unendlich rührt. O

Enveloppe, Enveloppe, das werde ich Dir niemals vergeſſen!

Zehn Minuten ſpäter kam einer meiner Hausfreunde — der Executor. Ich ſollte 73 Thaler Gerichtskoſten zahlen oder — ausgepfändet werden. Da meine Börſe ſeit einigen Tagen an der Cholera morbus litt, ſo hatte ich nicht einmal ſoviel Goldſand, um meinen Hausfreund damit blind zu machen.

Ich zündete mir eine Havanna an, er ſchritt zur Pfändung. Nachdem er mit der rührendſten Gemüthlichkeit meine Garderobe in Beſchlag genommen, wollte er auch die Enveloppe mitgehen laſſen.

— Halt, verehrter Gönner! Dieſe Enveloppe gehört nicht mir.

— Wem denn?

— Kleiner Schelm! ſo forſcht man die Leute aus. Ich darf es nicht ſagen, wem ſie gehört.

— Wenn Sie nicht beweiſen können, daß die Enveloppe einer andern Perſon gehört, ſo muß ich...

— Nicht keck, edler Mäcen! Mein Ehrenwort mag Ihnen die Verſicherung geben, daß die Enveloppe nicht mir, ſondern einer Dame gehört.

— Welcher Dame?

— O Sie kleiner Vocativus! Wie kann man ſo neugierig ſein. Kurz und gut: Sie gehört nicht mir, mehr brauchen Ew. Wohlgeboren nicht zu wiſſen. Der Executor ging und ließ all' meine Sachen mit ſich gehen.

Wäre mir ſo ein Malheur (man könnte es allenfalls auch Pech oder Unglück nennen) zum erſten Male arrivirt — ich wäre perpler geweſen. Da aber kein Trimeſter vergeht, in welchem ich nicht zwei bis drei Mal rein ausgepfändet werde, ſo wird man's nicht übel nehmen, wenn ich mich über dieſe Kleinigkeit ruhig hinwegſetzte.

Der malitiöse Gerichtsdiener! Er ließ mir nichts als die Enveloppe und ein Paar Pantalons von weißem Englischleder. In diesem Anzug konnte ich doch unmöglich in einem kalten Herbsttage ausgehen, an welchem es noch obendrein (o Pech mit Nachguß) sehr stark regnete.

Ich mußte also zu Hause bleiben und fertigte mit diplomatischer Eile und lakonischer Kürze Depeschen an einige meiner Freunde ab, worin ich sie um Geld-Vorschüsse ersuchte; mein Bedienter wurde sofort als Chargé d'affaire abgesendet.

Unterdessen erhielt ich den Besuch einer fremden Schauspielerin, die mir ein Empfehlungschreiben von einem meiner Hamburger Collegen einhändigte. Da mir der vermaledeite Häscher keinen einzigen Rock (nicht einmal meinen Schlafrock gelassen) so mußte ich, um mir keine Blößen zu geben, die Enveloppe umnehmen. Die Dame lachte über meinen barocken Anzug. Hätte sie die Ursache gekannt, sie würde vielleicht geweint haben. Sie hielt mich für einen Sonderling und das war gut.

Wir hatten uns in ein Gespräch verwickelt — da trat das Kammermädchen der Frau von R. ein.

— Eine Empfehlung von der gnädigen Frau: Sie möchten die Güte haben, ihr die Enveloppe zurückzuschicken.

— Ich werde die Enveloppe heute Abend selbst zurückbringen.

— Nein, ich muß sie gleich mitnehmen.

— Hat denn die Sache so große Eile?

— Ja, freilich, ich soll sie zum Schneider tragen und neue Shawl-Borten ansetzen lassen.

— Das kann auch morgen geschehen.

— Nein, die gnädige Frau hat mir befohlen, ihn noch heute — jetzt gleich hinzutragen.

Geliebter Leſer, ſtelle Dir meine Lage vor! Das Kammermädchen verlangte die Enveloppe und ich — ich konnte ſie, ohne mich vor der fremden Dame bloßzuſtellen, nicht zurückgeben.

— Gehen Sie nur, liebes Kind, ich werde Alles bei Ihrer gnädigen Frau verantworten.

— Brauchen Sie denn noch die Enveloppe?

— Ja — nein — ja doch — ich habe etwas zerriſſen daran, das muß ich repariren laſſen.

— Das werd' ich ſchon beſorgen — ich muß ja ohnedies zum Schneider hin.

Das Kammermädchen war nicht zum Wegbringen; erſt nach vielem Reden gelang es mir, ſie zu entfernen.

Bald darauf verließ auch die Actrice mich und überfroh war ich, endlich allein zu ſein. Doch fünf Minuten ſpäter führte der Teufel einen Bedienten zu mir, der mich zu einem Souper bei dem Banquier M. einlud.

— Viele Empfehlungen von Herrn und Madame M., ſie bitten ſich das Vergnügen aus, Sie heute Abend . . .

— Tauſend Grüße, ich werde kommen, wenn mich notabene nichts Wichtiges davon abhält.

Etwas ſpäter kam auch mein Chargé d'affaire zurück. Er brachte mir Antwortſchreiben, Entſchuldigungen, Vertröſtungen, Freundſchaftsverſicherungen — Alles — nur kein Geld. Vor Zorn konnte ich nicht zu mir ſelbſt kommen und aus Garderobe-Mangel zu keinem Andern gehen.

Was war da zu thun? Nichts. Ich mußte die Sachen ruhig abwarten, ergab mich mit ſtoiſcher Ge-

duld in meine Lage und wollte eben die Feder ergreifen, um ein kleines Luſtſpiel zu entwerfen (zu welchem mir die Wirklichkeit einen ſo dankbaren Stoff gegeben hatte) da trat — der Briefträger ein.

Ein Brief! Aus Frankfurt am Main. Von wem? Von meinem Buchhändler! Er ſchickt mir einen Wechſel von 600 Thalern. Honorar für geliefertes Manuſcript zu einem Almanach. Wann iſt der Wechſel zahlbar? Gleich nach Sicht. Victoria! meine Qual iſt geendet.

Noch waren nicht volle drei Stunden verſtrichen, da war der Wechſel zu Geld und ein Theil des Geldes zu Kleidern gemacht. Der Schneider brachte mir ein Paar neue Anzüge, ich kleidete mich an und fuhr in einer Droſchke zur Frau von R., um ihr die ſehnlich erwartete Enveloppe zurückzuſtellen.

Ich wollte raſch ausſteigen, da blieb unglücklicher Weiſe der Kragen der Enveloppe an dem Tritt hängen — ich merkte es erſt dann, als ſchon der Kragen heruntergeriſſen war.

Man denke ſich meinen Schreck — die Enveloppe war ruinirt. In ſolchem Zuſtande konnte ich ſie unmöglich der Frau von R. zurückgeben; ich ſtieg alſo wieder in die Droſchke ein und ließ mich zu dem Damenſchneider in der **ſtraße bringen, bei welchem ich erſt vor Kurzem ein Atlaskleid machen ließ, das ich meiner Clementine zum Geburtstags-Geſchenk verehrt hatte.

Ich trat in das erſte Zimmer des Kleidermachers, Niemand war zugegen — ich trat in das zweite Zimmer, auch dieſes war leer — ich trat in das dritte Zimmer — Himmel! Was ſah ich! Eine junge Frau lag ächzend und ſtöhnend im Bette, ihr Mann, der Schneider, und drei ſeiner Gehülfen frottirten das arme

Weibchen. Am Tiſche ſaß ein Arzt, der ein Recept ſchrieb.

Bei der armen Schneiderfrau hatten ſich vor einer Viertelſtunde Symptome jener Seuche eingeſtellt, die jetzt ſo unbarmherzig in unſern Mauern wüthet. Der Arzt wurde geholt, und erklärte — in meiner Gegenwart — die arme Frau habe die Cholera!

Der Schreck machte mich ganz perplex. Ich wollte mich eben aus dem Staube machen, um nicht Zeuge einer ſolchen Krankenſcene zu ſein, da trat ein Polizei-Commiſſär und ein Vorſteher der Schutz-Commiſſion ein, um, auf den Bericht des Arztes, die Wohnung zu ſperren.

Es war zu ſpät, ich konnte nicht mehr entfliehen, die Herren ließen mich nicht fort.

Man brachte mich in eine Dachſtube, ich mußte darin, laut polizeilicher Verordnung, zehn Tage Quarantaine halten und wurde in dieſer engen Dachſtuben-Contumaz-Anſtalt dergeſtalt geräuchert, daß ich mich ganz bequem als Pökelfleiſch hätte aufeſſen können. Täglich wurde ich drei Mal mit Chlor beräuchert. Ich hätte nie geglaubt, daß jemals aus mir ein ſo chlorreicher Mann werden würde.

Zehn Tage mußte ich in einer kleinen, engen, feuchten Dachſtube campiren. Gott, was mußte Frau von R. von mir denken! Sie wußte nicht, wo ich geblieben war. Darüber hätte ſie ſich vielleicht getröſtet; ſie wußte aber auch nicht, wo ihre Enveloppe hingekommen. Das war's, was ſie ohne Zweifel ſehr betrübte. Ihr ſchreiben, in welch eine Klemme mich ihre Enveloppe gebracht — das wollte ich nicht. Die Sache hätte ihr gutes Herz am Ende doch beunruhigen können.

Ich fügte mich alſo mit Geduld in die zehntägige

Haft und schrieb einen Cyklus von Satiren, der später unter dem Titel „zehn Tage in einer Contumaz-Anstalt“ erscheinen wird.

Mit Vergnügen vernahm ich am fünften Tage meiner Quarantaine, daß die Schneiderfrau gerettet und schon auf dem Wege der Besserung sei; doch am sechsten Tage vernahm ich mit Schrecken die Hiobspost, daß ihr Mann erkrankt sei. Er starb an demselben Tage. Sein letztes Werk, der Schwanengesang seiner Nähnadel, war die glückliche Ausbesserung der Enveloppe.

Nach Verlauf von 10 Tagen wurde ich meiner Haft entlassen. Mein erster Gang war, Du kannst es Dir leicht denken, der Gang zur Frau von R. Ich brachte ihr die Enveloppe und erzählte ihr all' die traurigen Fata, in die sie mich verwickelt hatte. Frau von R. hörte ganz aufmerksam zu, stützte ihr rundes Kinn auf die linke Hand, sah mich ernsthaft an und — brach am Schluß meiner Erzählung in ein Lachen aus, das gar nicht enden wollte.

Ihre Enveloppe wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

85.

Augengläser.

. . . Doch nun zu dem Thema zurück. Es gibt, wie gesagt, sehr verschiedene Arten Augengläser. Man trägt Brillen, Nasenquetscher, Lünettes, Lorgnettes, Lorgnons, Loupen, Perspective und Doppelperspective.

Wie man den Vogel an seinen Federn erkennt, so kann man den Mann an den Augengläsern, die er

trägt, erkennen. Man kann durch ſie ſeinen Stand und ſeine Neigungen erfahren.

Die eigentlichen Brillen werden von verſchiedenen Ständen getragen. Brillen mit Stahlbügeln werden größtentheils von Studenten, Recenſenten und Schullehrern; Brillen mit ſilbernen Beſchlägen, von Referendarien und andern Windbeuteln, die nur der Mode halber nicht gut ſehen können; Brillen mit Horneinfaſſungen von älteren Beamten und Aerzten getragen. Viele von dieſen Brillenträgern pflegen lange Haare zu haben, die ſie hinters Ohr legen.

Naſenquetſcher ſind ſchon ſeit geraumer Zeit aus der Monarchie der Mode exilirt. Sie werden nur noch von angehenden Matronen und Greiſen, und vorzugsweiſe von Betſchweſtern und Kartenlegerinnen, von alten Quackſalbern und Todtengräbern getragen. Die Alten, welche Naſenquetſcher tragen, pflegen die Gottesfurcht und den Kaffee zu lieben. Auch haben ſie meiſtentheils einen Mops oder eine Katze an Kindesſtatt adoptirt. Die Naſenquetſcher werden auch als Marken gebraucht, die ſie in die Bibel legen, um zu wiſſen, wo ſie im Leſen ſtehen geblieben.

Lünettes, deren Einfaſſung von Schildkröten-Schale werden von alten Militärs, deren Einfaſſung aber von Silber oder Gold iſt, von Rentiers getragen. Lünettenträger pflegen in der Regel kreuzbrave Leute und gutmüthige Schwätzer zu ſein.

Lorgnetten ſind die Augengläſer, die man jetzt am häufigſten ſieht. Perlmutter-Lorgnetten mit Goldeinfaſſung werden von der weiblichen Beaumonde, von Fürſtinnen, Gräfinnen, Primadonnen und vornehmen Maitreſſen getragen. Perlmutter-Lorgnetten mit Silbereinfaſſung trägt die männliche Beaumonde, junge Cavaliere und andere Herrchen, deren Deviſe: dolce

far niente heißt. Die meiſten der Lorgnettenträger haben den Bonton und das savoir vivre, wie getaufte Juden das Vaterunſer weg.

Ein Lorgnon iſt eine halbe Lünette, es hat nur ein Glas, das gewöhnlich in Gold und Silber eingefaßt und deſſen Form bald rund, bald viereckig iſt. Das Lorgnon pflegt gewöhnlich an einem breiten, ſchwarzen Seidenbande, oder an einem dünnen, goldenen Kettchen zu hängen.

Lorgnons werden von den Dandys, Elegants, Merveilleux, Stutzern, Legations-Attaché's und jungen Roués aimables geliebt, die von der Börſe leichtſinniger Damen leben. Die Leutchen, welche Lorgnons und zumal viereckige Lorgnons tragen, pflegen gewöhnlich alle Moden mitzumachen, Sporen und Reitgerte, Schnurrbart und Caſimirhoſen zu tragen und ſehr ſtark nach Parfüm und Dummheit zu riechen.

Loupe iſt nichts Anderes, als ein altmodiſches Lorgnon, deſſen Glas eine Horneinfaſſung hat und größtentheils, wie ein Brennglas, in einem Futterale ſteckt. Die Loupe unterſcheidet ſich von dem Lorgnon dadurch, daß ſie nie an einem Bändchen hängt, und ſtets vergrößert, während ein Lorgnon die Gegenſtände in ihrer natürlichen Größe erblicken läßt, aus dem Grunde, weil es nur feines Fenſterglas hat. Loupenträger pflegen meiſtentheils Pedanten, Schulfuchſer und nebenbei kurzſichtig zu ſein. Doctoren, Profeſſoren, wenn ſie in einer Conditorei Zeitungen, oder auf der Bibliothek Bücher leſen, pflegen ſich der Loupen zu bedienen. Sie putzen dieſe Loupen entweder mit dem Zeitungsblatte oder mit dem Zipfel ihres Rockes, während der Elegant ſein Lorgnon mit dem ſeidenen Schnupftuch, und die Beaumonde ihre Perlmutterlorgnette mit ihrem roſenrothen Glacéhandſchuh reinigt.

Perſpective oder ſogenannte Operngucker ſieht man am häufigſten bei Prinzen, Prinzeſſinnen, Miniſtern, Diplomaten, Bankiers, Journaliſten, Buchhändlern und Schauſpielern.

Doppelperſpective ſieht man ſehr ſelten. Sie werden nur von alten, aufgeblaſenen Rentiers und von jungen Quadrat-Stutzern getragen.

Dies ſind ungefähr alle Arten von Inſtrumenten, womit ſich das Auge bewaffnet, nicht ſo ſehr, um gut zu ſehen, als geſehen zu werden.

Willſt Du haben, daß eine Schauſpielerin von der Bühne herab einen Blick auf Dich werfe, ſo wende nicht eher Dein Perſpectiv von ihr ab, bis ſie es gewahr wird, daß ſie das Ruhebett Deines Auges, die Zielſcheibe Deines Blickes iſt. Das Perſpectiv macht ſie aufmerkſam auf Dich und ſie fängt alsdann mit Dir zu kokettiren an.

Willſt Du Jemanden ärgern und recht wüthend machen, ſo hole Deine Lorgnette hervor und betrachte mit ihr den, welchen Du ärgern willſt, vom Wirbel bis zur Zehe, lächle dann und ſtecke die Lorgnette wieder ein. Das Meſſen mit einer Lorgnette hat ſchon mehr als Einen in Wuth gebracht.

Und aus dieſem Grunde triffſt Du, guter Leſer, bei mir nicht nur ein Perſpectiv, ſondern auch eine Lorgnette an. Verſtanden? Bon!

86.

Die Nachtviſite.

. . . Da höre ich plötzlich ein Gekritzel. Es kam mir vor, als ob Jemand an meinem Pulte ſitze und ſchreibe. Ich ſpringe aus dem Bette und mache Licht.

Richtig, ein junger Mann ſaß am Pulte, ſchrieb im Finſtern und ließ ſich gar nicht ſtören, als ich, mit Licht in der Hand und Angſt im Herzen, ihn anſah.

— Wer ſind Sie, junger Mann?

— Wie! Sie kennen mich nicht?

— Nein.

— Ich bin ja Ihr Collega . . .

— Sie ſind?

— Der Teufel.

— Alſo der Teufel?! Freut mich, Ihre werthe Bekanntſchaft zu machen. Aber ſagen Sie mir, lieber Teufel, wie ſind Sie denn in mein Zimmer gekommen?

— Durchs Fenſter.

— Und was ſchreiben Sie da, wenn ich fragen darf.

— Eine Recenſion übers Königſtädter Theater. Ich war im Bernſteinring, mußte doppelten Eintrittspreis zahlen und habe mich furchtbar gelangweilt. Wollen Sie die Güte haben, dieſem Recenſiönchen einen Platz in Ihrem beliebten Blatte zu gönnen.

— Dies Recenſiönchen ſcheint etwas lang zu werden?

— Es ſind bis jetzt erſt 54 Bogen, ich bin noch nicht ganz fertig damit, will mich aber ein wenig kurz faſſen, damit ſie höchſtens 80 Bogen gibt.

— Wie ſoll ich dieſes Rieſenreferat in ein Blatt bringen?

— Sie können immer abbrechen und hinſchreiben „Fortſetzung folgt.“ Sie finden ja ſolche lange Bandwürmer faſt in allen deutſchen Zeitungen. Es ſchadet ja nichts, wenn dieſe Kritik durch 40 — 50 Nummern geht . . .

— Nein, das geht denn doch nicht . . .

— Warum nicht?

— Erſtens, iſt Ihre Recenſion etwas zu lang, und zweitens, habe ich ſchon eine Recenſion über den Bernſteinring.

— So? Das thut mir leid. Es hat aber deſſenungeachtet nichts zu bedeuten.

Der Teufel zerriß jetzt die 56 Bogen, die er mit ſeiner Recenſion vollgeklext hatte, warf die Papierfetzen zum Fenſter hinaus und holte nun aus ſeiner Seitentaſche ein ungeheuer dickes Manuſcript hervor.

— Können Sie vielleicht lyriſche Gedichte, humoriſtiſche Aufſätze, Rittergeſchichten, Räthſel oder ſo was brauchen. Sie wiſſen, daß ich zu Gunſten meiner Großmutter abdicirt habe. Seit dieſer Zeit privatiſire ich und beſchäftige mich mit der Literatur. Ich bin Mitarbeiter an 43 Oppoſitionsblättern und bin geſonnen, nächſtens ein eigenes Blatt unter dem Titel: „Fra Diavolo“ mit dem Motto: Tremblez! . . . herauszugeben.

— Auf eigene Koſten?

— Nein, das geht nicht, ich bin ein armer Teufel. Schon ſeit drei Monaten ſuche ich einen Verleger für mein Blatt, aber die Lumpen von Buchhändlern haben keinen Muth, etwas Neues zu unternehmen.

— Man kann es den Leuten nicht verdenken. Die ſchlechte Zeit, die Cholera . . Wüßten Sie, was ich in Ihrer Stelle thäte?

— Nun, was thäten Sie?

— Wenn ich der Teufel wäre, ich holte die Cholera.

— Ach, ich bin froh, daß sie mich nicht holt. Apropos, können Sie hübsche Xenien, frische Epigramme und infernalische Calembourgs brauchen? Ich laß Ihnen das Dutzend Witze für 10 Silbergroschen. Nicht wahr, ich bin billig.

— Sehr billig.

— Ich will Ihnen einige meiner Producte vorlesen. Hören Sie diese Ode an die Wanzen. Passen Sie auf!

O Wanze, die du der .....

— Freund, Teufel — halten Sie ein mit dem Vorlesen. Ich will die Sachen lieber selbst durchsehen. Wollen Sie mir eines Ihrer Manuscripte über Nacht dalassen? Morgen früh will ich Ihnen Bescheid sagen, ob ich sie für mein Blatt brauchen kann oder nicht.

— Hier haben Sie einstweilen eine kleine Probe.

Der Teufel, ein Vielschreiber erster Classe, holte nun aus allen Taschen dickleibige Manuscripte hervor. In einem Nu hatte er eine Last von Schriften ausgepackt, die ganz bestimmt 30 preuß. Centner wogen. Sein Rock war ganz auswattirt mit Manuscripten; aus beiden Aermeln, ja sogar aus den Hosentaschen holte er Manuscripte hervor und warf sie auf die Erde nieder. Ich glaubte, er hätte sich nun ausgeleert, nein, da zieht er noch 24 Manuscripte heraus, die theils in seinen Reitstiefeln und theils unter der Weste staken. Jetzt glaubte ich ganz bestimmt, daß sich sein Manuscripten-Vorrath erschöpft habe — gefehlt, er zog noch aus seiner dicken Halsbinde ein halbes Dutzend Manuscripte hervor.

— Haben Sie jetzt genug?

— Mehr als zuviel. Mit dieſen Manuſcripten könnte ich ja 50 Jahrgänge meines Blattes füllen.

— Im Fall Sie noch mehr Manuſcripte verlangen, ſo kann ich Ihnen noch einige Centner ablaſſen.

Er zog nun noch circa 60 Manuſcripte aus ſeiner Uhrtaſche hervor und machte Miene, noch mehr hervorzulangen, da gab ich ihm die freundſchaftliche Verſicherung, daß ich einſtweilen genug hätte.

— Wie viel Honorar verlangen Sie, lieber Teufel?

— Zwei Silbergroſchen.

— Für die Zeile?

— Nein, für den ganzen Bogen.

— Wie, zwei Silbergroſchen für den ganzen Bogen?

— Dünkt Ihnen das zu viel? Gut, ſo laſſe ich Ihnen den Bogen für einen Silbergroſchen und ſechs Pfennige. So viel bekommt ja ſelbſt Hr. Nork und Mad. S. für den Bogen. Und ſo dumm, wie dieſe ſind, ſo dumm bin ich ſchon längſt geweſen. Glauben Sie mir, Herr Redacteur, ich bin gar kein dummer Teufel, ich weiß ſo gut wie Einer, wo Barthel Moſt holt; ich habe auch ein Doctordiplom, von der Gießener Univerſität. Es koſtet mich 54 Gulden Rheiniſch. Hier iſt es — ich habe etwas Schweizerkäſe, den ich mir bei Sala Taroni gekauft, darin eingewickelt. Kann ich Ihnen damit ein Präſent machen?

— Mit dem Schweizerkäſe?

— Nein, mit dem Doctordiplom.

— Danke recht ſehr — ich mag nicht Doctor ſein.

— Aber hören Sie, ein Frei-Exemplar Ihres Blattes muß ich haben.

— Wo ſoll es abgegeben werden?

— Werde es mir immer selbst abholen; ich erspare dadurch das Botenlohn.

— Sie sind doch ein sehr ökonomischer Teufel.

— Man muß sparen auf seine alten Tage. — Nun ist es Zeit, daß ich mich empfehle. Verzeihen Sie, daß ich Ihren Schlaf gestört. Morgen früh bin ich so frei, nachzufragen, was Sie von meinen Manuscripten der Aufnahme in Ihr Blatt würdig halten. Schlafen Sie wohl.

— Adieu, lieber Teufel, kommen Sie gut nach Hause. Nehmen Sie sich in Acht, es ist etwas finster auf der Treppe. Stoßen Sie sich nicht und fallen Sie nicht.

Ich leuchtete ihm und — ging wieder zu Bette.

* * *

Ich habe jetzt Einiges von den Schreibereien des Teufels gelesen, werde aber nur sehr wenig davon gebrauchen können, denn der Teufel ist mir zu langweilig, zu sentimental und — gemüthlich.

87.

Meine Bibliothek.

. . . Denn unser Streit wurde immer heftiger. Jeder von uns Beiden wollte Recht haben und 10 gegen 1 wetten, daß der Andere sich gewaltig irre, wenn er nicht einsehen wolle, daß er Unrecht habe.

Nach langem Spectakel kam eine kleine Wette zu Stande; eine Flasche Champagner (aber nicht von Timm) sollte der Preis sein, womit der Rechthabende gekrönt werde.

— Bestimme Victor, wer der Schiedsrichter sein soll?

— Das Conversations-Lexicon . . .

— Bon! Aber ich habe keins . . .

— Wie? Was? Du hast kein Conversations-Lexicon . . .

— Nein, lieber Bruder.

— Du spaßest nur.

— Auf Ehre nicht!

— Wie, ein gebildeter Mann, ein Schriftsteller und noch dazu ein Journalist sollte kein Conversations-Lexicon haben? Unerhört! mußt Du Dir nicht manchmal Rath aus diesem Born des Wissens holen.

— Niemals!

— Du willst mir wohl weiß machen, daß Du Alles im Kopfe hast.

— Das will ich nicht. Du weißt, was ich von sogenannten Vielwissern halte. Die meisten Vielwisser sind größtentheils Nichtswisser. Wozu brauche ich ein Conversations-Lexicon; ich schreibe nur über Gegenstände, die ich verstehe, ich mache es nicht, wie gewisse Andere, die über Astrologie schreiben, wiewohl sie nicht einmal darüber Rechenschaft geben können, ob der Morgenstern auch bei Abend scheint. Ich mache es nicht, wie gewisse Andere, die wöchentlich eine neue Brochüre über die Cholera schreiben, wiewohl sie noch keinen einzigen Kranken behandelt haben.

— Du stichelst . . .

— Nicht auf Dich!

— Du hast also wirklich kein Conversations-Lexicon?

— Noch einmal: Nein!

— Aber Mensch, wie kann man so unvorsichtig, ich möchte sagen, so dumm sein; wie leicht kann Dir

eine Verlegenheit zustoßen, wenn Du kein Conversations-Lexicon hast. Gesetzt, Du willst einmal über ein Trauerspiel schreiben und weißt nicht, was man z. B. unter dem Wort „Katastrophe" versteht.

— Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß ich nur über solche Gegenstände urtheile, die ich verstehe. Ich gehöre nicht zu jenen Leutchen, die über Opern aburtheilen, wiewohl sie nicht wissen, was eine ganze und was eine halbe Note ist; ich gehöre auch nicht zu jenen Leuten, die Bücher über Aesthetik zusammenklexen, wiewohl sie nicht wissen, ob Aesthetik aus dem Griechischen oder Russischen herkommt . . .

— Du sticheist schon wieder . . .

— Aber nicht auf Dich! Noch mehr — meine ganze Bibliothek besteht aus 2 Büchern; aus dem elften Bande von Becker's Weltgeschichte und aus einer englischen Grammatik. Die Weltgeschichte habe ich blos deshalb, damit ich im Nothfall einen anständigen Fidibus requiriren kann und die Grammatik — die habe ich einem meiner Freunde geliehen, der blos deshalb englisch lernen will, damit er künftig den Mirror of Fashion in der Ursprache lesen könne.

— Du hast also jetzt gar keine Bücher.

— Gar keine! Schon von Jugend auf hatte ich eine Antipathie gegen Bücher. Ich ließ sie mir nur darum kaufen, damit ich sie acht Tage später wieder verkaufen könne. So oft man im Theater ein neues Stück gab, wanderte eines meiner Bücher zum Antiquar. Ich erinnere mich, daß ich an einem Tage, an welchem man zum ersten Male das Feenmährchen „Adler, Fisch und Bär" aufführte, die Weltgeschichte von Kohlrausch, die Anleitung zum Studium der Botanik von Willdenow und eine griechische Grammatik von Thiersch — alle 3 Bücher für 12

Groſchen verkauft habe, um Abends ins Parterre gehen und 4 Groſchen vernaſchen zu können. Ich war damals ein Bengel von 10 Jahren. Die Prügel, die ich vom Papa bekam, als er dieſe Streiche erfuhr, die Prügel gingen ins Unendliche. Ach! wenn ich an dieſe Prügel denke, ſo wird mir noch jetzt ganz ſonderbar zu Muthe.

— Und noch jetzt biſt Du ein Bücherfeind!

— So iſt's. Ich kaufe und leihe mir keine Bücher. Ein Schriftſteller, der ein Bischen Originalität behalten will, darf nur ſehr wenig von andern Schriftſtellern leſen; er eignet ſich ſonſt, wider ſeinen Willen, ihre Gedanken an. Er findet ſie ſchön und ſchenkt ihnen eine Freiſtube in ſeinem Gedächtniſſe; zuletzt vergißt er, daß die Gedanken in einem andern Gehirn entſprungen und gibt ſie am Ende für die ſeinigen aus.

— Du haſt recht, ſo iſt es ſchon Vielen gegangen. Trotzdem bin ich der Meinung, daß das Leſen anderer Schriften doch auch vielen Nutzen gewährt. Man erwirbt ſich dadurch einen größern Ideen-Reichthum und einen reichern Farben-Schatz. Wer nicht andere Schriftſteller lieſ't, wird vielleicht originell, aber gewiß ſehr einſeitig, ſowohl in Form als Materie ſeiner Stoffe bleiben. Ein einziger fremder Gedanke kann oft hundert eigene Gedanken entzünden, er iſt der Funke und unſer Hirn der Zunder, der ihn auffängt. Schaffe Dir alſo Bücher an und — leſe.

— Victor, laß mir meinen Eigenſinn. Ich will durchaus nicht aus fremdem Born, ſondern aus dem eigenen Gedankenquell das Waſſer zu meinen Schriften ſchöpfen. Aus dem Worte „Waſſer" magſt Du entnehmen, daß ich weder eitel noch anmaßend, ſondern nur etwas eigenſinnig bin. Ich habe nur ein Buch,

welches ich studiere. Es ist das Buch, aus welchem man das Meiste lernen kann, denn dieses Buch ist — die Welt. Sie ist ein Werk in unermeßlichem Format, das Millionen und Millionen Bände hat, mithin die größte aller Bibliotheken bildet. Die Seiten in diesem Riesenbuche sind — die Menschen. Auf jeder Seite steht etwas Anderes. Die Leidenschaften des Menschen sind — die Druckfehler. Kennst Du die Welt, so kennst Du auch die Menschen, kennst Du die Menschen, so kennst Du auch Dich selbst, und kennst Du Dich selbst, so kennst Du auch Deine Fehler, und dann bist Du ein Weiser. Das lehrreichste aller Bücher ist also die Welt, und der Autor dieses erhabenen Werkes ist — Gott. Er hat das Werk nicht auf Subscription, sondern auf seine eigenen Kosten herausgegeben, und es auf seine Verantwortlichkeit ohne Censur emportauchen lassen aus der dunkeln Officin des Chaos. Wiewohl es ohne Censur gedruckt, darf es doch überall gelesen werden, denn nur Er kann es confisciren. Göthe hat für seine Werke von Cotta 100,000 Thaler Honorar, Gott hat für sein Werk keinen Pfennig Honorar bekommen. Er hat es auch keinem Könige dedicirt, denn unser Herrgott braucht keine Schnupftabacksdosen. Gott ist der größte, unsterblichste Schriftsteller aller Zeiten, sein Name lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit.

88.

Der Selbstmörder.

Gabriel war ein nicht unbeliebter Schriftsteller. Er hatte zwar nicht viel Humor, aber doch Laune, zwar

keinen Witz, aber doch eine gewisse Spaßhaftigkeit, die den Leser nicht selten zum Schmunzeln brachte.

Gabriel hatte, wie gesagt, Talent, d. h. mit andern Worten, es ging ihm schlecht; es ist leider nur eine allzubekannte Geschichte, daß talentvolle Leute in unserm lieben Deutschland verhungern, während hohlköpfige Stockfische zu Ehre und Reichthum gelangen.

Es ging dem armen Gabriel sehr schlecht und Alle sagten, es geschähe ihm Recht, denn er habe die niederträchtige Frechheit, dann und wann eine liberale Ansicht von sich zu geben. Ein Schriftsteller, der seine Feder nicht den Dogmen des Absolutismus verkaufen will, so ein Schriftsteller ist kein Mensch, sondern ein Hund, dem es vollkommen Recht geschieht, wenn er vor Hunger crepirt.

Gabriel hielt anfangs um ein Amt an. Er wurde aber abgewiesen, und zwar von Rechtswegen, denn Gabriel trug lange Haare, sprach frei von der Leber weg und nahm kein Blatt vor den Mund. Mithin war er ein zu jedem Staatsdienst durchaus unfähiges Subject.

Gabriel hielt auch um die Hand eines hübschen Mädchens an, das Adolfine hieß und, wenn ich nicht irre, blaue Augen und schwarze Haare und zwei echte Cashemirs hatte, auf die es sich nicht wenig zu gut that. Adolfine hatte nur einen Fehler, sie war die Tochter eines erzdummen Banquiers, der die Würde des Menschen stets nach den Geldsäcken maß. Gabriel warb um ihre Hand. Sie sagte Ja, doch ihr Vater sagte Nein. Gabriel, sprach er, bekommt nur dann mein Finchen zur Frau, wenn er die Schriftstellerei an den Nagel hängt und ein Beamter wird.

Gabriel liebte aber die Schriftstellerei eben so warm und aufrichtig, als er seine Adolfine liebte.

Lieber hängst du dich, als deine Muse an den Nagel; so sprach er zu sich selbst und kitzelte sich mit einem Papierdütchen in die Nasenlöcher, damit er niesen könne, denn ihm war Kopf und Herz recht schwer.

Drauf setzte er sich an den Pult und beendigte einen schwermüthigen Roman, den er, aus Geldmangel, je eher je lieber verkaufen wollte.

Am andern Tage ging er zu einem Buchhändler und trug ihm das Manuscript zum Verlage an. Die deutschen Buchhändler pflegen in der Regel enorme Lumpen zu sein. Es gibt zwar Ausnahmen von der Regel, aber unter 10 Buchhändlern sind wenigstens 9 Autorenschinder. Diese Autorenschinder sind ein dummes, aufgeblasenes Volk, das von der Literatur noch weniger versteht, als ein Stockfisch vom Whistspiele. Diese Autorenschinder ziehen den armen Schriftstellern das Fell über die Ohren und behandeln geistreiche Männer wie die Schuhputzer. Die Schriftsteller müssen antichambriren, sich bücken und ihnen zuckersüße Worte geben, wenn sie ihr Werk anbringen wollen.

Gabriel konnte aber weder kriechen noch schmeicheln, denn er war ein Mann und noch dazu ein Mann von Geist.

Er ging hin zu einem dieser Autorenschinder und sprach ohne lange Präambula: „Kaufen Sie mir dieses Manuscript ab, für 10 Louis sollen Sie es haben, denn ich brauche Geld."

Der Autorenschinder sah ihn mit stolzen Blicken über die Achsel an und sprach: Ich kann so was nicht brauchen. Jetzt lies't man weiter nichts als Zeitungen. Gehen Sie zu einem Andern, ich kann Romane nicht gebrauchen.

Und Gabriel ließ es ſich nicht verdrießen, zu einem andern Autorenſchinder zu gehen. Allein auch dieſer wies mit kaltem Stolz das Manuſcript zurück.

Und Gabriel trug nun ſeinen Roman einem dritten Autorenſchinder an. Allein auch dieſer wollte von dem Manuſcript durchaus nichts wiſſen.

Was that der arme Gabriel? Er ſteckte ſein Manuſcript in die Taſche und ging in ein nahes Dorf, ſetzte ſich dort in eine einſame Gartenlaube, ſtützte das ſorgenſchwangere Haupt auf ſeine Hand und ſah mit naſſem Auge zum Himmel hinauf.

So ſaß er eine Weile, gedachte ſeiner Liebe und ſeiner Noth, und ging, als es zu dunkeln begann, auf die Landſtraße hinaus.

Dort kämpfte er mit ſeinem Geiſt einen ſchweren Kampf. Was geſchah? Er reſignirte auf Liebe und Ruhm und alle eitlen Freuden dieſes Lebens und — hing ſich mit ſeinem ſchwarzſeidenen Halstuche an einer Buche auf.

*

* *

Frau v. R. und ihre Freundin, Mad. L., meine Clementine und ich — wir machten eine Landpartie. Unſer Weg führte uns an dem Baum vorüber, an welchem der arme Gabriel als Leiche hing.

Man ſtelle ſich meinen Schreck vor, als ich den Todten erkannte. Ich ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus und ward faſt ohnmächtig. Der Kutſcher eilte ins Dorf und holte den Schulzen herbei. Er kam und ließ das Visum repertum aufnehmen.

In Gabriels Seitentaſche fand man ein Blatt der Dresdner Abendzeitung, in welchem ein Aufſatz von ihm abgedruckt war, und ein Blatt der Halle'ſchen Literaturzeitung, in welchem eine Recenſion über eines

seiner neuern Werke stand. In der Rocktasche fand man den Roman, für den er keinen Verleger finden konnte. In der einen Westentasche stak eine goldene Capsel, worin Adolfinens Locke lag, und in der andern Westentasche stak — sein letzter Dreier.

*

* *

Armer, bedauernswerther Gabriel, Du warst nicht der erste deutsche Schriftsteller, der aus Noth Selbstmörder wurde; Du wirst auch nicht der letzte deutsche Schriftsteller sein, der sich aus Noth ums Leben bringen wird. Wenn die Zeiten und die Buchhändler nicht besser werden, so wird unser liebes, vortreffliches Deutschland in einigen Jahren eine ganze Gallerie von erhängten Schriftstellern aufzuweisen die Ehre haben.

Armer, beweinenswerther Gabriel, Du hast ausgerungen.

Friede Deiner Asche und Ehre Deinem Namen!

89.

Das Abenteuer im Parquet.

Factisch.)

Man gab den „Arlequin in Berlin." Du weißt, daß Hr. Wiehl in dieser lustigen Pantomime meine Wenigkeit copirt. Er trägt, wie ich, einen weißen Rock und diverse schwarze Bärte, macht allen Frauen den Hof, küßt allen Mädchen die Hand und sieht mir so ähnlich, wie ein Kürbis einer Pomeranze.

Meine Freunde meinten, ich ſollte es nicht ungerochen laſſen, daß man mich auf die Bühne gebracht. Sie ſchrieben an mich, wie Wilhelm IV. von England an den Admiral Codrington: „Schlag zu, Eduard.“ Ich ſchlug aber nicht zu, denn es machte mir unendlich vielen Spaß, zuzuſehen, welch eine unerhört große Rolle mein weißer Rock auf den Brettern ſpielt, die die Welt bedeuten. Nimm es nicht übel, guter Leſer, wenn ich einmal unverſchämt ſein und Dir weiß machen will, daß eben dieſer weiße Rock in Berlin jetzt ſo bekannt iſt, wie in Paris jener Oberrock, den der große Corſe in der Schlacht von Marengo trug. Napoleon und Oettinger — Adler und Spatz — Mammuth und Eſſigaal!

Ich ging ins Theater, um mich an meinem ſaubern Ebenbilde zu laben. Es war nur noch ein Sperrſitz im Parquet zu haben — Nr. 127. links auf der zehnten Bank.

Ich kam zwiſchen zwei junge Damen zu ſitzen, betrachtete ſie, fand die Dame rechts intereſſant und die Dame links ſogar ſchön, und ſuchte alſo Stoff zum Anknüpfen eines Geſprächs.

Eben wollte ich ein Geſpräch anfangen, da erſuchte ſie mich, ihr zu ſagen, wie der Komiker heiße, der den Schraube (in Devrient's Luſtſpiel: „Dlle. Bock“) ſpielt. Ich ſagte ihr, daß es Gern, ein Liebling unſeres Publicums, wäre, und erlaubte mir, die Frage hinzuzufügen, ob ſie eine Fremde ſei. Ich bin eine Hamburgerin, antwortete ſie mir. Das Geſpräch mit meiner rechten Dame war jetzt en traine.

Nun wandte ich mich an die Dame, die mir zur linken Seite ſaß. Um auch ſie zum Reden zu bringen, that ich, als ob ich ein Fremder wäre, und fragte ſie mit einer wirklich effectvollen Artigkeit, wie jener junge

Mann heiße, der mit so vieler Wahrheit und Laune den Stutzer spiele. Ich setzte hinzu, daß sie mir diese Frage verzeihen möchte, weil ich ein Fremder sei. Er heißt Schneider, sagte sie mir. Ist er vielleicht ein Sohn des Capellmeisters Schneider, fragte ich. Ich glaube, antwortete sie. Der junge Mann scheint viel Talent zu haben, sagte ich. O ja, antwortete sie. Er hat einige Rollen, die ihm Niemand nachspielt, fügte sie hinzu. Ich fragte sie um die Namen dieser Rollen und so war auch auf dieser Seite das Gespräch recht glücklich eingefädelt.

Das Vorspiel war zu Ende. Im Zwischenacte offerirte ich meinen Damen einige Cholera-Bonbons, die dankbar acceptirt wurden.

Bald darauf begann die Pantomime. Als Hr. Wiehl als weißrockiger Journalist erschien und das Publicum zu lachen anfing, fragte mich die schöne Hamburgerin, ob auch dieser Weißrock eine Figur aus dem Leben gegriffen sei. Ich wurde etwas verlegen. Glücklicher Weise hatte ich nicht meinen weißen Rock an (ich trug, da es Abends schon etwas kalt ist, einen blauen Pelzrock), überdies war meine schöne Nachbarin aus Hamburg, mithin hatte ich nicht zu befürchten, von ihr erkannt zu werden.

— Dieser Weißrock ist ein Journalist.

— Und heißt?

— Oettinger.

— Soll das der Oettinger sein, der den Eulenspiegel schreibt?

— Der Nämliche.

— Gott, den Menschen hab' ich mir ganz anders vorgestellt. Man sagte mir, er sei ein junger, liebenswürdiger Mann.

— Jung ist er freilich, aber nicht liebenswürdig, so viel ich weiß.

— Kennen Sie ihn vielleicht persönlich?

— So gut als mich selbst.

— Gott, ich möchte für mein Leben gern einmal diesen Menschen sehen. Ich habe in Hamburg und hier in Berlin schon so viel von ihm gehört, daß ich sehr neugierig bin, ihn persönlich kennen zu lernen. Wo sitzt er denn, wenn er im Theater ist?

— Gewöhnlich dort am Ofen.

— Ist er wirklich so häßlich, als der Mann da auf der Bühne?

— O, noch weit häßlicher.

— Er soll doch aber bei den Damen so viel Glück machen. Die sind ja, wie ich höre, ganz erschrecklich für ihn eingenommen.

— So? Davon weiß ich nichts. Im Gegentheil, ich kenne viele Damen, die seinen Anblick nicht gut ertragen können.

— Und warum denn?

— Weil er, wie gesagt, sehr häßlich ist. Seine Physiognomie hat etwas Abstoßendes, ja sogar etwas Abschreckendes. Ueberdies macht ihn noch seine Spottsucht sehr verhaßt. Er rümpft beständig die Nase, macht über Alle hämische Glossen und ist äußerst malitiös.

— Das liebe ich gerade. Ich möchte ihn wohl kennen lernen!

Ich war über diese Aeußerung der schönen Hamburgerin äußerst gerührt, freute mich aber nur inwendig und wandte mich nun zu meiner Nachbarin links, die, wie ich nur allzuklar aus ihrem Dialekte erfuhr, eine echte Berlinerin war.

— Darf ich fragen, mein Fräulein, wer dieſer Weißrock ſein ſoll, der jetzt die Pagode umarmt?

— Das iſt ein gewiſſer Oettinger.

— Oettinger, Oettinger?! Iſt das nicht ein Parfümerie-Händler?

— Kann wohl ſein, denn er macht uns gar häufig blauen Dunſt vor. Ich will's Ihnen nur ſagen, — er iſt ein Journaliſt.

— Ach, das iſt der, der den Courier herausgibt.

— Ganz recht, mein Herr.

— Kennen Sie ihn vielleicht perſönlich.

— Wie ſollte ich den nicht kennen? Kennt ihn doch faſt Jeder in Berlin, übrigens kommt er ja faſt täglich zu uns?

Ich erſchrack.

— Zu Ihnen, mein Fräulein?

— Zu meiner Tante. Geſtern Abend ſpielten wir Whiſt mit ihm.

Die Dame wollte mich genau kennen, ich ſollte mit ihr geſtern Abend Whiſt geſpielt haben und doch kann ich den härteſten Eid leiſten, daß ſie mir ganz fremd iſt, daß ich ſie heute zum erſten Male geſehen, daß ich geſtern weder mit ihr noch mit ihrer Tante Whiſt geſpielt habe — denn ich war geſtern im Königſtädter Theater. Um ſie für dieſe Fanfaronade zu beſtrafen, gab ich mir Mühe, ihr Schlingen zu legen.

— Ich möchte den Oettinger wohl mal ſehen. Wie ſieht er denn ungefähr aus?

— Wie ein Pavian.

— Wirklich? Und mir ſagte erſt heute eine Dame, er ſei ein junger, äußerſt liebenswürdiger Mann . . .

— Um Vergebung, die Dame muß ſehr einfältig ſein, die das geſagt.

Die gutmüthliche Berlinerin konnte froh sein, daß die schöne Hamburgerin diese Worte nicht gehört hatte, sonst — wer weiß, was daraus entstanden wäre.

Um sie noch tiefer ins Garn zu locken, um sie noch mehr auszuforschen, setzte ich das Gespräch mit ihr weiter fort.

— Die Dame sagte mir noch mehr. Sie rühmte seinen Geist, seine glänzende Bildung und sein einschmeichelndes Betragen.

— Die Dame muß wahrscheinlich verliebt gewesen sein. Dieser Mensch hat ein Bischen Geist, aber weiter auch nichts. Wer ihn so genau, wie ich kennt, der darf sich wohl ein Urtheil über ihn erlauben. Ich habe schon 100 Mal mit ihm gesprochen, aber noch nicht viel von seiner glänzenden Bildung und noch viel weniger von seinem einschmeichelnden Betragen wahrgenommen. Im Gegentheil — er ist malitiös, und mitunter auch grob — sehr grob, sag ich Ihnen.

Auch über die Aeußerung der gemüthlichen Berlinerin war ich nicht wenig gerührt und gab dem Gespräche schnell eine andere Richtung.

Da klopfte Jemand mit dem Finger auf meinen Rücken. Ich glaubte Anfangs, daß mich mein Hintermann für eine Stubenthür halte und wollte „herein" rufen. Ich drehte mich aber um und sah — daß gerade hinter mir einer meiner Freunde Victor saß.

— Ach — Du bist es, Victor?

— Ja freilich — wie geht's Dir, lieber Oettinger?

Ich wollte meinem Freund den Mund stopfen, allein es war zu spät!

Als meine beiden Nachbarinnen meinen Namen hörten, fuhren sie zusammen. Beide waren ganz verblüfft, die gemüthliche Berlinerin vor Schreck, die

ſchöne Hamburgerin vielleicht vor Freude oder Ueberraſchung.

Die Damen ſahen mich an und ich ſah die Damen an. Die gemüthliche Berlinerin war leichenblaß und glich im erſten Momente Lots metamorphoſirtem Weibe — einer Salzſäule; die ſchöne Hamburgerin hingegen war ſchamroth und glich jetzt einer üppigen Roſe, die ihr ſchönes Antlitz halb zürnend, halb freudig von dem buhlenden Zephyre abwendete, der, ohne es zu wiſſen, auf ſie einen ſüßen Eindruck gemacht hatte.

*

* *

Es wäre unzart von mir geweſen, wenn ich mich länger an der Verlegenheit meiner intereſſanten Nachbarinnen geweidet hätte. Um ſie durchaus zu befreien, verließ ich bald nach der Erkennung-Scene meinen Platz, wünſchte beiden Damen: Angenehme Ruhe, ging erſt zu Stehely und dann in Geſellſchaft. Und wen traf ich dort? Meine ſchöne Hamburgerin. Niemand war froher als ich.

90.

Die pſeudonyme Recenſion.

(Factiſch.)

. . . Auf Amalie laß' ich nichts kommen. Das Fräulein iſt ſchön, geiſtreich, beißend und doch zuckerſüß. Sie kann ſtricken und nähen, Kaffee kochen und die Naſe rümpfen, zeichnen und malen, Whiſt ſpielen und Räthſel errathen, ſingen und Clavierſpielen,

zärtlich ſein und reiten, und ſogar dichten und Theaterſtücke ſchreiben.

Erſt unlängſt wurde ein Drama gegeben, das aus ihrer Feder gefloſſen. Sie that ſehr klug daran, ihren rechten Namen mit der Larve der Pſeudonymität zu verdecken, denn — das Stück iſt total durchgefallen.

Peſt! hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, d. h. hätte ich gewußt, daß Amalie v. S. und Sidonia v. A. (der pſeudonyme Name der Dichterin) ſo ſynonym und identiſch ſind, als Amor und Cupido, meine Recenſion über das durchgefallene Schauſpiel wäre ganz anders ausgefallen — ich hätte, dem Bonton und Amalien zu lieb, das Stück nicht in den Staub gezogen, ſondern in die Sterne gehoben. Nicht wahr, lieber Himmel, dieſe Sünde hätte ich wohl verantworten können?!

Aber erſt geſtern erfuhr ich, durch Zufall, daß Fräulein Amalie, auf die ich nichts kommen laſſe, die Verfaſſerin jenes Drama's geweſen, das durchgefallen iſt und das ich im Leipziger Kometen durchgehechelt hatte, weil die Recenſion in meinem Blatte geſtrichen wurde.

O! es geſchieht dem Fräulein Amalie Recht, vollkommen Recht. Warum hat ſie daraus ein Geheimniß gemacht! Hätte ſie Vertrauen zu mir gehabt, hätte ſie geſagt: „Hören Sie, Freund, das Drama iſt von mir," ich wäre mit zwei Dutzend meiner Freunde ins Theater gegangen, wir hätten wüthend applaudirt und Jeden hinausgeworfen, der es gewagt, eine Oppoſition zu bilden. Ich hätte dann fünf lobhudelnde Kritiken geſchrieben, die Eine in dieſes, die Andere in jenes Blatt einrücken laſſen . . . kurz es wäre mit dem Teufel zugegangen, wenn wir nicht reuſſirt hätten.

Aber Fräulein sagte mir von Allem kein Wort, und somit hat sie sich selbst die Schuld zuzuschreiben, daß ich im Theater mitgezischt und eine Recension geschrieben habe, die, entre nous soit dit, verdientermaßen kein gutes Haar an diesem Machwerk ließ. Auch darf sie es nicht unartig nennen, daß ich, als sie mich am andern Tage um die Meinung des neuen Stückes fragte, ohne alle Umstände ihr ins Gesicht gesagt, daß das Drama miserabel und unter aller Kritik sei. Hätte ich gewußt, daß sie die Mutter dieser dramatischen Mißgeburt ist, ich würde nicht unterlassen haben, es wenigstens himmlisch oder göttlich zu finden.

Amalie ist eine Abonnentin des Fernbach'schen Journalcirkels. Sie liest alle Blätter, mithin auch das Blatt, in das ich die gestrichene Recension unter pseudonymem Namen einrücken ließ.

Als Amalie diese Recension las, wäre sie vor Aerger beinahe in Ohnmacht gefallen. Sie riß das Blatt heraus, benetzte es mit ihren Thränen und steckte es in ihr Busentuch, das Gelübde thuend, nichts mehr für die Bühne zu schreiben.

Zwei Stunden später besuchte sie der junge Herr von Dintenkler, der ihr seit Jahr und Tag den Hof macht. Dintenkler gibt sich für einen Literaten aus, dem, nach *seiner* Aussage, alle Journale Deutschlands offen stehen, und der an mehr als 30 Blättern mitarbeitet. Jede witzige Correspondenz-Nachricht, jedes launige Gedicht, jeder pikante Aufsatz ist, wie er der schönen Amalie nur schon zu oft vorgelogen, aus *seiner* Feder geflossen. Das Fräulein glaubt es ihm um so eher, da er einmal zwei Gedichte auf sie gemacht, die ihr unendlich gefallen haben, die er aber (es hört doch Niemand?!) aus einem alten Jahrgange der Penelope

und Aglaja abgeschrieben hat. Amalie hält ihn seit dieser Zeit für einen großen Dichter, für einen witzigen Satyriker und Gott weiß für was noch mehr. Ich aber halte Hrn. von Dintenkler nur für einen Dintenkler, der sich mit fremden Federn schmückt, um seine Blöße zu verdecken.

Auch ihm hatte Amalie nichts von ihrem Drama gesagt. Sie ist klug und wollte erst abwarten, wie das Publicum es aufnehmen werde. Gefällt es, dachte sie sich, so hast du ja noch immer Zeit, dich als Verfasserin dieses Drama's zu erkennen zu geben. Mißfällt es aber, so ist es gut, wenn es für Herrn von Dintenkler ein Geheimniß bleibe, daß die Dame, der er den Hof macht, die Schöpferin dieses Stückes ist.

Hr. von Dintenkler setzte sich eben zum Claviere nieder und spielte seiner Dame einen neuen Walzer vor, den er componirt haben wollte, da zeigte sie ihm das Blatt, worin meine Recension über ihr durchgefallenes Stück stand.

— Haben Sie, Herr von Dintenkler, die Recension gelesen, die im Kometen über das neue Drama steht, das eine Dame soll geschrieben haben.

— Ich habe sie gelesen. Wie gefällt ihnen die Recension?

— Sie ist zwar sehr scharf und bitter, man kann ihr aber weder Geist noch Witz absprechen. Ich möchte wohl wissen, wer der Pseudonymus ist, der sie geschrieben hat. Kennen Sie ihn vielleicht?

— Ha, ha!

— Sie lachen, was soll das bedeuten? Ich frage Sie, ob Sie den Pseudonymus kennen?

— Ob ich ihn kenne?! Ja freilich.

— Es läßt sich nicht läugnen, daß er ein Mann von Geist ist . . .

— Bitte!

— Das Recenſiren aus dem FF verſteht . . .

— Bitte recht ſehr!

— Und kein Blatt vor den Mund nimmt . . .

— Bitte, bitte! Sie beſchämen mich.

— Ich beſchäme Sie, wenn ich dieſen Pſeudonymus lobe. Wie ſoll ich das verſtehen?

— Mein Fräulein, Sie ertheilen mir Lobeserhebungen, die mich ſchamroth machen. Die Recenſion, die Sie geleſen, iſt das flüchtige Werk von fünf Minuten — ich halte ſie für eine der ſchwächſten, die ich geſchrieben und doch . . . . .

— Wie, Herr von Dintenkler, dieſe Recenſion haben Sie geſchrieben?

— Zu dienen, mein Fräulein. Ich habe die Sidonia von A. gehörig gezwiebelt; ſie verdient es aber auch, denn ihr Drama iſt das erbärmlichſte von allen, die ich bisher geſehen habe. Meine Recenſion gefällt Ihnen alſo?

— O ungemein!

— Amalie, Sie werden blaß. — Was fehlt Ihnen?

— Nichts, gar nichts, Herr von Dintenkler. Die Freude hat mich ſo erſchüttert. Alſo Sie ſind der barbariſche Recenſent?

— Ja, liebes Fräulein. Aber warum alterirt Sie das?

— Wiſſen Sie, mein Herr, wer dieſe Sidonia von A. iſt?

— Sidonia von A. kann keine Andere ſein, als Sidonia von A.

— Mit Nichten, mein Herr, Sidonia von A. — bin ich.

Bei dieſen Worten fiel ſie auf einen Seſſel hin. Herr von Dintenkler befand ſich in furchtbar-ſchrecklicher Verlegenheit. Geſteht er ihr, daß er nicht der Verfaſſer der böſen Recenſion iſt, ſo gibt er ſich als Lügner zu erkennen, und bleibt er bei ſeiner Lüge ſtehen, ſo wird es ihm Amalie niemals vergeben können, daß er ſie ſo lieblos durch die Hechel gezogen. Guter Rath war hier theuer. Er ſuchte ſeine Geliebte zu beſänftigen; doch weder Bitten, noch Ausreden, noch Vorſtellungen erreichten den erwünſchten Zweck. Amalie blieb unerbittlich.

Nun kam ich dazu. Ich fragte um den Grund der allgemeinen Beſtürzung. Da zeigte mir Amalie, mit Thränen in den Augen, das Zeitungsblatt und ſprach: Da leſen Sie dieſe Recenſion. Sie werden meine Thränen begreiflich finden, wenn ich Ihnen ſage, daß das Stück von mir und dieſe giftige Recenſion von ihm iſt.

Ich erſchrak — aus wohlbekannter Urſache.

— Von wem, mein Fräulein?

— Von meinem Geliebten?

Ich erſchrak zum zweiten Male, denn ich glaubte, ich wäre ihr Geliebter.

— Von welchem Geliebten?

— Von wem anders, als von dieſem Herrn —

— Wer hat Ihnen geſagt, daß dieſe Recenſion vom Herrn von Dintenkler iſt?

— Er ſelbſt hat's mir geſagt.

Zum erſten Male in meinem Leben ſah ich einen Dintenkler, der ſo weiß, wie Kreide war.

Ich maß ihn mit meinen Blicken und ſchwieg. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Schon glaubte ich mich verrathen und meine Pſeudonymität entlarvt. Doch, Dank ſei es dem Himmel, die Sucht des alber-

nen Prahlhanses, sich mit fremden Federn schmücken zu wollen, riß mich aus einer Verlegenheit, die sich nicht beschreiben läßt.

Wie gern hätte ich Herrn von Dintenkler der Lüge geziehn. Bot sich doch jetzt die trefflichste Gelegenheit dar, ihn für seine Windbeuteleien eclatant zu bestrafen, denn mehr als einen Beweis hatte ich in Händen, daß *ich* der Verfasser dieser Recension sei. Aber eben diese Beweisführung würde mich ohne Zweifel um Amaliens Gunst gebracht haben. Das Geständniß würde *ihn* nur beschämt, *mich* hingegen verhaßt gemacht haben. Ich hätte also bei dieser fatalen Geschichte unstreitig den Kürzern gezogen, gönnte ihm mithin die Freude: Verfasser der bösen Recension zu sein und war nicht im Geringsten neidisch auf die Vorwürfe, womit das Fräulein den vermeintlichen Missethäter regaliren wird, so bald sie mit ihm unter vier Augen ist.

Ich wollte Amalien in der Execution ihres Vorsatzes nicht stören, nahm meinen Hut und ging.

*

* *

Nachmittags schrieb ich an Herrn von Dintenkler ein Billet, worin ich mich als Verfasser der bewußten Recension zu erkennen gab und es seinem eigenen Gutachten anheim stellte, von meinem Geständnisse denjenigen Gebrauch zu machen, der ihn am schnellsten mit der erzürnten Geliebten auszusöhnen vermag.

Erst Morgen werde ich erfahren, ob das Fräulein ihm die Lüge oder *mir* die Wahrheit (id est: die Recension), oder ob sie vielleicht uns Beiden zugleich verziehen hat. Weit eher läßt sich der erste Fall

erwarten, denn die Damen ſind viel geneigter, eine Lüge als eine Wahrheit zu verzeihen.

91.

Die Wäſcherin.

(Die Primadonna ſitzt auf dem blauſeidenen Sopha — ihre Füßchen ruhen auf einem ſchön geſtickten Polſter. Neben ihr, am runden Tiſche, ſitzt der Vicomte, in bloßen Hemdärmeln; ſein Frack liegt auf der Lehne ſeines Stuhles. Die Primadonna und der Vicomte ſpielen Ecarté.)

Primadonna. An wem iſt das Kartengeben?

Vicomte. An Ihnen, mon ange.

Primadonna. Heben Sie ab, mon papa.

Vicomte. Geben Sie mir ja gute Karten, mon idol.

Primadonna. Die Beſten, mon petit chat.

Vicomte. Die Schlechteſten, wollten Sie ſagen. Ich proponire.

Primadonna. Ich nicht. Spielen Sie aus.

Vicomte. Pique Bube.

Primadonna. Der gehört mir. Coeur Dame!

Vicomte. Die ſtech ich. Pique Zehn.

Primadonna. Die wird Ihnen abgetrumpft. Carcau As.

Vicomte. Hier haben Sie Pique Acht.

Primadonna. Wie, Sie haben keinen Trumpf zuzugeben.

Vicomte. Nein.

Primadonna. So gehören auch die beiden andern Stiche mir. Vier Stiche und das As —

machen 2. Drei Stiche hatte ich — mithin bitte ich mir einen Ducaten aus.

Vicomte. Das ist schon die sechste Partie, die ich verliere. Ich habe Guignon im Spiel.

Primadonna. Desto mehr Glück in der Liebe. (kneift ihm in die Wangen.)

Vicomte. C'est vrai! Nicht wahr, auch Sie lieben mich?

Primadonna. Wie können Sie mich nur so was fragen! Ein Vicomte, der so liebenswürdig ist . .

Vicomte. Und 500,000 Francs jährliche Revenuen hat.

Primadonna. Ich sehe nicht aufs Geld. Ich liebte Sie, und wenn Sie ein Bettler wären.

Vicomte. Wirklich?

Primadonna. Ihr Argwohn beleidigt mich, Marquis.

Vicomte. Pardon, mon ange. Es war nur ein kleiner Scherz, un petit badinage. Hier ist der achte Ducaten. Geben Sie mir einen Kuß.

Primadonna. Jetzt gleich?

Vicomte. Oui, sur-le-champ.

Primadonna. Spielen wir erst noch eine Partie.

Vicomte. Ich will nicht mehr Ecarté spielen, ich habe ein enormes Malheur in diesem Spiel.

Primadonna. Wollen Sie Piquet spielen?

Vicomte. Auch das nicht. Ich will mich mit Ihnen unterhalten.

Primadonna. Das kann ja auch während des Spielens geschehen.

Vicomte. Ich will aber nicht mehr spielen. Sie haben mir heute schon genug abgewonnen.

Primadonna. Marquis, hier sind die acht Ducaten zurück. Wenn Sie glauben, daß ich nur deshalb mit Ihnen spielen will, um Ihnen Geld abzugewinnen, so beleidigen Sie mein Ehrgefühl auf die empörendste Weise.

Vicomte. Pardon, ma chère, so war es nicht gemeint. Behalten Sie die acht Ducaten. Wir wollen wieder Ecarté spielen, wenn es Ihnen beliebt.

(Der Bediente der Primadonna tritt ein.)

Bedienter. Gnädiges Fräulein . . .

Primadonna. Was gibt's?

Bedienter. Die Wäscherin ist im Vorsaal. Sie hat Wäsche gebracht.

Primadonna. Sie soll warten.

Bedienter. Sie wartet bereits 1½ Stunde.

Primadonna. Ich kann sie jetzt nicht verlassen — habe wichtige Geschäfte — muß mit dem Herrn Vicomte Ecarté spielen.

Vicomte. Lassen Sie sich durch mich nicht abhalten. Wir können ja später Ecarté spielen. Die Karten laufen uns nicht davon.

Primadonna. (zum Bedienten.) So laß sie herein.

(Der Bediente geht ab. Die Primadonna steckt die gewonnenen 8 Ducaten in ihre Geldbörse und steckt diese in ihr Nähkästchen. Die Wäscherin tritt ein, mit einem großen Korb voll Wäsche.)

Wäscherin. Bitte tausend Mal um Verzeihung, wenn ich gestört habe . . .

Primadonna. Schon gut, schon gut; (sie holt ihre Schreibtafel und sieht den Wäschzettel nach.) 18 Paar Strümpfe.

Wäſcherin. (ſucht die Strümpfe aus dem Korb hervor und zählt ſie.) Hier ſind die 18 Paar Strümpfe. (ſie legt ſie aufs Sopha.)

Primadonna. (zählt ſie nach.) 8 Nachthauben.

Wäſcherin. Hier ſind die Nachthauben.

Primadonna. (beſieht die Wäſche.) Schlecht, ſehr ſchlecht gewaſchen. Die Wäſche iſt ſo gelb.

Wäſcherin. Das ſchlechte Wetter. Die Wäſche hat nicht gut trocknen können . . .

Primadonna. Ausreden, nichts als dumme Ausreden. Wenn Sie mir noch einmal ſo gelbe Wäſche bringen, ſo werde ich ein Häuschen weitergehen. Verſtanden?! 4 Nachtleibchen.

Wäſcherin. Die Nachtleibchen ſind noch zu Hauſe.

Primadonna. Warum?

Wäſcherin. Ich habe noch die Spitzen anzunähen.

Primadonna. Warum haben Sie das nicht ſchon gethan!? Dieſe Saumſeligkeit habe ich ſatt. Wenn Sie nicht ordentlicher werden, ſo muß ich mich an eine Andere wenden, die pünktlicher iſt. 18 batiſtene Schnupftücher.

Wäſcherin. Hier ſind die 18 Schnupftücher.

Primadonna. Wie gelb das ausſieht, und wie ſchlecht das zugelegt iſt! bei Ihnen iſt Alles unordentlich. 2 Hemden!

Wäſcherin. Hier iſt ein Hemde. Das andere bringe ich morgen.

Primadonna. Warum erſt morgen?

Wäſcherin. Es war etwas daran zerriſſen; ich habe es ausbeſſern müſſen.

Primadonna. Lügen Sie nicht so unverschämt. Eine Sängerin hat keine zerrissene Hemden. Sie werden es wohl erst zerrissen haben.

Wäscherin. Nein, es war schon zerrissen.

Primadonna. Ruhig, lügen Sie nicht.

Wäscherin. Es war wahrhaftig schon zerrissen, als ich es bekam.

Primadonna. Frau, wie können Sie so frech sein, mir so etwas ins Gesicht zu sagen.

Wäscherin. Aber, liebe . . . .

Primadonna. Ruhig! Mag nichts hören. Was bekommen Sie?

Wäscherin. Alles zusammen macht 19 Francs 16 Centimes.

Primadonna. (nimmt ihre Börse, sucht ein Goldstück und wirft es der Wäscherin, der die Thränen in die Augen kommen, vor die Füße hin.) Hier ist ein Napoleon, nehmen Sie ihn und machen Sie, daß Sie fortkommen. Schlecht waschen und obendrein noch so theuer sein; ich mag nichts mehr von Ihnen wissen; gehen Sie!

Wäscherin. Aber, liebe . . .

Primadonna. Ruhig, sage ich. Heulen Sie mir nicht die Ohren voll —

Wäscherin. (fängt furchtbar zu heulen an.) Aber — liebe . . .

Primadonna. Ruhig, sage ich Ihnen zum letzten Male. Und nun Adieu!

Wäscherin. Aber schämen Sie sich denn gar nicht vor diesem Herrn? Wer wird so grob gegen . .

Primadonna. Schweigen Sie!

Wäscherin. O pfui, das schickt sich nicht . . .

Primadonna. Fort, ich will nichts hören. Reizen Sie mich nicht!! Ich glaube, Sie sollten mich kennen!!!

Wäscherin. Du versündigst Dich gegen mich. Möge es Dir der barmherzige Richter im Himmel verzeihen! (Sie hebt das Goldstück auf, nimmt den Korb unter den Arm und geht tief gekränkt und mit Thränen in den Augen.)

Vicomte. Wie darf das Weib sich unterstehen, Ihnen Vorwürfe zu machen. Wie darf sie so impertinent sein, zu Ihnen „Du" zu sagen. Wer ist diese Person, mon ange.

Primadonna. Marquis, das brauchen Sie nicht zu wissen.

Vicomte. Mon ange, ich will, ich muß es wissen. Wer ist diese kecke Person, die sich so etwas erdreisten darf?

Primadonna. Sie ist ....

Vicomte. Nun was?

Primadonna. Meine ..... Mutter!

*

* *

Dies, liebe Leserin, ist ein Vorgeschmack von den sogenannten Mutterfreuden. Hast Du eine Tochter, so erziehe sie zu einer Sängerin, und werde, wenn Du Freuden erleben willst, ihr Waschweib!

92.

Bilder, Bücher, Puppen.

. . . Denn ich bin beispiellos neugierig. Wenn mich Jemand bei Dir einführt, so muß ich wissen, weß Geistes Kind Du bist, wie Du, im Fall Du verheirathet bist, mit Deiner Frau lebst, und wie Deine Frau mit Dir lebt, d. h. ob Eure Ehe eine glückliche oder unglückliche ist; ferner muß ich wissen, was Dir Spaß und was Dir nicht Spaß macht; ich muß Deine Neigungen und Abneigungen, Deine Steckenpferde und Antipathien, und Dich, so zu sagen, von Innen und Außen kennen lernen.

Alles dies und noch mehr kann ich entweder durch die Bilder, die in Deinem Zimmer hängen, oder durch die Bücher, die auf Deinem Tische und Sopha liegen, oder auch durch die Puppen erfahren, mit denen Deine Kinder spielen.

Zuerst sehe ich mir Deine Wandbilder an. Diese Bilder sagen mir, ob Du ein Aristokrat oder ein Demokrat, ob Du ein Natur-Bewunderer oder Kunst-Enthusiast, ob Du ein Gottesfürchtiger oder Atheist, ob Du ein Freund vom Reiten oder Jagen u. s. w. bist.

In Alfreds Zimmer siehst Du die Portraits von Wilhelm Tell, Bolivar, Washington, Kosciuszko, Benjamin Constant, Lafayette u. s. w. Habe ich nicht Recht, wenn ich daraus den Schluß ziehe: Alfred gehöre zu den Liberalen?

Victors Zimmer ist mit den Portraits von Carl X., Polignac, Peyronnet und ähnlichen Gesichtern behangen. Thue ich Herrn Victor Unrecht, wenn ich ihn für einen eingefleischten Royalisten halte?

Julius hat seine Wände mit den Bildnissen großer Schauspielerinnen, ausgezeichneter Sängerinnen, berühmter Tänzerinnen und außerdem noch mit Scenen aus Hamlet, Wilhelm Tell ꝛc. geschmückt. Irre ich, wenn ich behaupte, daß Julius ein großer Theaterfreund, ein Kunst-Enthusiast und nebenbei ein verliebter Seladon ist?

Emils Zimmer sind mit großen Landschaftsgemälden, grauenerregenden See-Scenen, feuerspeienden Bergen, diversen Schiffbrüchen, mit einem imposanten Sonnen-Auf- und Sonnen-Niedergang, mit allerhand Fruchtstücken u. s. w. tapezirt. Bist Du nicht auch der Meinung, daß Emil wahrscheinlich ein Freund der schönen Natur und ein Bewunderer ihrer Phänomene ist?

In Bertholds Zimmer gewahrst Du weiter nichts, als Gemälde, die der Historienmalerei angehören: große Schlachten, bunte Kriegsscenen, Paraden, Bildnisse großer Helden, berühmter Feldherren, als Napoleon, Blücher ꝛc. Vermuthlich ist Berthold ein Bewunderer großer Kriegsthaten und ein feuriger Anhänger des Mars.

In Gustavs Zimmer siehst Du größtentheils Gemälde aus der Mythologie: (eine Venus, die vom Jupiter in Gestalt eines Schwanes besucht wird; eine Danae, auf die sich Zeus in der einschmeichelnden Maske eines Goldregens herabläßt; eine Europa, die vom Jupiter in Gestalt eines Stiers entführt wird). Außerdem trifft man in seinem Zimmer nur Portraits von großen Schriftstellern und berühmten Dichtern an. Wen wundert das? Gustav ist ein Poet und jeder Poet ist ein halber Atheist.

Nepomucks Zimmer sind mit Heiligenbildern und mit allerlei Scenen aus der Bibel angefüllt. Man

ſieht es doch gleich, daß Nepomuck ein gottesfürchtiger Theologe iſt.

In Hectors Zimmer wimmelt es von Bildern, auf welchen Jagdſcenen dargeſtellt ſind. Auch ſieht man Portraits von Pferden, die von Jokey's gehalten werden, Bildniſſe von losgelaſſenen Windhunden und andere Thierſtücke. Ich brauche Dir nicht erſt zu ſagen, daß Hector ein paſſionirter Jagdfreund und Pferdeliebhaber iſt.

Aus dem Rahmen Deiner Bilder und aus der Art und Weiſe, wie Du Deine Bilder zuſammengeſtellt, will ich erfahren, ob Du Geſchmack haſt oder nicht.

Sind keine Bilder in der Stube, ſo ſehe ich mich um die Bücher um.

Aus dem Titel Deiner Bibliothek kann ich ſehr bald erfahren, weß Geiſtes Kind Du biſt, welch ein Temperament Du haſt, ob Du ein Freund des Scherzes oder Ernſtes biſt, und noch mehr dergleichen.

Auf Leons Tiſche liegen Louvois de Couvray's Memoires de Seigneur Faublas, Voltaire's Pucelle d'Orleans, Grecourt's Gedichte, der Pietro Aretino (der ſich Flagellum principum, die Geißel der Fürſten nannte), Althing's Doſenſtücke, Caſanova's Memoiren u. ſ. w. Möchteſt Du nicht wetten, daß Leon ein Freund von Priapäen und Obſcönitäten iſt?

Auf Elvirens Toilette treibt ſich ein „Vergißmeinnicht" von Clauren, ein „Vielliebchen" von Tromlitz und eine Novelle von Blumenhagen herum. Auf ihrem Sopha liegt der neueſte Roman von Schilling. Du weißt es ohne mich, daß ſie eine Romanheldin, eine Schwärmerin erſter Claſſe iſt.

Auf Theodors Pult liegt Jouy's Eremite de la Chauſſée d'Antin, Addiſon's Spectator, Labruyere's

Characteres, Rabeners und Lichtenbergs Satyren, Lesage's Diable boiteux und Gilblas, der Don Quixote von Cervantes. Theodors liebt die Satyre und ist einer unserer treffendsten Sittenmaler.

Will ich wissen, wie Du mit Deiner Frau lebst, lieber verheiratheter Leser, so brauche ich blos die Gespräche zu belauschen, die (im Fall Du Vater bist) Dein Kind mit seiner Puppe führt.

Kinder pflegen in der Regel geschwätzige Papagoyen zu sein, die das emsig nachplaudern, was sie häufig von ihren Eltern und von ihrer Umgebung reden hören. Sie schwatzen munter Alles nach, ohne sich weiter um den Sinn ihrer Rede zu bekümmern.

Sieh dort den kleinen Adolph, der unfern des Ofens auf der Hutsche sitzt und mit der Puppe spielt. Adolph unterhält sich mit der Puppe. „Mußt nicht weinen, Püppchen, wenn Du artig bist und mir ein Kussel gibst, so kauf' ich Dir morgen einen schönen Shawl; wenn Du aber nicht gleich ruhig bist, so lauf' ich davon und laß Dich allein, verstehst Du mich?"

Ich wette mit Dir, um was Du willst, daß der kleine Adolph das Echo seines Vaters gewesen, d. h. daß er diese Worte einmal von seinem Papa gehört, als Mama mit demselben geschmollt hatte.

Höre nun, was dort in dem Winkel der Kinder-Stube die kleine blondlockige Minna mit ihrem Hanswurst spricht. „Wo warst Du denn wieder? Wo hast Du Dich so lang' herumgetrieben? Im Weinhaus! nicht wahr, Du nichtsnutziger Mensch. Was, schlagen willst? — Pfuy, Du grober, ungezogener Mensch, schäme Dich in den Hals hinein." Minna gibt jetzt dem Arlequin eine Ohrfeige, daß sein Gesicht nicht mehr vorn, sondern hinten steht.

Das iſt nur die Wiederholung einer Scene im Kleinen, die erſt geſtern im großen Styl zwiſchen Minna's kränkelnder Mutter und benebeltem Vater vorgefallen iſt.

Das, was Kinder mit andern Kindern oder mit ihren Docken ſprechen, das haben ſie gewöhnlich einige Tage früher von den Eltern, von der Kinderfrau oder andern Dienſtboten gehört. Vor Allem prägen ſich Schimpfworte und Flüche ſehr ſchnell ins Gedächtniß der Kinder ein. Ich habe oftmals die Bemerkung gemacht, daß die kleinen Bälge ſehr groß im Repetiren jener Fluch- und Schimpfwörter ſind, womit ſie von ihren Wärterinnen beſchenkt werden.

Wer alſo wiſſen will, was in einem Hauſe vorgeht und wie ſich die Eheleute mit einander vertragen, der horche dem Kinde zu, wenn es mit ſeines Gleichen oder mit der Puppe ſpielt; wer wiſſen will, weß Geiſtes Kind Jemand iſt, der ziehe die Bücher deſſelben zu Rathe; und wer die Lieblingsneigung dieſes Jemands erforſchen will, der ſehe ſich die Wandbilder an.

Durch Puppen (ich muß es geſtehen) bin ich ſchon wider meinen Willen in manches Familiengeheimniß eingeweiht worden. Drum rathe ich jedem Vater und jeder Mutter, ſowohl in Rede und That, nichts Unanſtändiges in Gegenwart ihrer Kinder zu begehen und die Kinder nur dann mit den Puppen ſpielen zu laſſen, wenn kein Fremder bei ihnen iſt, der ſie belauſchen kann, widrigenfalls könnte derſelbe ſo Manches erfahren, das er — nicht zu wiſſen braucht.

93.

Madame Trictrac und ihr Salon in Paris.

. . . Robert führte mich bei ihr ein.

Madame Trictrac ist eine Dame, die man, ohne der Wahrheit nahe zu treten, sehr schön nennen darf. Lebendiger Geist, glänzende Bildung, sprudelnder Witz, rosige Laune, interessantes Exterieur, anmuthige Haltung und liebenswürdiges Benehmen sind das reizende Siebengestirn, durch das sie Jung und Alt anzuziehen und, was mehr sagen will, zu fesseln versteht.

Madame Trictrac ist reich, sehr reich; aber Niemand weiß, woher dieser Reichthum gekommen. Doch wen kümmert das!!

Madame Trictrac führt ein großes, prächtiges Haus. Jedes Kind in Paris kennt ihr Hotel, noch mehr aber ihren, wenn auch nicht berühmten, doch berüchtigten Salon.

Ihr Salon ist, was man sagt: pompös. Die Wände dieses oblongen Saales sind mit großen Spiegelflächen bedeckt, die jeden Gegenstand hundert Mal vervielfachen. Der Plafond, ein Meisterstück der Malerei, trägt drei große Lüstres, deren Kerzenglanz ein magisches Licht ausgießt. In jeder Ecke des Saales ist eine Nische, in welcher eine mythologische Statue steht, die nur zur Hälfte durch pyramidenartig aufgestellte Blumentöpfe verdeckt wird. Um den Saal, rund herum, laufen Divans von himmelblauer Seide, die mit goldenen Draperieen ausgeschmückt ist.

An diesen großen Saal grenzen vier kleinere Nebensäle; rechts der Muschel, und der Blumen-Saal,

links der Shawl- und der Bilder-Saal. Die Wände des Einen ſind, wie ſchon der Name ſagt, mit buntförmigen Muſcheln und Conchylien-Schalen decorirt, wodurch dieſer Saal das Anſehen einer großen Grotte erhält. In der einen Ecke iſt eine kleine Fontaine angebracht, die Eau de Cologne, Extrait de Mousselin, oder ein anderes wohlriechendes Waſſer auswirft. In dem Blumen-Saal ſind terraſſenförmig Flora's ſchönſte und theuerſte Lieblinge aufgeſtellt. Die Wände des dritten Saales ſind mit echt türkiſchen und perſiſchen Shawls behangen, die wie Theatercourtinen draperirt ſind. In dem vierten Saale ſieht man nichts als Bilder in goldenen Rahmen. Rechts iſt die Garderobe und links das Büffet.

Alle Dienſtage gibt Madame Triktrac große Abend-Geſellſchaften. Ihr Salon iſt das Stelldichein junger, ſchöner und koketter Frauen, die gern ſehen und gern geſehen werden wollen. Die Eine ſucht durch Schönheit, die Zweite durch Grazie, die Dritte durch Verſtand, die Vierte durch Talente ihre Nebenbuhlerinnen zu verdunkeln; doch Alle ſuchen . . . zu gefallen; ſie ſtellen Netze aus, fangen und werden gefangen und leihen durch ungebundene Fröhlichkeit und durch liebenswürdigen Leichtſinn der Geſellſchaft einen unwiderſtehbaren Reiz.

Außerdem iſt der Salon der Madame Triktrac der Sammelplatz reicher Fremden und das Belvedere vornehmer Aventüriers, Glücksritter, Roués und vorzüglich ſolcher Leute, die ein hohes Spiel wagen können.

Die Sucht, Bekanntſchaften zu machen und ſich zu amüſiren, vereinigt in dieſem Salon alle Stände. Militairs en grande tenue, junge Cavaliere à quatre épingles, ſchöne Frauen à grand parure und junge

Mädchen en démi-négligée bilden einen Cirkel, in deſſen Mitte die franzöſiſchen Geſellſchaftstugenden: Nonchalance und Gentileſſe, Legerté und Jovialité, Minauderie und Mediſance einen verführeriſchen Cotillon tanzen, in welchem ſich der Herr eine Dame und die Dame einen Herrn holt, um dieſe oder jene Tour auszuführen.

Hier ſieht man einen hohen Staatsmann, der ſchon von Weitem die Ungnade ſeines allergnädigſten Monarchen riecht, aus dieſem Grund Zerſtreuung ſucht, aber auch hier, am Herde der ungezwungenſten Freude, nichts als Langeweile findet. Dort ſteht ein Banquier, deſſen Finanzen bergab gehen, der aber, um die Welt zu verblenden, die ruhigſte Miene affectirt und das Gold mit beiden Händen wegwirft, um beim Spieltiſch das wieder zu gewinnen, was er auf der Börſe verloren hat — den Credit. Hier ſitzt eine kleine ſchelmiſche Tänzerin, deren Siegeswagen hundert Enthuſiaſten ziehen; durch die bereits zwei bornirte Millionaire arm und drei empfindſame Lords närriſch geworden. Dort ſteht eine junge Wittwe, welche, als Maitreſſe und rechte Hand eines Miniſters, jungen Leuten, die um Aemter ſollicitiren, für Geld und gute Worte großen Vorſchub zu leiſten verſpricht. Hier unterhält ſich ein Journaliſt mit einem Staatsrathe, dort ein Schauſpieler mit einem General, hier eine junge Dame mit einem alten Herrn, dort ein aimable Roué mit einer reichen, vielvermögenden Matrone.

Jeder läßt beim Eintritt in dieſen Salon Rang und Namen, Stolz und Etiquette ſo lange vor der Thür ſtehen, bis er wieder weggeht. Er legt in dem Garderobezimmer mit ſeinem Mantel auch all' ſeine Titel ab und heißt von da an für den ganzen Abend,

mag er Baron oder Vicomte, Marquis oder Graf, Fürst oder Herzog sein, nicht anders als Monsieur. Jeder dieser Gäste hat dabei stillschweigend die Verpflichtung übernommen, die Honneurs des Abends zu machen, entweder mit seinem Gelde, wenn er reich ist, oder mit seinem Verstande, vorausgesetzt, daß er welchen hat.

Man erzählt sich Tagesneuigkeiten, Anekdoten, Calembourgs und Bonmots, gibt Räthsel und Charaden auf, spricht von Politik und Literatur, von Theatern und Journalen, von Hochzeiten und Ehescheidungen und von Allem, was ins Departement der Chronique scandaleuse schlägt. Mit der größten Unbefangenheit spricht und hört man feincandirte Equivoquen an und belächelt sie, ohne sich weiter zu geniren. Hier ist es, wo ein intriguanter Coursspeculant Börsengerüchte ausstreut und wo ein mit ihm unter einer Decke steckender Gesandtschafts-Attaché diplomatische on dit fallen läßt, die ein paar Tage später unter dem Namen Bruits des salons in den Zeitungen stehen, welche diesen ausgesprengten Lügen dadurch Auctorität verschaffen und ihnen Flügel anheften, die sie rasch durch die ganze Welt tragen. Hier ist es, wo der Journalist ein paar glückliche Bonmots und ein Dutzend neuer Moden aufschnappt, mit denen er schon übermorgen in seinem Blatte Staat macht. Hier ist es, wo die Medisance hundert ehrrührige Unwahrheiten und tausend lächerlich machende Mährchen ersinnt. Hier ist es, wo mit gleicher Hitze über das Unwichtigste wie über das Wichtigste raisonnirt und debattirt wird.

Später kommen auch andere Unterhaltungen an die Reihe. Man liest vor, declamirt, macht schlechte Musik, singt, so gut man kann, Barcarolen und Ro-

manzen, tanzt, führt auch zuweilen eine Quadrille en masque auf, trinkt Thee, schlürft Punsch, säuft Champagner und .... macht den Damen bald in dieser, bald in jener Tonart den Hof. In dem Blumensaale werden von einem kleinen Orchester Favorittänze aus den neuesten Opern vorgetragen. Diese Musik, wiewohl nicht geräuschvoll, ist doch durch alle Säle zu hören. In dem großen Saale wird darnach getanzt. Wer sich echauffirt hat, flüchtet allein oder in Gesellschaft in die kühle Muschelgrotte. In dem Bildersaale wird gespielt; an diesem Tische Ecarté, an jenem Faro, hier vingt-un, dort onze et démie — man spielt, gewinnt oder verliert, borgt oder nimmt geborgt, ruinirt sich oder Andere, und ..... unterdessen bricht der Morgen heran. In dem durch Gas erleuchteten Hofraume des Hotels warten allerhand Fuhrwerke, Caroſſen und Cabriolets, auf den Wink ihres Herrn. Die Kutscher unterhalten sich mit einander über ihre Pferde und Herrschaften, heben die erstern in den Himmel, ziehen die Letztern in den Staub, machen boshafte Gloſſen und schlechte Bonmots, necken und prügeln sich ein bischen, (blos zum Zeitvertreib), gähnen und schlafen auch bisweilen ein auf ihrem hohen Bock, und erwachen dann nicht eher, als bis die Stentorstimme des Jägers, oder das gellende Gekreische des kleinen Jokei's ihren Namen und das Signal: „Vorfahren" hören läßt.

Die Gäste gehen oder fahren nach Hause, mit schwerem Kopf und mit noch schwererem Herzen, aber leichter Börse. Doch was schadet das? Man hat dafür gegeſſen und getrunken, getanzt und geſungen, geſpielt und gelacht, gekoſ't und geküßt und ..... mit einem Wort: sich himmlisch amüsirt; von dieser Dame hat man einen Korb, von jener aber ein Rendez-

vous erhalten. Was kann man wohl mehr noch verlangen?!

Nur die, welche am Spieltiſche all' ihre Hoffnung und Barſchaft haben ſitzen laſſen, ſchleichen mißmuthig durch die ſtillgewordenen Straßen nach Hauſe, ſummen unterweges dieſes oder jenes Couplet nach, das ſie heute Abend bei Madame Trictrac zum erſten Male gehört, verfluchen nebenbei die Coeur-Dame oder jene Karte, auf die ſie ihr Geld und Vertrauen geſetzt, thun, wenn ſie ſich zu Bett begeben, ein heiliges Gelübde: nie mehr den Salon der Madame Trictrac zu beſuchen, und ... ſtellen ſich am nächſten Dienſtage trotzdem wieder ein; denn hundert Reize locken ſie von Neuem in das fein ausgelegte Garn der verführeriſchen Sirene, die, sub rosa ſei es geſagt, am Ende doch Alle, die bei ihr aus- und eingehen, in den Strudel des moraliſchen Verderbens hinabzieht.

Schöne Leſerin! guter Leſer! fliehe den Salon dieſer Gelegenheitsmacherin. Beſuchſt Du ihn aber, ſo ſei wenigſtens auf Deiner Hut — ich bitte, ich beſchwöre Dich — ſei vorſichtig!

94.

Scenen aus dem Berliner Volksleben.

... Aber am meiſten lieb' ich Sittenmaler. Eine einzige Seite in Addiſon's lehrreichem Zuſchauer, eine einzige Nummer in Jouy's picantem Eremiten hat für mich mehr Intereſſe, als ein Roman

von Victor Hugo und ein Dutzend Komödien von Eugen Scribe.

Wer Sitten malen will, muß ein kleiner Ueberall sein, sich in allen Volksclassen umsehen, den dort herrschenden Ton kennen lernen und die Eigenthümlichkeiten, die jedem Stande ankleben, nicht mit flüchtigem, sondern mit scharf prüfendem Auge beobachten. Er muß sich in den Salons und Assembleen der haute volée und beau monde, wie in den Estaminets und Tabagien der niedern Volksklassen herumtummeln, sich in ihre Reihen mischen, Theil an ihren Gesprächen und Unterhaltungen nehmen, dabei den aufmerksamen, aber stillen Beobachter spielen, sich verschiedenartige Individualitäten aneignen und deren Sitten interimistisch in sein eignes Ich aufnehmen, um später aus sich selbst die treffenden Farben zu jenem Sittengemälde, das er entwerfen will, schöpfen zu können.

Schon oft verfügte ich mich von einer brillanten Abendgesellschaft in eine nicht brillante Tabagie, um hier, wie dort, Beobachtungen anzustellen und dann Parallelen zu ziehen, zwischen der großen und kleinen Welt.

Dort spiele ich den eleganten Courmacher, hier den simplen Grocktrinker.

Gehe ich in eine Tabagie, so stecke ich zuvor meinen Claeque in die Rocktasche, biege die Vatermörder in die Cravate, verstecke mein gekneiftes Jabot, ziehe die Manchetten ein und die Glacé-Handschuhe aus, knöpfe mir den Frack bis an den Hals zu, und trete nun, mit dem Hut auf dem Kopf und mit der Cigarre im Munde, in den räucherigen Saal ein, setze mich zu den Leuten, welche Knöller rauchen, Weißbier trinken und Dreikart und Schafskopf mit bewundernswerther Perfectibilität spielen, an den Tisch, horche zu, plaudere

mit und gehe, wenn ich genug gehört und geſehen habe, wieder nach Hauſe.

Neulich ſchlich ich mich, Nachts nach 11 Uhr, in den Hofraum eines großen Hotels ein, in welchem ein Halbkreis von prächtigen Equipagen ſtand, die ihre Herrſchaft abholen ſollten, welche noch immer, wiewohl es etwas ſpät war, im Schooße eines glänzenden Balles ſaßen, zu dem jede Art von Beluſtigung eine Freikarte erhalten hatte.

Schon längſt hatte ich gewünſcht, die Kutſcher, Lakayen, Jokeyen und Gott weiß, wie der Dienertroß heißt, zu beobachten. Hier hatte ich die ſchönſte Gelegenheit, ihre Geſpräche zu belauſchen und ein neues Bildchen für die Sammlung meiner kleinen Sittengemälde zu finden.

Das Allererſte, was mir in den Geſprächen der Kutſcher auffiel, war die Mode: daß ſie ſich nicht bei ihrem Namen, ſondern bei dem Namen ihrer Herrſchaft nennen. Du, Herzog X., rief ein Kutſcher dem andern zu, was macht Deine Frau? Ich danke Dir, Graf S., antwortete der Gefragte, ſie wird bald in die Wochen kommen.

Niemand beſitzt mehr Virtuoſität, ſeine Herrſchaft ſchlecht zu machen, als ein unzufriedener Kutſcher. Und welcher Kutſcher iſt *nicht* unzufrieden? Die armen hohen Herrſchaften werden von ihren Kutſchern dergeſtalt „ausgerichtet," daß es ein wahrer Scandal iſt.

Ich belauſchte hier ein Geſpräch, das ungefähr folgendermaßen gelautet hat:

Erſter Kutſcher (geht vor ſeinem Wagen auf und ab, bleibt endlich ſtehen und gibt mit ſeiner Peitſche dem Pferd ſeines Nachbars einen kleinen Hieb). Graf

S., Dein Handpferd, das hat wohl schonst 4 Wochen keen Futter nich gekriegt?

Zweiter Kutscher (sitzt ruhig auf dem Bock und schaut mitleidig auf seinen Collegen herab.) Wie so?

Erster Kutscher. J nu, des Pferd det is ja so dürre, det man ihm ohne Lanterne durch die Rippen sehen kann.

Zweiter Kutscher. Baron L., Du jammerst mir. Dieses Pferd is mich lieber als Du und Deine Herrschaft.

Erster Kutscher. Lude, erhitze Dir nich; Du könntest sonst von'n Bock fallen. Meine Herrschaft taugt nischt nichts, des is wahr, Lude, alleene lieber is sie mir doch als Deine.

Zweiter Kutscher. Uff meine Herrschaft kannst Du räsönniren, so ville Du willst, aber meine Schimmel laß mir unjeschoren, des sag ich Dir een für allemal.

Erster Kutscher. Deine Schimmels?! Wer weeß, ob sie Deine Herrschaft schon bezahlt hat.

Zweiter Kutscher. Noch nich, so ville ich weeß, aberst dat geht mir nischt an.

Erster Kutscher. Wird er se nich bald wieder verkoofen?

Zweiter Kutscher. Nich eher, als er wieder Jeld brauchen duht. Vorjestern hat er sein Reitpferd, den Goldfuchs, den er erst vor 3 Wochen jekoft, aberst noch heut nich bezahlt hat, für een Lumpenjeld an eenen Officier verkooft.

Erster Kutscher. Warum denn, Lude?

Zweiter Kutscher. Weil er Jeld gebraucht hat.

Erster Kutscher. Weeßt Du nich, wozu er det Jeld gebraucht hat?

Zweiter Kutſcher. Zum ſaufen, zum ſpielen.

Erſter Kutſcher. Siehſt'e Lude, ſo ſein die Herrſchaften jetzunder. Meiner ſitzt da oben unn verſpielt mir niſcht Dir niſcht een paar hundert Dahler unn mir bleibt er ſchonſt ſeit zwee Monaten mein lumpigtes Jehalt ſchuldig.

Zweiter Kutſcher. Tröſte Dir, Fritze, Meiner machts accurat ſo, ick werd ihm aber die andere Woche den Dienſt uffſagen, wenn er mir nich befriedigen duhn dut.

Erſter Kutſcher. Recht ſo, Lude, icke werd mir ooch nich geniren duhn, unn ihn uf's Dach ſteigen, wenn er nich bald mit meinen Jehalt rausrücken duht.

Dieſes Geſpräch hätte vielleicht noch länger gedauert, wenn nicht ein Livreebedienter mit herkuliſcher Stimme den Namen eines dieſer beiden Kutſcher aufgerufen hätte. Der Wagen fuhr an die große Treppe heran, ein Herr mit einigen Orden ſtieg hinein, der Livreebediente ſchlug die Wagenthür zu und ſchwang ſich mit Blitzesſchnelle auf ſeinen Stehplatz und der Wagen fährt ab.

Bald darauf entſpann ſich zwiſchen zwei andern Roſſelenkern ein Geſpräch anderer Art. Dies lautete ungefähr ſo:

Erſter Kutſcher. Schneppe, ich jlobe jar, Du ſchlafſt da oben uff Deinen Bock. Steig runder, ich will Dir was fragen. Hörſte Schneppe? So red' doch was.

Zweiter Kutſcher. Laaß mir ſchlafen, ick bin ganz marode — ick hab die vorichte Nacht keen Oge nich zugedahn. Mein Herr hat ſich geſtern bis 5 Uhr Morgens rumgedrieben.

Erſter Kutſcher. Wo war er denn ſo lange?

Zweiter Kutſcher. Bei die kleene Figurantin, die er alleweile aushalten duhn duht. Ick habe drei Stunden mit Pferd und Wagen vort Hausthor warten müſſen; ick habe mir erkält unn bin jetzt ganz uff'n Hund.

Erſter Kutſcher. Uff'n Bock, willſte ſagen — irre Dir nich, Bruder. Kumm runder.

Zweiter Kutſcher. Laaß mir.

Erſter Kutſcher. Sei nich eklich und ſteig' runder, ich will Dir was fragen.

Zweiter Kutſcher. Hat denn Keener keene Ruhe nich vor Dir. Wat willſt Du denn? (Der Kutſcher ſteigt mit vieler Mühe und Vorſicht von ſeinem hohen Bock herab.) Na, da bin ick. Wat willſt Du mir fragen?

Erſter Kutſcher. Ob Du morgen Abend bei Wiſotzky's oder Herig's jehn duhſt?

Zweiter Kutſcher. Unn dadrum haſte mir von'n Bock rundergerufen, wegen die kleene Kleenigkeit? Ick globe jar, Du willſt mir foppen; Krammsvogel, nimm Dir in Acht vor mir, ich verſteh keenen Spaß nich —

Erſter Kutſcher. Neffchandeller, machen Se mir nich jraulich.

Zweiter Kutſcher. Reize mir nich — des ſage ich Dir.

Erſter Kutſcher. Bange machen jelt nich.

Zweiter Kutſcher. Reißte noch eenen eenzigen ſchlechten Witz, ſo gebe ich Dir —

Erſter Kutſcher. Stille, Edewat.

Zweiter Kutſcher. Du jibſt noch keene Ruhe?

Erſter Kutſcher. Ne, Rieke, alleweile keenen Thee nich.

Zweiter Kutſcher. Ich ſag's Dir noch mal, reiß keenen Witz nich mehr, ſonſt machſte mir rappelköppig, un wenn ick anfange, bin ick —

Erſter Kutſcher. Allemal derjenigte, welcher.

Zweiter Kutſcher (zornig). Du ſtichelſt woll noch?

Erſter Kutſcher. Nie ohne dieſes!

Zweiter Kutſcher. Sei ſtill, oder ich ſteche Dir eene Knallſchode, deß Dir . . .

Erſter Kutſcher. Männeken, ſtoß Dir nich!

Zweiter Kutſcher. Ick ſag's Dir zum letzten Male, ſei ſtill.

Erſter Kutſcher. Ungeheure Ironie!

Zweiter Kutſcher (wüthend). Was ſagſt Du? Ungeheure Ironie, ſagſt Du? Nu reißt mir die Geduld. Weeßt Du, wat Ironie is? Ironie is Ironie, und weil Ironie Ironie is, ſollſt Du wiſſen, wat Ironie is. (Gibt dem Kutſcher eine Ohrfeige.)

Erſter Kutſcher. Hilfe, Hilfe, er will mir dotſchlagen.

(Ein Jokey ſpringt herbei.)

Jokey. Wat jeht denn vor, wat is denn los?

Erſter Kutſcher. Er hat mir jeprügelt.

Zweiter Kutſcher. Des Karnickel hat angefangt. Er hat zu mir ungeheure Ironie geſagt, und des kann ich mir nich gefallen laßen — druff hab' ich ihm eene Ohrfeige jejeben, doch darum keene Feindſchaft nich.

Drauf kamen noch mehr Kutſcher und Jokey's

hinzu, um den Streit zu schlichten, der immer heftiger wurde. Zum Glück ward aber eine der streitenden Parteien von seiner Herrschaft abgerufen, mußte abfahren und — der Spectakel hatte ein Ende.

Ich hatte genug und — ging nach Hause.

95.

Der Ring und der Maskenball.

. . . Und Victor war schon ganz erschöpft. Er trat in eine Loge, setzte sich ermattet nieder und wollte sich dem Schlafe hingeben, der ihn unwiderstehlich überfallen hatte. Da ließ sich ein Domino, der sich ihm mit leisem Tritte und zarter weiblicher Stimme genähert hatte, freundlich an seiner Seite nieder.

Eine Unterhaltung wird eingefädelt, die sich lebhaft fortspinnt.

— Allein, mitten in dem großen Paris, mit der Unerfahrenheit eines jungen Mannes, ohne Rathgeber, ohne Freundin, ohne Mutter. Armer junger Mann! Erstaunen Sie nicht, daß ich eine so ernste Sprache führe, aber eine Frau, die dreißig Jahre in der großen Welt gelebt, kennt die Fallen und Gefahren derselben; dies und das Interesse, das Sie mir einflößen . . . .

— Aber Sie kennen mich ja kaum . . . .

— Ich kenne Sie zwar nicht genau, aber es ist nicht das erste Mal, daß wir uns sehen.

— Wie? Und wo haben wir uns denn schon begegnet?

— Befragen Sie Ihr Gedächtniß. Haben Sie

die Orte vergeſſen, wo Sie ſeit Ihrer Ankunft in Paris geweſen? Waren Sie noch auf keiner Soirée, auf keinem Balle?

— O ja! Geſtern war ich bei Herrn C., dem Banquier meines Vaters . . .

— Und hat keine von den Damen, welche ſich in dieſer Geſellſchaft befanden, Ihre Blicke gefeſſelt?

— Daß ich nicht wüßte . . . .

— Haben Sie nicht eine Dame beobachtet, die ein blaues Kleid trug?

— Ich habe keine bemerkt . . . .

Die Unbekannte ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

— So hat ſie ſich alſo grauſam getäuſcht!

— Woher wiſſen Sie das?

Ich weiß es. Genug!

— Im Namen des Himmels! Wer iſt jene Dame und wer ſind Sie, Sie?

Und in demſelben Augenblick hob er, fortgeriſſen von einem Gefühle, das er nicht unterdrücken konnte, einen Zipfel des ſchwarzen Seiden-Schleiers auf, der an der Halblarve befeſtigt, den untern Theil des Geſichts der Unbekannten bedeckte. Sie hielt noch frühzeitig genug Victors Arm zurück, um nicht von ihm demaskirt zu werden, aber ſchon viel zu ſpät, um vor Victor die Roſen ihres Mundes und das Elfenbein ihrer Zähne zu verbergen, welche ihm keinen Zweifel mehr geſtatteten, daß er mit einer jungen und ſchönen Frau rede.

— Und iſt dies Alles, was eine Frau, die ſich Ihrem Vertrauen hingibt, von Ihnen erwarten kann?

Der Ton ihrer Stimme war ſo ernſt und gemeſſen, als ob ein ſchmerzliches Gefühl auf ihrem Herzen laſte. Sie wollte ſich entfernen. Victor hielt ſie zurück.

— Bei allen Himmeln, ein Wort, nur noch ein einzig Wort.

— Was wollen Sie von mir . . . . ?

— Verzeihung für die ſtrafbare Neugier, die ſich unwillkürlich meiner bemächtigt hat.

— Ich verzeihe Ihnen, aber geſtehen Sie, daß Sie mich ſchon jetzt ſehr hart für meinen Leichtſinn beſtraft haben . . . Leben Sie wohl.

— Wann werd' ich Sie wiederſehen?

— Ich darf Sie niemals wiederſehen.

— Haben Sie Mitleid mit mir! Ich bitte, ich beſchwöre ſie; wann und wo kann ich Sie wiederſehen?

— Wohlan denn, bei dem Banquier C.

— Und wann?

— Den Tag kann ich Ihnen nicht beſtimmen, doch ſage ich Ihnen, daß Sie mich recht bald dort ſehen ſollen. Ich gebe Ihnen das Verſprechen, mich Ihnen zu erkennen zu geben. Hören Sie mich an! Tragen Sie vielleicht einen Ring?

— Ja.

— Wir wollen tauſchen. Hier iſt der meinige. Verſprechen Sie mir aber, daß Sie ihn ſtets als ein Unterpfand meiner Freundſchaft behalten werden. Wenn ich mich Ihnen, ohne Gefahr, entdecken darf, werden Sie Ihren Ring an meinem Finger glänzen ſehen.

Victor war ganz berauſcht, denn in der Sprache und in den Manieren, und ſelbſt in dem Vorſchlag der ſchönen Unbekannten, die Ringe zu tauſchen, lag irgend etwas Geheimnißvolles, das ſeine Phantaſie erhitzte und ihm nicht Zeit ließ, ſich über die lebhafte Leidenſchaft zu verwundern, die er einer Frau eingeflößt hatte, welche er früher noch niemals geſehen. Sie

übte durch ihre Rede, die bald wie Befehl, bald wie Bitte klang, eine ganz eigenthümliche Gewalt aus, die ihn nicht zur Besinnung kommen ließ. Endlich ergriff sie, wie fortgerissen von einer Leidenschaft, die alle Rücksichten ihres Geschlechtes vergessen ließ, Victors Hand, drückte sie mit gluthvollem Gefühle in die ihrige, und zog ihm den Ring ab, der seinen Finger zierte.

Victor setzte in diesen Ring einen sehr großen Werth, nicht etwa des kostbaren Steines wegen, sondern weil er ein Andenken von seiner Mutter war. In jedem andern Falle würde er ihn nicht so leicht aus den Händen gegeben haben, wiewohl der Ring, den er dafür von der Unbekannten erhielt, von noch weit größerem Werth zu sein schien.

Der junge Mann ist ganz verdutzt. In der Gluth seiner Leidenschaft neigt er sich zu ihr hin und will sie in seine Arme schließen. Sie steht auf, öffnet die Loge und verschwindet blitzschnell in den dunklen Corridors.

*

* *

Ein ganzer Monat war schon verflossen. Victor hatte keine einzige Soirée beim Banquier C. versäumt. Sein sehnsüchtiges Feuerauge irrte von einem Saal in den andern. Aber alle seine Blicke, alle seine Nachfragen waren vergebens, alle seine Versuche nutzlos, alle seine Hoffnungen vereitelt, und dessenungeachtet konnte er die Unbekannte nicht vergessen, deren geheimnißvolle Miene, deren zärtliche Stimme und deren verführende Rede so lebhaft sein Herz ergriffen hatte.

Eines Tages, als er zufällig in das Gewölbe eines

Juweliers eingetreten war, kam ihm die Luſt an, den Ring ſchätzen zu laſſen, welcher ſeit jenem Augenblicke, als er ihn von der Unbekannten erhalten, nicht von ſeinem Finger gekommen war.

— Dieſer Demant muß wohl einen großen Werth haben? Welch ein Glanz! Welch ein Feuer! Welch ein Waſſer!

— Dieſer Demant?

— Ja wohl . . . . .

— Monſieur. Dieſer Stein . . . . erſchrecken Sie nicht . . . . . iſt ein nachgemachter Demant.

— Das iſt nicht möglich!

— Ich will Sie gleich davon überzeugen.

Victor ſtand wie vernichtet da. So war ich alſo wirklich verliebt, ſchrie er und ſchlug ſich an die Stirne, und in wen? . . . . . Der arme Victor!!

96.

Lavendel, Myrth' und Thymian.

(Factiſch.)

„Lavendel, Myrth' und Thymian,
Das wächſt in meinem Garten;
Wo weilet denn der Freiersmann,
Ich kann ihn nicht erwarten.
Schöner, grüner,
Schöner, grüner Jungfernkranz."

. . . . Denn Herr Thymian war ſehr ſchüchtern. Er liebte die ſchöne Frau eines Schauſpielers bis zum Raſendwerden, hatte aber nicht den Muth, ſich ihr zu nähern.

Wohl hundert Mal ging er des Tages vor den mit Aurumblumen geſchmückten Fenſtern ſeiner Angebeteten (die ich Madame Lavendel nennen will) vorüber, wagte es aber nicht ein Mal, ſie zu grüßen.

Schon zehn Mal war er mit der ſüßen Madame Lavendel auf Bällen geweſen, doch niemals hatte er das Herz, mit ihr zu ſprechen, mit ihr zu tanzen, wiewohl ſie ihm durch zärtliche Blicke zu verſtehen gab, daß es ihr nicht unlieb wäre, wenn er ſie engagiren möchte. Einmal ließ ſie ſogar die kleine Tafel fallen, worauf ſie die Tänze und die Namen derer aufgeſchrieben, die ſie zu dieſen Tänzen engagirt hatten; ließ ſie doch nur deshalb das Täfelchen fallen, um dem neben ihr ſtehenden Thymian, der im Anſchauen ihrer Reize verſunken war, eine Gelegenheit zu verſchaffen, ſich gegen ſie artig zu beweiſen, und ein Geſpräch mit ihr anzuknüpfen; aber ſeine Schüchternheit ließ auch dieſe Gelegenheit unbenutzt vorüberziehen.

Noch niemals hatte er ein Wörtlein mit dem Augapfel ſeiner Liebe getauſcht und dennoch liebte er ſie (par distance), über alle Maßen.

Wenn Herr Thymian die Madame Lavendel ſah, fing ihm das Herz zu pochen an, er wurde einmal roth, einmal blaß, je nachdem er bei Blut war, konnte aber keine Sylbe, vielweniger ein Compliment oder eine Liebesphraſe über ſeine zitternden Lippen bringen.

Manchmal ſeufzte er in der Leipziger-Straße ſo heftig, daß man es (wenn Windſtille war) ganz deutlich auf dem Alexanderplatz hören konnte. Kein Wunder alſo, daß auch Madame Lavendel, die auf dem Schloßplatz wohnte, dieſe corpulenten Seufzer vernahm.

Schüchterne Schwärmer haben gewöhnlich das Unglück, von Frauen ausgelacht zu werden. Herr Thymian

war glücklicher. Die ſüße Lavendel ließ ſich die Huldigungen des Schüchternen gefallen, doch mehr aus Mitleid als aus Liebe.

Herr Thymian zerging vor Liebe zu ihr, wie Butter, die man in die Sonne ſtellt, oder wie Schnee, der im Märzmonat herabſchneit. Ueberglücklich wäre er geweſen, wenn er der göttlichen Frau einen Kuß hätte geben können, nicht auf den roſigen Mund — nein, ſo hoch verſtieg ſich ſeine Sehnſucht nicht — ſondern auf die lilienweiße Hand. Doch ſeine Schüchternheit ſtand ihm überall, wie ein melancholiſcher Kettenhund, im Wege.

Schon zwanzig Mal hatte er ſich vorgenommen, ihr ſchriftlich jene Gefühle zu decouvriren, die in ſeinem Innern ſo hell, wie ein Wachtfeuer, loderten. Schon zwanzig Mal hatte er ein Liebesbrieflein angefangen, worin er der Hohen, Angebeteten ſeine unauslöſchliche Liebe und nebenbei noch ein paar Verſe, von denen er nach drei ſchlafloſen Nächten endlich entbunden ward, zu Füßen legen wollte, allein alle zwanzig Mal zerriß er die Briefe und die Verſe, denn ſeine vermaledeite Schüchternheit gebot ihm, von dieſem furchtbaren Vorhaben, wie er es nannte, abzuſtehen.

Wer weiß, ſagte er zu ſich ſelbſt, ob ſie einen Brief von mir annimmt?! Und wenn ſie ihn annimmt, wer ſteht mir dafür, daß er nicht in die Hände ihres eiferſüchtigen Hausdrachen fällt, der ſie mit Argus-Augen bewacht. Und wenn ſie ſo boshaft ſein könnte, meine Neigung ihrem Gemahle zu verrathen — das wäre ſchrecklich, das wäre ſchauderhaft.

So kam es, daß er das, was er ſich ſchon ſo oft vorgenommen hatte, immer wieder bleiben ließ.

Eines Tages erhielt er die Subſcriptionsliſte zu

einem Balle, worauf, wie er durch einen ſeiner Freunde erfahren, auch Madame Lavendel ſubſcribirt hatte. Dies allein bewog ihn, die Liſte zu unterſchreiben.

Er beſprach ſich mit ſeinem Freunde. Dieſer, der das ſchöne Geſchlecht und Madame Lavendel wohl beſſer kannte, als Herr Thymian, rieth ihm zu, Muth zu faſſen und ihr auf dem Balle dreiſt ein Billet-doux zuzuſtecken.

— Nein, Bruder, das geht nicht. Alles will ich ihr zuſtecken, nur kein Billet-doux.

— So mach ein paar ſchöne Verſe oder ein Sonnett auf ſie. Ein hübſches Gedicht pflegt oft mehr Wunder zu thun, als eine Schwadron von Liebesbriefen.

Thymian ſetzte ſich zum Pulte nieder, um ein Gedicht zu machen. Er ſcandirte ſich die Finger wund und brachte nach Verlauf von 2 Stunden ein Paar Verſe auf's Papier, die, ohne ihnen zu ſchmeicheln, ziemlich mittelmäßig waren.

Myrthe (Thymians Freund) ſetzte als gewandter Compoſiteur dies Gedicht in Muſik, ließ es ſauber abſchreiben und gab es ſeinem ſchüchternen Freunde zurück, der es am andern Abend ſeiner Herzensgöttin überreichen ſollte.

Thymian lief zu ſeinem Schneider, beſtellte ſich einen feinen ſchwarzen Anzug, um morgen auf dem Balle recht elegant zu erſcheinen und in den blauen Augen der ſüßduftenden Madame Lavendel als feiner Galanthomme Wohlgefallen zu finden.

Am andern Morgen ſtudirte ihm ſein Freund Myrthe (der, als ein kecker Bonvivant, den grellſten Contraſt zu der perſonificirten Schüchternheit bildete)

die Rolle ein, die Thymian heut Abend auf dem Balle ſpielen ſollte.

— Je kecker Du auftrittſt, Bruder Thymian, deſto beſſer wird Dir Dein Plan glücken.

— Du ſollſt Dich wundern, Bruder Myrthe, keck will ich ſein, keck über alle Maßen. Wenn mich nur der verdammte Schneider nicht ſitzen läßt. Ich habe mir ein neues Ballkleid beſtellt . . .

— Das war unnütz. Du haſt ein ja halbes Dutzend Fracks, wozu noch einen neuen . . . .

— Damit ich gekleidet nach der allerneuſten Mode erſcheine. Myrthe, ich will alle Minen ſpringen laſſen, um heut Abend ein ſchöner Kerl zu ſein.

— Ach könnte ich doch meine Liebenswürdigkeit mir ab- und Dir anſchnallen, um Dir den Sieg zu erleichtern.

— Nein, Myrthe, behalte Dir Deine Liebenswürdigkeit, ich werde hoffentlich mit der meinigen wohl auskommen. Wo nur der Schneider ſtecken mag. Er verſprach, ſchon um 10 Uhr den Anzug abzuliefern, jetzt geht's bereits auf eins und der verdammte Nadelheld iſt noch nicht da.

Erſt gegen Abend, es hatte ſchon 6 Uhr geſchlagen, brachte der Schneider Knopfloch dem Herrn Thymian die wattirten Unterbeinkleider, den ſchwarzen Frack, die blaue Sammetweſte mit den Goldknöpfen und die weißen Caſimir-Pantalons.

— Sie haben mich lange warten laſſen. Ich ſaß wie auf glühenden Kohlen und glaubte ſchon, Sie würden mich ſitzen laſſen.

— Sie ſehen, Herr Baron, daß ich Wort halte. In der Seitentaſche ſteckt auch die Rechnung; wenn Sie die Güte haben wollten . . . .

— Jetzt hab' ich keine Zeit ſie durchzuſehen.

Kommen oder ſchicken Sie morgen früh um 10 Uhr zu mir, da ſollen Sie Ihr Geld haben.

— Hat keine Eile, Herr Baron; wenn alle Herrſchaften ſo pünktlich ihre Rechnungen bezahlten, als Sie, ſo wäre es das größte Plaiſir, ein Schneidermeiſter zu ſein.

— Danke fürs Compliment. Aber jetzt verlaſſen Sie mich, lieber Knopfloch, ich muß ſchon um 7 Uhr auf dem Ball ſein.

Knopfloch ging, Thymian machte ſeine Toilette und ſchlüpfte eben in die mit grauer Seide gefütterten Aermel ſeines Leibrocks, da hielt vor der Thür ſeines Hauſes der Wagen ſtill, der ihn um dieſe Zeit zum Balle abholen ſollte. Freund Myrthe kam ſingend die Treppe heraufgelaufen und riß haſtig die Thür auf.

— Biſt Du fertig, Thymian?

— Gleich, den Augenblick. Ich will mir nur ein paar Ringe anſtecken.

Myrthe beſah ſich unterdeſſen im Spiegel, Thymian ſteckte ſeine Ringe an und warf ſeinen Carbonari um.

— Nun bin ich fertig, Bruder Myrthe. Jetzt können wir gehen.

— Haſt Du auch nichts vergeſſen? Haſt Du die Handſchuhe, das Schnupftuch, den Claque? Ja, Apropos, haſt Du auch das Gedicht zu Dir geſteckt, das Du der Lavendel geben willſt?

— Gut, daß Du mich daran erinnerſt, das hätte ich heilig vergeſſen.

— Thymian holte das ſchön zugefaltete Gedicht aus ſeinem Schreibtiſch hervor und ſteckte es in die Seitentaſche ſeines Fracks.

Die Freunde gehen. Thymians Haushälterin leuch-

tet ihnen die Treppe hinunter, sie steigen in den Wagen, der Kutscher peitscht dergestalt die Pferde, daß sie blitzschnell durch die gasbeleuchteten Straßen jagen.

Thymian und Myrthe traten in den von schöngeschmückten Frauen und eleganten Herren überfüllten Saal in jenem Augenblick ein, in welchem eine frische, muntere, Ohr und Fuß schmeichelnde Nummer aus Auber's allerliebstem Fra Diavolo die Ballgäste zu einem Ländler rief. Myrthe konnte der einladenden Musik keine Minute widerstehen, sah sich um eine vacante Dame um, und stellte sich, als er diese gefunden hatte, in Reih' und Glied.

Thymian stand nun allein, unfern der Saalthür, und ließ sehnsuchtsvoll sein Feuerauge durch den weiten Ball-Saal schweifen, um die zu finden, die er suchte und um deretwillen er hier war. Nach allen Seiten des Saales sandte er spähende Blicke aus — allein vergebens, er sah sie nicht.

Plötzlich wirbelt ein leicht beschwingtes Paar vorüber. Ja, sie ist's, Madame Lavendel, die reizende Madame Lavendel ist's, die vorüberfliegend, ihn wie ein leiser Zephirkuß berührt.

Das Herz fing ihm wieder zu schlagen an, und da er heute bei sehr viel Blut war, so wurde er so feuerroth, wie die Blumenkrone der brennenden Liebe (Lychnis dioica), oder, um mich verständlicher auszudrücken, wie der Halskragen eines Polizeisergeanten.

Wie schön sah doch Madame Lavendel aus. Das rosa Atlaskleid, das sich malerisch an den reizenden Gliederbau schmiegte, und die üppigsten Körperformen ahnen ließ, die lange schwarzsammtene Schärpe, der kleine, weißseidene Schuh und der brochirte Strumpf, (Himmel, wäre er nur nicht brochirt gewesen), Alles dies machte seine Phantasie ganz trunken. Dazu kam nun

noch der idealiſche Kopfputz, in deſſen ſchwarzer Lockenfülle, des Contraſtes halber, ſchneeweiße Roſen glänzten, und das niedliche Bouquet, das ſich an ihren Buſen, wie der Säugling an der Mutter Bruſt anſchmiegte, dies Bouquet, ach dies neidenswerthe Bouquet machte ihn ganz taumelig.

Doch welch ein Schmerz, welch ein unnennbarer Schmerz war es für Thymian, als er die göttergleiche Madame Lavendel in den Armen eines Schnurrbarts, eines militäriſchen Schnurrbarts ſah.

Mit neidiſchen Blicken verfolgte er das fliegende Tänzerpaar, und wenn es Halt machte, ſtellte er ſich ihm gegenüber, hing ſein Auge an ihre reizumgürtete Geſtalt, ſah, wie ſie ſo zärtlich ſich mit dem Schnurrbart unterhielt, und zerfloß dann vor Wonne und vor Schmerz.

Der Tanz war aus. Jeder Chapeau geleitete ſeine Dame zu ihrem Sitze, küßte ihr die Hand und verabſchiedete ſich. Der Officier überlieferte die echauffirte Madame Lavendel ihrem Herrn Gemahl, drückte (ach!) einen Kuß auf ihre zarte Hand, bedankte ſich auch bei ihrem Gatten für die erhaltene Erlaubniß und verlor ſich dann ins Buntgewühl der Gäſte.

Der Gemahl der Madame Lavendel (er ſah wie ein halb aufgeſpannter Parapluie aus) war einer von den wenigen Schauſpielern, die auf ihre Frauen eiferſüchtig ſind. Er war eine zweite, vermehrte und verböſerte Auflage von dem venetianiſchen Mohr Othello, eiferſüchtig über alle Erwartung.

Seine Eiferſucht machte unſern armen Thymian noch viel ſchüchterner. Er würde Madame Lavendel ganz gewiß zu einem Tanze aufgefordert haben, hätte er nicht befürchtet, den Argwohn ihres unheimlichen Gemahls dadurch wach zu rufen.

Man hatte ſchon eine Ecoſſaiſe, einen Mazurek, einen Contre-danse und einen Cotillon überſtanden, Herr Thymian hatte aber immer noch nicht den Muth, ſich dem Gegenſtande ſeiner platoniſchen Liebe zu nähern, wiewohl ihm dieſer durch unzweideutige Blicke Muth einzuflößen ſuchte.

Nach Beendigung eines jeden Tanzes ſuchte der flotte Myrthe den niedergeſchlagenen Thymian auf, um ihn zu fragen, wie es ſtehe.

— Nun, haſt Du ihr das Gedicht ſchon zugeſteckt?

— Noch nicht, aber gleich werd' ich's thun.

— Du wirſt ſo lange zögern, bis es zu ſpät ſein wird. Courage, Thymian, ſei kein Thor, Thymian, faß ein Herz, Thymian.

Aber Thymian war ein Thor und faßte kein Herz. Die verteufelte Schüchternheit!

Madame Lavendel, ein lebhaftes Weib voll Geiſt und Witz, wollte ihn für ſeine Schüchternheit beſtrafen und — holte ihn im Cotillon.

Nun faßte er Herz. Nachdem er mit ihr einmal herumgetanzt und, als gewandter Tänzer, die Ecken mitgenommen hatte und dem Kronenleuchter aus dem Weg gegangen war, küßte er ihre Hand, griff in die Seitentaſche, ſah ſich ſcheu und ängſtlich um, zog das bewußte Papier heraus, drückte es ihr in die Hand und — eilte todtenbleich davon.

Auch Madame Lavendel erſchrak, hatte aber viel Geiſtesgegenwart und ſchob es raſch in ihren Buſen. Man breche nicht den Stab über ſie! Thymian war verſchwunden, ſie konnte ihm nicht nacheilen. Was blieb ihr alſo anders übrig, als das Billet zu behalten und ſchleunigſt zu verſtecken, damit das, was vorgegangen, Keinem auffalle. Hätte ſie es ungeleſen

zerreißen sollen? Ja, doch ließ dies ihre Neugier nicht zu. Sie brannte vor Begierde, zu erfahren, was Thymian ihr geschrieben. Sie war aber vorsichtig und zügelte ihre Neugier. Lesen, dachte sie sich, kannst du es, wenn du schlafen gehst und in deinem Boudoir allein und von Niemandem beobachtet bist. Würdest du, liebe Leserin, in diesem Falle anders handeln? Ich glaube kaum.

Eine halbe Stunde später führte sie der zärtliche Gemahl ins Büffet, um ihre durch unermüdliches Tanzen echauffirten Kräfte wieder aufzufrischen.

Herr Lavendel setzte sich mit seiner Gattin an einen kleinen Tisch, der in der Ecke des Büffets stand, ließ nun das Beste auftragen, was vorräthig war und ließ sich's recht wohl schmecken. Madame Lavendel war schon seit langer Zeit nicht so gut aufgelegt, als an jenem Abende. Sie ließ während des Soupers ein Paar so delicate Witze springen, daß sich der von der Gluth des Champagners erhitzte Gemahl nicht enthalten konnte, ihr um den Hals zu fallen. Madame Lavendel, die viel auf's decorum hält, hielt dies in diesem Augenblick, an diesem Ort für indecent und wollte sich aus dem Arm des Gatten, der ihren Nacken fest umschlungen hielt, loswinden, da fällt — wer malt den Schreck der Madame Lavendel — das Papier, das ihr Hert Thymian gegeben, aus ihrem Busen auf die Erde.

Der Gemahl hebt es blitzschnell auf. Madame Lavendel, welche die Eifersucht ihres Gemahls kennt und die schrecklichsten Folgen der Eifersucht zu befürchten hat, wird leichenblaß, wie die Rose, die ihr Haupthaar schmückte, und will ihm das Papier aus der Hand reißen.

Der Gemahl, der es aber festhält, ahnet nun schon

Verrath, öffnet es, ſieht hinein, ſchlägt ſich mit geballter Fauſt vor die Stirn und lieſ't mit der Stimme eines Verzweifelten

— Ein Paar wattirte Unterhoſen?

— Wie? Was???

— Ein Paar wattirte Unterhoſen. Soll ich's Dir noch ein Mal ſagen? (ſchreit wüthend.) Ein Paar wattirte Unterhoſen!

— Biſt Du blind? Was lieſ't Du denn da?

— Eine Schneiderrechnung.

— Nicht möglich, lieber Mann.

— Stelle Dich nur ſo, als ob Du es nicht wüßteſt . . .

— Ich weiß auf Ehre nichts davon.

— Kennſt Du den Schneidermeiſter Knopfloch?

— Nein.

— Lüge nicht! . . .

— So wahr Gott im Himmel lebt, ich kenn' ihn nicht.

— Aber den Herrn Thymian kennſt Du doch? Sprich Falſche! Du ſchweigſt, Du wirſt verlegen, Du zitterſt? — Madame Lavendel, wie kommen Sie zu Herrn Thymian? Antwort will ich haben. Wie kommen Sie zu dieſer Schneiderrechnung? Reden Sie, Madame. Wie! Sie ſchweigen? Sie fallen, ſtatt mir Rede zu ſtehen, in Ohnmacht? Nun iſt mir Alles klar (rief er mit verzweifeltem Tone aus, und . . . aß die Ueberreſte der Trüffelpaſtete auf, die noch auf ſeinem Teller lagen).

Als er ſie verzehrt hatte, trank er noch ein Glas Champagner, wiſchte ſich den Mund ab, warf die Serviette grimmig auf den Boden und ſah nun nach, was ſeine Frau machte, die ſich auf ein in der Nähe befind-

liches Sopha geflüchtet hatte und dort in Thränen und Reue ſchwamm.

Herr Lavendel hatte nun keine Ruhe mehr.

— Stehen Sie auf, Madame, wir fahren jetzt nach Hauſe. Erſparen Sie ſich die Thränen, ſie nützen nichts.

Er riß ſie vom Sopha weg, ſie mußte ihm folgen. Herr Lavendel rief ſeinen Kutſcher, Beide ſtiegen ein und fuhren nach Hauſe.

Der Wagen wurde bald darauf ein Beichtſtuhl, in welchem Madame Lavendel dem erzürnten Gemahl ihre Sünde geſtand. Sie bekannte ihm Alles, was ſie wußte, erhielt aber vorläufig keine Abſolution, denn der Argwöhniſche blieb feſt dabei ſtehen, daß ſie für Herrn Thymian die Schneiderrechnung bezahlt habe.

Erſt nach Mitternacht trafen ſich die beiden Freunde in der Credenz.

— Nun, wie ſtehts, Thymian. Haſt Du Dein Gedicht ſchon an den Mann gebracht?

— An den Mann? Nein. An die Frau.

— Hat ſie es angenommen?

— Das verſteht ſich, Myrthe! Mir iſt ein Stein vom Herzen gefallen, ich hab's überſtanden und bin nun ſo froh, ſo glücklich, daß ich Alles, was da auf dem Tiſch ſteht, entzweiſchlagen möchte.

— Laß das ſein, lieber Bruder, das koſtet Geld. Das wollen wir lieber in Champagner verwandeln. Thymian beſtellte nun zwei Flaſchen Jacqueſon, entkorkte ſie, ſchenkte ein, trank (mehr als je) und war in dulci jubilo.

Myrthe, der die Schüchternheit ſeines Freundes kannte, wollte deſſen Ausſage keinen Glauben ſchenken und hielt ſeine Freude für erkünſtelt.

— Sag, Bruderherz, haſt Du ihr wirklich das Gedicht gegeben?

— Auf Ehr' und Seligkeit! Du glaubſt es wohl nicht?

— Nein, wirklich, ich glaub' es nicht.

— Warum nicht?

— Offen geſagt, ich traue Dir nicht ſo vielen Muth zu.

— Viſitire alle meine Taſchen. Findeſt Du das Gedicht bei mir, ſo kannſt Du mich heißen, wie Du willſt. Meinetwegen einen Dummkopf, einen Eſel.

Myrthe unterſuchte, blos des Scherzes halber, alle Taſchen ſeines Freundes. Da fühlte er auch in die Seitentaſche hinein.

— Was ſteckt denn da für ein Papier?

— Vermuthlich die Schneiderrechnung.

— Zeig' ſie doch mal her.

— Hier, nimm ſie.

Myrthe nahm das Papier, öffnete es, ſah hinein, fing furchtbar zu lachen an und konnte ſich nicht enthalten, ſeinem Freunde, der ganz perplex daſaß, einen Dummkopf und noch obendrein einen Eſel an den Kopf zu werfen.

— Dummkopf, Eſel, was ſoll das heißen? Das iſt doch nicht etwa das . . .

— Gedicht? Ja freilich iſt's. Da ſieh her.

— Da hab' ich ihr wohl in meiner Angſt die Schneiderrechnung ſtatt des Gedichtes übergeben?

— Freilich, freilich, anders kann es gar nicht ſein.

Thymian fiel vor Schreck von ſeinem Stuhl herab, riß das Tiſchtuch, ein paar Teller mit Speiſen, den Champagner und die vollen Gläſer mit ſich hinab und lag nun mit ſammt dem Tiſchgeräthe auf der Erde, mehr todt als lebendig.

Myrthe mußte ſich erſt ſattlachen, dann hob er

ihn auf, tröſtete ihn und verſprach ihm, morgen in aller Frühe den Irrthum wieder gut zu machen.

Und Myrthe hielt auch Wort. Am andern Morgen ging er zu Herrn Lavendel und entſchuldigte die Unbeſonnenheit ſeines Freundes mit ſo vieler Beſonnenheit, daß er ſowohl vom männlichen als weiblichen Lavendel Verzeihung für den armen Thymian erhielt.

Zu der Madame Lavendel ſagte er: Thymian habe ihr ein kleines Gedicht überreichen wollen, habe ſich aber vergriffen und ſtatt des Gedichts eine Schneiderrechnung herausgezogen, die unglückſeliger Weiſe in der Seitentaſche wäre ſtecken geblieben.

Zu ihrem Gemahle ſagte er: Thymian habe nicht gewußt, daß dieſe Dame verheirathet ſei, ſonſt würde er es nie gewagt haben, ihr ein Gedicht zu überreichen.

Herr Lavendel beſänftigte ſich nun, und hielt es für Pflicht, da ſein Argwohn beſeitigt war, ſeine Gemahlin, die er ſo ſchmerzlich gekränkt hatte, wieder auszuſöhnen.

Thymian reiſ'te bald darauf nach München ab, um Madame Lavendel und die verwünſchte Schneiderrechnung zu vergeſſen, die ihm ſo vielen Verdruß gemacht und ſogar ſchlafloſe Nächte verurſacht hatte.

*

* *

Dieſe Geſchichte iſt wahr, ich weiß ſie aus authentiſcher Quelle, denn Herr Thymian iſt . . . . einer meiner Mitarbeiter, und Herr Myrthe . . . . der bin ich geweſen.

97.

Bartolo, Basilio und Marzelline.

„Tres faciunt collegium.“

Einige Achſelzucker, mehrere Naſenrümpfer und andere wurmſtichige Quaſi-Menſchen haben meinem vielgeliebten Vorfahrer, dem ſeligen Eulenſpiegel (ſanft ruhe ſeine Aſche) den grundloſen Vorwurf gemacht, er habe oftmals die Grenzen der Satyre überſprungen und in keckem Uebermuthe nicht blos die Sache, ſondern auch die Perſon angegriffen.

Perſönlichkeit!!! Mort de ma vie! ein Wort, das eben ſo klug als dumm iſt. Perſönlichkeit!!!

„Wohl ausgeſonnen, Pater Lamormain; wär' der Gedanke nicht ſo verwünſcht geſcheidt, man wär' verſucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“

Wallenſtein.

Perſönlichkeit!!! Was iſt dieſes Wort anders, als das ſchwindſüchtige Steckenpferd eines theelauligen Tadels, worauf eine Legion bornirter Menſchengehirne herumreitet. Die Meiſten dieſer gallſüchtigen Schreihälſe kennen das Wort: „Perſönlichkeit“ nur vom Hörenſagen und würden wie durchgefallene Schuljungen daſtehen, wenn ſie das Wort: Perſönlichkeit und den wahren Begriff, den man damit verbindet, definiren ſollten.

Perſönlichkeiten!!! Was verſteht ihr hohlköpfigen Abderiten unter Perſönlichkeit? Antwortet, wenn ihr's kennt!

Wenn die Oeffentlichkeit, die liebende Mutter des Staatenwohles, einem vermummten Böſewicht die ſcheinheilige Larve abzieht und deſſen Laſter in ſeiner nackten Häßlichkeit zeigt; wenn dieſe Oeffentlichkeit

einer nichtswürdigen Phryne, die ſich in das reine Gewand der Veſta hüllt, den Schleier, hinter den ſie ihre Sünden verbirgt, abnimmt und von ihrem Lebenswandel die beſchönigende Schminke weghaucht, wenn dieſe Oeffentlichkeit einen Schurken demaskirt, deſſen Thun und Treiben ein lebendiger Correcturbogen iſt, auf dem tauſend Fehler wimmeln, dann reißt die beleidigte Eitelkeit, der gekränkte Stolz und das entlarvte Laſter ſein Haifiſchmaul auf und ſchreit: das iſt eine Perſönlichkeit.

Wenn die Kritik, die Säugamme der Kunſt, einem geiſt- und talentloſen Souffleurkaſten-Ausſchaufler, einem eigendünkeligen, anmaßenden Thespiskarrenſchieber, einem ungelehrigen Brettertreter und Couliſſenmitſichnehmer, einem heiſern Ut-re-mi-fa-sol-Abhaspler, einem plumpkehligen Solfeggien-Maltraitirer, einem ohrpeinigenden Rouladen- und Cadenzenwürger, einem indecenten Pirouettenheld, einem ungracieuſen Rondes de jambes-Producirer und andern untauglichen Bühnenmenſchen und Theaterindividuen ihre Schwächen und Fehler vorwirft, ſo ſchreit der ſtumpfſinnige Troß: das iſt eine Perſönlichkeit.

Wenn Satyre, Ironie und Perſiflage, dieſer ſpitzige Dreizack des Witzes, ſich eine allegoriſche Perſon, die niemals in der Wirklichkeit, ſondern nur in der Phantaſie einer Phantaſie exiſtirt hat, zur Zielſcheibe ſeiner Pfeile erwählt, wenn dieſes Dreigeſtirn ſeine Bolzen auf X, Y oder Z abſchießt, ſo erheben ſich auf der Stelle Myriaden Menſchen, oder richtiger geſagt, Unmenſchen, die ſich's nicht nehmen laſſen, daß man unter dem X Y Z nicht fingirte, ſondern wirkliche Narren meint. Das iſt Perſönlichkeit, ſchreit ein Narr, der ſich getroffen fühlt, und bald werden hundert Narren die Zeugen ſeiner Behauptung.

Was kann die arme, beklagenswerthe Satyre dafür, daß ein Narr das als Persönlichkeit betrachtet, was durchaus nicht Persönlichkeit ist. Was kann sie dafür, daß ein Narr dasjenige für seine Eigentlichkeit hält, was nicht ihm allein, sondern allen Narren eigen ist. Was kann sie dafür, daß sich in einem einzigen Portrait 100 und 1000 Narren frappant getroffen fühlen, was kann sie dafür, daß sich die Narren untereinander oft so ähnlich sehen, wie ein Mehlwurm dem andern, was kann sie endlich dafür, daß Hinz das auf sich bezieht, was auf den Kunz geht.

Figaro befürchtet, man werde ihm ähnliche Vorwürfe machen, man werde auch ihn der Persönlichkeiten beschuldigen. Um diesem Vorwurfe für immer auszuweichen, hat er sich drei Personagen ausgesucht, die er als stereotype Zielscheibe seines Witzes gebrauchen will.

Diese drei Personagen sind: der Doctor Bartolo, der Pater Basilio und die Signora Marzelline, drei alte Bekannte aus dem Barbier von Sevilla. Dieses Trifolium hat niemals wirklich existirt, es ist ein Polyp, der aus dem Gehirn des geistreichen Beaumarchais entsprungen und sich in der Einbildung Anderer fortgepflanzt hat.

Doctor Bartolo und Pater Basilio sollen die stehenden Masken sein, die Figaro täglich rasiren und zur Ader lassen wird mit dem Messer schneidender Satyre, mit den Schröpfköpfen stechender Ironie.

Bartolo und Basilio! Beide sind charmante Kerlchen, saubere Früchtchen, himmlische Lümpchen. Bartolo ist ein Erznarr, Basilio ein Erzschurke, Beide ganz geschaffen, täglich neue Thorheiten und Laster zu entdecken, die mit vollem Rechte durchgefuchtelt und gestäupt zu werden verdienen. Figaro, der lustige

Barbier, wird dieſe beiden Herren Spießruthen laufen laſſen in allen Tonarten, bald ſo, bald ſo.

Bald wird der Doctor Bartolo als eingebildeter Schriftſteller, bald als durchgefallener Bühnendichter, heute als ausgepfiffener Komödiant, morgen als ſtüpider Theaterdirector, übermorgen als gefoppter Bräutigam, und überübermorgen als geprellter Ehemann erſcheinen.

Bald wird der Pater Baſilio als lichtſcheuer Jeſuit, bald als ſcheinheiliger Tartüffe, heute als beſtechlicher Richter, morgen als miſerabler Miniſter, übermorgen als ein gentiler Verläumder und überübermorgen als ein faſhionabler Schurke auftreten.

Signora Marzelline wird nur dann herhalten müſſen, wenn es Figaro für nöthig finden wird, eine weibliche Schwäche zu friſiren, oder einer weiblichen Thorheit den Kopf zurecht zu ſetzen. Sie wird bald als ewig heiſere Primadonna, bald als nimmerſatte Tänzerin, heute als Kokette, morgen als Betſchweſter, und übermorgen als abgelebte Matrone debütiren.

Noch einmal! Doctor Bartolo, Pater Baſilio, Signora Marzelline, ſind die ſtehenden Bärte, die Figaro täglich bedienen und an denen er ſich im Raſiren vervollkommnen und hoffentlich einen guten Schnitt machen wird.

Daß nun ja Niemand ſich unterſtehe zu ſagen: Bartolo iſt der und Baſilio iſt jener und Marzelline iſt dieſe .... Figaro erklärt ein für allemal: Bartolo iſt kein anderer als Bartolo, Baſil kein anderer als Baſil und Marzelline keine andere als Marzelline.

Zum Schluß gibt Figaro folgende Erklärung: „Je proteste contre tout chagrin, toute plainte,

toute maligne interprétation, toute fausse application et toute censure.“ (La Bruyère.)

98.

Ottokar's Glück und Ende.

„Das iſt aber geſchehen, wider Sternenlauf und Zeit.“

Wallenſtein.

. . . Und Tauſende machten ihm den Hof. Denn Ottokar's pfeilſpitzer Gänſekiel und ſein Journal, der vielgeleſene John Bull, waren gefürchtet wie Cholera und Preßfreiheit. Das Blatt war die unbarmherzige Geißel der Theaterwelt, die ſtrafende Ruthe der Thorheit und der ſchwielenzeugende Kantſchu des Laſters. Bei dem Namen „John Bull“ ſchlug das buntſcheckige Heer der Hiſtrionen und Scaramuzen und der ſchellentragende Troß der Thoren und Narren drei Mal das Kreuz und ſtieß dabei einige in Donnerwetter eingemachte Flüche und Verwünſchungen aus.

Ein Journaliſt, der viele Feinde hat, iſt in der Regel ein geborgener Mann. Ottokar hatte ſich durch ſeine rückſichtloſe Freimüthigkeit ſo viel Gegner zugezogen, daß ein Schriftſteller die naive Bemerkung machte: dieſer Journaliſt habe mehr Feinde, als ſein Blatt Buchſtaben. John Bull's Deviſe war: Oderint dum metuant. Und was er gewollt, hatte er auch durchgeſetzt. Er war gehaßt aber auch gefürchtet.

Es iſt eine alte Geſchichte, daß die Leute dem, den ſie fürchten, faſt immer Liebe heucheln. Dies erfuhr auch unſer Journaliſt. Man machte ihm den

Hof, affectirte die allerzärtlichſte Freundſchaft — doch nicht aus wahrer Zuneigung, ſondern nur aus Furcht.

Täglich ward er von einem Schwarm von Viſiten um ſeine Zeit geprellt. Schriftſteller, die ihre neuen Werke gelobhudelt wünſchten, Komödianten, die nicht getadelt, fremde Künſtler, welche ausposaunt und anempfohlen ſein wollten, obſcure Autoren, die ihm die Erſtlinge ihrer genothzüchtigten Muſe aufdrangen, junge Compoſiteure, welche ſich eine halbe Portion Renommé und ein Stück Verleger wünſchten, reiche Mäcenate, die ihren Schützling in den Himmel gehoben und deſſen Nebenbuhler in den Staub gezogen haben wollten, Leute, die eine neuerfundene Maſchine, oder einen neuentdeckten Phäſolenſallat loszuwerden wünſchten und ein Paar Legationsräthchen, die blos deshalb ein kleines Räthſel ausbrüteten, um einmal ihren Namen gedruckt zu ſehen — dies waren die Beſuche, die Ottokar faſt täglich zu empfangen das Unglück hatte.

Seine Studierſtube war gleichſam ein Fremden-Büreau, denn jeder reiſende Literat und Künſtler gab hier, wenn er ankam und wieder abreiſ'te, ſeine Karte ab. Seine Spiegel waren Spiegelbilder eines Adreßkalenders, denn man fand hier den Namen und die Wohnung von 4 — 500 Perſonen aus allen Ständen.

Täglich empfing er 30 — 40 Beſuche, 10 Einladungen zu einem Souper oder Diner, zu Thee oder einem andern langweiligen Oweh, 10 Cadeaux von einer befriedigten Eitelkeit und ein halb Schock Freibillets zu Kunſtausſtellungen, Concerten, Bällen, Menagerien und Muſeen. Mit einem Wort: Ottokar lebte wie Gott in Frankreich, ſo pompös, daß gar Mancher ihn im Stillen beneidete.

Sein Glück war aber nur ein kurzer Sonnenschein, dem gar bald ein heftiger Platzregen mit obligatem Donnerwetter folgte. John Bull wurde plötzlich verboten. Du fragst mich, warum?

„Das Warum wird erst offenbar,
Wenn die Todten auferstehen."

Enfin! er ist verboten! Die Scene verwandelt sich und das Stück, das so lustig angefangen, nimmt ein tragisches Ende. Es zieht sich Einer nach dem Andern von einem Journalisten zurück, den man nun nicht mehr zu fürchten hat. Wie dem Napoleon seine Generale, so werden dem Ottokar seine Mitarbeiter abtrünnig und gehen zum Feinde über. Die Besuche vermindern sich. Am ersten Tage erhielt Ottokar 30, am zweiten 25, am dritten 18, am vierten 8, am fünften nur 2 Besuche und am sechsten besucht ihn gar Niemand mehr — kein Schriftsteller, kein Künstler, kein Komödiant und kein Mensch. Glaubst Du, treuherziger Leser, daß sich Ottokar über den Abfall dieser Pseudophylen und Basilisken gegrämt hat? Du thust ihm Unrecht, wenn Du ihn für so schwach hältst. Er kannte seine Pappenheimer und sang mehr als einmal die Berangerschen Verse:

Si jamais aimé ce cohorte
Je veux que le Diable m'emporte.

Niemand war jetzt froher als Ottokar. Niemand lud ihn mehr zu Tische, Niemand invitirte ihn mehr zu einer Whistpartie. Er brauchte sich jetzt weder in Theatern, noch Concerten zu langweilen — er hatte nicht mehr nöthig, Satyren und Recensionen zu schreiben, um dem Volke Spaß und sich Verdruß zu machen — er lebte ruhig und glücklich wie ein Franzis-

caner, dankte dem Himmel, daß John Bull confiscirt worden, stocherte sich die Zähne, spielte Patience, ließ sich Castanien braten, schleuderte zärtliche Liebesblicke in die Lesewelt, aß Austern, las jeden Nachmittag die preußische Staatszeitung, schlief ein, träumte von Brüsseler Spitzen und holländischem Käse, von englischen Zeitungen und französischen Deputirten, von russischen Ukasen und polnischem Donnerwetter. Und wenn er dann wieder erwachte, dachte er über den Wechsel des Glücks und über andere Wechsel nach, seufzte über die Hinfälligkeiten des Lebens und ging zu Stehely und Stopani, um aus den Journalen Stoff zu — festem Schlafe zu ziehen.

Morbleu! Die Menschen sind doch wirklich recht kolossale Lumpen. Eigennutz ist der Soufleur der Rollen, die sie spielen. Sie hängen den Mantel nach dem Winde, treiben Wucher mit ihren Gesinnungen, feilschen mit ihrer Freundschaft, gehen damit hausiren und verkaufen sie nur an den, der sie ihnen mit Agio bezahlen kann.

So lange Ottokar den John Bull schrieb, zog Dr. Bartolo, wenn er ihn sah, ehrerbietig den Hut, machte drei tiefe Bücklinge und zehn Kratzfüße. — Tempi passati! jetzt ist es anders. Wenn jetzt Herr Doctor dem Ex-Redacteur auf der Straße begegnet, so quetscht er sich, wie man zu sagen pflegt, um das Hutziehen und den Gruß zu ersparen. Er thut, als ob er den Ottokar nicht sehe, oder gar nicht kenne, geht an ihm vorüber, oder retirirt in ein Hausthor, oder besieht sich so lange einen Auslagkasten, bis der „dumme Kerl" vorüber ist.

„Seht nur den Bartolo,
Ist das nicht lächerlich?"

So lange Ottokar den John Bull ſchrieb, war Pater Baſilio ſein intimſter Freund. Er fiel ihm täglich zehn Mal um den Hals, drückte ihm die Hand, nannte ihn Freund, Bruder und ſchwor ihm alle fünf Minuten ein Dutzend Freundſchaftseide. „Bruderherz, ich bin Dein wärmſter Freund; mich ſoll der Teufel holen, wenn ich es nicht wahrhaft treu und redlich mit Dir meine!“ Dieſe Schwüre hat Baſilio wahrſcheinlich vergeſſen, denn wenn jetzt der Zufall ihn mit Ottokar zuſammenführt, ſo ſagt er nicht mehr Du, ſondern Sie zu ihm, iſt kalt und einſylbig und iſt herzlich froh, wenn er ſich drücken — oder empfehlen kann.

Ah Basile — mon Mignon, si j'ai jamais volé du bois vert . . . .

So lange Ottokar den John Bull ſchrieb, war Signora Marzelline, die ſchöne Tänzerin, die perſonificirte Zuvorkommenheit. „Warum beſuchen Sie mich denn ſo ſelten, Sie böſer Menſch?! Sie haben ſich ja ſchon ſechs Wochen nicht bei mir ſehen laſſen. Wollen Sie heut Abend oder morgen Mittag mein Gaſt ſein? Wiſſen Sie, daß es recht unzart von Ihnen iſt, wenn man die wärmſte ſeiner Freundinnen vernachläſſiget? Wenn Sie mir nicht öfter das Vergnügen Ihres Beſuches ſchenken, ſo will ich, Treuloſer! von Ihnen nichts mehr wiſſen.“

„Non è piu tempo, che Berta filava.“

Wenn jetzt Ottokar die ſchöne Signora beſuchen will, ſo läßt ſie ſich verläugnen. Der Kammerdiener ſagt ihm, ſie befände ſich im Bade, oder ſei nicht zu Hauſe — auf der Probe, bei einer Freundin, oder Gott weiß wo.

„To be nor not to be, that is the question.“

Was würden aber Marzelline, Bartolo, Baſilio und Conſorten für Geſichter ſchneiden, wenn ſie erführen, daß John Bull vom Grabe wieder auferſtanden iſt, von Neuem ſeine Geißel ſchwingt und ſie von Neuem in ſeiner Gewalt hat? Ich wette, ſie würden ſich die alte Anhänglichkeit und Freundſchaft ankleben und dem Ottokar wieder, wie früher, den Hof machen. Was würde dann Ottokar wohl thun? Er würde ſie, wie Cicero fragen: Quousque tandem abutere patientia nostra, und ihnen mit dem größten Aufwande von Höflichkeit zu verſtehen geben, daß er Gottlob Heuchelei von Aufrichtigkeit ſehr wohl zu unterſcheiden wiſſe.

99.

Die Stumme von Portici,

oder:

Maſaniello's Tod.

„Un barbier rase l'autre.“
Altes Sprichwort.

„Zur Geneſung!“
Jean Paul.

. . . Denn wehe dem, der ihn reizet. Figaro iſt zwar ein recht ſeelensguter Menſch, wenn man ihn aber beleidigt, iſt er ein Tyrann, ein Barbar, ein Haifiſch, deſſen Rache ein Opfer verlangt.

Zu Figaro's Kunden gehörte auch Signor Solfeggio, ein Sänger von der großen Oper zu Paris, früher Bartkratzer in Bologna. Figaro ging ihm

täglich um den Bart, fein und manierlich, zart und zierlich. Doch einmal schnitt er ihn.

Signor Solfeggio, brutal wie jeder Sänger von der großen Oper, wurde heftig, auffahrend, massiv sogar, und wollte den castilianischen Barbier, dessen Schnitt ins Fleisch gegangen war, dadurch bestrafen, daß er ihn augenblicklich abschaffte und sich von einem Andern barbieren ließ.

Signor Solfeggio, unversöhnlich, wie jeder andere Tenorist von Renommé, ging noch weiter. Er gab seinem Schuster den hohen Auftrag: dem Figaro, „diesem malitiösen Patron" Nachts aufzupassen, ihm auf eine fühlbare Weise den Puls zu fühlen und, wenn es nöthig wäre, eine Ader zu öffnen.

Figaro erfuhr dieses Solfeggien-Complot und beschloß, die Schmach, die man ihm anthun wollte, eclatant zu rächen.

Was glaubst Du, lieber Leser, wie Figaro sich gerächt hat? Glaubst Du vielleicht, daß er dem hinterlistigen Solfeggio Arsenik oder Blausäure beigebracht, um ihn aus der Welt zu schaffen, oder daß er ihm die Pistole auf die Brust oder das Messer an die Kehle gesetzt und Blut verlangt hat? Nein, Figaro's Rache war weit edler und dennoch viel malitiöser.

Höre, wie sich Figaro gerächt hat.

Man gab eines Abends die Stumme von Portici. Signor Solfeggio sang den Masaniello, und zwar zum ersten Male.

Vor Beginn der Oper verfügte sich der verschmitzte Barbier von Sevilla in die Theater-Garderobe, frisirte zuerst die Prinzessin Elvire und dann den Alphonso und reichte dann aus Malice seine Dose dem stolzen Masaniello hin, der, sich in den Spiegel begaffend, die Schlummer-Arie probirte.

— Iſt Dir eine Priſe gefällig, lieber Collega.

— Collega?! Ha, ha! Biſt Du denn auch ein Sänger von der großen Oper?

— Nein.

— Wie darfſt Du alſo ſo frech ſein, mich Collega zu nennen?

— Weil Du in früherer Zeit Barbiergeſelle warſt. Meinſt Du vielleicht, ich weiß es nicht . . .

— Unverſchämter, ſchweig.

— Nun, nun, mäßige Dich nur, lieber Ex-Bader. Du haſt Deine Kunſt in Bologna ſtudirt, ich habe ſie in Sevilla erlernt. Aus Dir iſt ein Tenoriſt geworden. Wer weiß, was noch aus mir werden wird. Ich verſtehe mein Handwerk comme il faut, weiß in Allem Beſcheid und kann, wenn Fortuna mir wohl will, Legationsrath, vielleicht gar Geſandter oder ſonſt ein großes Thier werden. Alles iſt möglich in der Welt, lieber Collega, oder richtiger geſagt, Ex-Collega. Nun, nun, ſei nur nicht böſe, Bar . . . Solfeggio will ich ſagen. Geh, nimm eine Priſe und ſei wieder gut.

— Ich will Dir die Ehre erweiſen, eine Priſe aus Deiner Doſe zu nehmen; doch dann ſchweig und packe Dich.

Solfeggio nahm eine Priſe, ſchnupfte, nieſte, Figaro ſagte Proſit zu ihm und — empfahl ſich.

Der zweite Act der Oper begann. Solfeggio trat als Maſaniello mit großen Manchetten auf, denn eine herzrädernde Ahnung bemeiſterte ſich ſeiner Gedanken und eine innere Stimme, die ihn noch niemals betrogen, ſagte ihm: „Maſaniello, Du wirſt ausgepfiffen werden.“

Er fing die Barcarole zu ſingen an. Figaro

ſtand hinter den Couliſſen, hörte zu, ſchnitt diverſe Bocksgeſichter und rieb ſich fröhlich die Hände.

Die erſte Strophe war vorüber. Sie war für Solfeggio glücklich abgelaufen. Nun begann die zweite Strophe.

Doch wer malt den Triumph und den Jubel des Figaro, wer malt das Lärmen und Toben, das Ziſchen und Pfeifen der Zuſchauer und die Angſt und den Todesſchreck des armen Maſaniello, als dieſer mitten im Geſang von einem heftigen Nieskrampf überfallen wurde, der gar nicht aufhören wollte.

Figaro, der Matador aller genialen Chicaneure, hatte dem Solfeggio den Poſſen geſpielt, ihm Niespulver zu reichen, deſſen Wirkung zwar erſt nach einer kleinen Stunde eintreten konnte, die dann aber ganz unwiderſtehlich war.

Während der zweiten Strophe der ſchönen Barcarole hatte Solfeggio mindeſtens 13 Mal genieſ't. Hätte da das Publicum nicht pfeifen und ziſchen, Figaro nicht lachen und applaudiren und Solfeggio vor Zorn weinen und vor Angſt aus der Haut fahren und aus der Rolle fallen ſollen? Würdeſt Du nicht auch gelacht haben, wenn Du den Maſaniello zugleich ſingen und nieſen gehört hätteſt? Würdeſt Du nicht auch gelacht haben, wenn Du die Barcarole ſo vortragen gehört?

„Bald wird der Freiheit Stunde ſchlagen (psi),
Nicht ſoll ſie unbenutzt entflieh'n (psi),
Der Muth, er heißt uns Alles wagen (psi),
Doch die Vorſicht zügelt ihn (psi).
Braucht Vorſicht nach gewohnter Weiſe (psi),
Ihr Fiſcher habt Acht (psi, psi),
Werft aus das Netz fein ſtill und leiſe (psi),
Verfahrt mit Bedacht (psi, psi),
Dem Meertyrannen gilt die kühne Jagd (psi, psi, psi).“

Man denke ſich den Scandal, den die Zuſchauer machten, als ſie dieſen nieſenden Solfeggio hörten. So oft er nieſ'te, ſchrie eine Stimme in dem Parterre: à votre santé, die andere: Dieu vous bénisse (Zur Geneſung, Gott ſtärke, Gott ſegne Euch.) Eine Stimme vom Paradies rief ſogar: „Baldige Beſſerung!"

Das übervolle Haus brach in ein heftiges Gelächter aus. Figaro ſtand noch immer hinter den Couliſſen, lachte, applaudirte, lief vor ausgelaſſener Freude wie ein junger Balg herum, ſchabte neckende Rübchen, verſteckte ſich wieder, rief: Guckuck! aus ſeinem Hinterhalte und ſprang, wenn er das Ziſchen und Lärmen hörte, vor Wonne und Jubel bis an die Soffiten.

Bevor der Vorhang fiel, machte ſich Figaro, aus Furcht vor der Wuth des Exbaders, aus dem Staube, und verkroch ſich, da keine Zeit zu verlieren war, unters Podium der Bühne.

Dort ſetzte er ſich auf eine Verſenkung und lachte, daß ſein Zwergfell zu platzen in Gefahr lief. Wüthend ſucht ihn Maſaniello, mit dem Fiſchmeſſer in der Hand, hinter den Couliſſen, in dem Garderobe- und Verſammlungszimmer, oben auf dem Schnürboten, unten in der Lampenkammer und noch an einem andern Orte. Figaro ſaß unterdeſſen ganz ruhig in ſeinem Verſteck und zog, um ſich die Langeweile bis zum nächſten Auftritt des Maſaniello zu vertreiben, auf ſeinem Streichriemen mit unendlicher Nonchalance ſeine patenten Raſirmeſſer ab.

Als Maſaniello, ermüdet vom Suchen und Nieſen, wieder auftrat, ſchlüpfte unſer gemüthlicher Figaro zu ſeinem alten Specialfreund ins Soufleurloch mit den Worten: „Guten Morgen, Vielliebchen."

Der verblüffte Soufleur, mit dem Figaro am Abend vorher ein Vielliebchen gegeſſen, ließ ſich mit

ihm über dieſe liſtige Ueberraſchung und über dieſe überraſchende Liſt in einen höchſt langweiligen Disput ein, worüber er ſich und ſeine für unſern Maſaniello höchſt wichtige Function (das Soufliren) vergaß. Maſaniello blieb einige Mal ſtecken, nieſte einige Mal, ward einige Mal ausgelacht und .... der Vorhang fiel.

Figaro, von dem Signor Solfeggio im Soufleurkaſten bemerkt, enteilte noch zur rechten Zeit der heraneilenden Nemeſis und kroch, da er keine andere Ausflucht ſah, mit Blitzesſchnelle und bewundernswerther Bieg- und Schmiegſamkeit in den erſten beſten Hinterfuß eines ſorglos und müſſig daſtehenden Elephanten von Holz und Pappendeckel.

Maſaniello eilt mit grimmiger Miene unters Podium, rennt den langweiligen Soufleur um und fragt: „Wo iſt! psi! der Hund, der Figaro!“ Er nieſt mehrere Mal und rennt, nach fruchtloſem Suchen, athemlos wieder auf die Bühne, denn ſchon beginnt der vierte Act.

Maſaniello's Hoffnung war noch auf die Schlummer-Arie gerichtet, die er in ſeiner Einbildung für die Nummer hielt, die er am beſten ſang. Allein auch dieſe Hoffnung ſcheiterte — denn ſein Kopf wirbelte, durch das ewige Nieſen ganz confus gemacht, wie eine türkiſche Mohrentrommel. Halb taub, ſang er bald zu hoch, bald zu tief, nieſte aber während der Schlummerarie im Ganzen blos ſieben Mal und wurde zur Abwechslung, mit großem Pomp und vielem Eclat ausgetrommelt.

Erſt nach vieler Mühe und nach einem kunſtvoll vollbrachten Kaiſerſchnitt mit dem glücklicher Weiſe erſt neu geſchärften Patent-Raſirmeſſer gelang es unſerem Figaro ſich dem allzuengen Elephantenbein zu entwin-

den und er wanderte nun ruhig, ſeiner Chicane die Krone bereitend, jener Oeffnung entgegen, in welcher der Kronleuchter hing.

Er guckte durch das Loch auf die Bühne, ſah wie Maſaniello, in der Wahnſinnsſcene, ſich mit dem Aermel die Naſe wiſchte, da er kein Schnupftuch hatte, welches ihm wegen des häufigen Nieſens nur allzumerklich abging.

Unter gräßlichem Ziſchen und Trommeln nahte ſich die Oper ihrem Ende, Maſaniello und der Veſuv ſpieen Feuer und Flammen und Figaro ließ aus ſeinem neuen Domicile eine Fluth von den biſſigſten Schmähgedichten auf den ausgepfiffenen Ex-Collegen herabregnen.

Solfeggio war für immer geſtürzt und reiſte noch an dem nämlichen Abend von Paris ab. Sicherem Vernehmen nach ſoll er ſich jetzt in New-York wieder als Bartſchaber etablirt, aber wenig Zuſpruch haben.

*

* *

So ſchwindet der Nimbus großer Mimen. Figaro gibt Allen, die ihn vielleicht beleidigen wollen, den Rath: Nehmt ein Exempel dran!

100.

Das politiſche Schnupftuch.

„Nicht übel.“
Byron.

Goddam! Der Einfall iſt höchſt originell. Wenn ich ſage: originell, ſo verſtehe ich darunter engliſch,

denn nur England iſt die Wiege origineller Ideen und Einfälle.

Bisher waren Schnupftücher nur zum Schneutzen auf der Welt — jetzt aber gibt es Schnupftücher nicht blos zum Schneutzen, ſondern auch zum . . . Leſen.

Ein Londoner Journaliſt, mit Namen Berthold, iſt auf den eben ſo originellen als komiſchen Einfall gerathen, ſeine Zeitung auf Baumwollenzeug zu drucken und nennt ſie nun „das politiſche Schnupftuch.“

Maſter Berthold muß Oettingers „ſchwarzes Geſpenſt“ *) geleſen haben. Im zweiten Theile dieſes (an mehreren Orten confiscirten) Taſchenbuches befindet ſich eine allgemeine Lügenzeitung, und in dieſer Lügenzeitung befindet ſich (Pag. 217) ein Artikel, der folgendermaßen lautet:

„In Fernambuk ſah ich ein Schnupftuch, das mich mehr in Bewunderung geſetzt, als die ſieben Wunderwerke der Welt. Bei uns pflegt man auf Schnupftücher Landkarten, Abbildungen von ſchönen Gegenden, Portraits berühmter Perſonen und dergleichen Kleinigkeiten abzudrucken. In Fernambuk aber gerieth ein Schriftſteller auf die Idee, ſeine Zeitſchrift, ſtatt auf Papier, auf weiße batiſtene Schnupftücher drucken zu laſſen und nannte dieſelbe recht paſſend: Le mouchoir. Das Motto dieſer Zeitſchrift hieß: „Ceux qui sont morveux, se mouchent.“

Aus dem, was das ſchwarze Geſpenſt vor zwei Jahren als Lüge mitgetheilt hat, iſt vor drei Monaten eine Wahrheit geworden.

---

*) Ein Taſchenbuch, das ſchon im Jahre 1830 bei J. D. Sauerländer in Frankfurt am Main erſchienen iſt. Anmerk. d. Figaro.

Durch dieſen originellen Einfall hat der Londoner Journaliſt ein Geſetz umgangen, das von den Newpapers, d. h. von den Neuigkeits-Papieren, vulgo Zeitungen, eine enorme Stempelabgabe begehrt. Jede Nummer der Londoner Times koſtet 7 Pences. Von dieſen 7 Pences müſſen die Eigenthümer dieſer Zeitung für jede Nummer 4 Pences Stempelgebühren entrichten. Mithin bleibt ihnen nicht mehr als 3 Pences. Von dieſen 3 Pences müſſen ſie Druck und Papier bezahlen, die Redacteure und Schriftſteller honoriren, Correſpondenten und Gallopins beſolden, Büreaumiethe, Botenlohn ꝛc. bezahlen. Man ſieht aus dem eben angeführten Beiſpiel, daß jene Stempelabgabe eine Laſt iſt, welche der quasi-freien Preſſe in England ſchwer darniederdrückende Feſſeln anlegt.

Es iſt bekannt, daß die engliſchen Geſetze nicht nach dem Geiſt, ſondern nach dem Buchſtaben ausgelegt werden. Und da in dem Stempelgeſetze nur von New-papers, d. h. nur von Zeitungen, die auf Papier gedruckt werden, die Rede iſt, ſo hat Maſter Berthold ſeine Zeitung auf Zeug drucken laſſen, braucht nun keine Stempelgebühren zu entrichten und kann deshalb ſein Journal um die Hälfte billiger als jedes andere liefern.

Die engliſche Regierung wird, um auch dem politiſchen Schnupftuch ihren Stempel aufzudrücken, ein neues Geſetz improviſiren müſſen, nach welchem alle Zeitungen, ſie mögen nun auf Leinewand, Seide oder anderes Zeug gedruckt ſein, ſtempelpflichtig ſind.

Bevor aber dieſe neue Bill durchs Unter- und Oberhaus geht, unterdeſſen verſtreichen 6 bis 8 Monate und während dieſer Zeit wird der Londoner Journaliſt ein ſteinreicher Mann. Vive le génie!

Die Abonnenten des „politiſchen Schnupftuchs" haben viele Vortheile vor den Abonnenten anderer Zeitungen. Sie leſen zuerſt die Zeitung, alsdann wiſchen ſie ſich, wenn ſie wollen, mit ihr die Naſe ab. Ein doppelter Gewinn. Die Abonnenten haben, wenn das Jahr abgelaufen iſt, 365 Schnupftücher. Mithin ſollten auf dieſes Blatt vorzüglich jene Leute pränumeriren, die viele Naſen bekommen. Je mehr Naſen man hat, deſto mehr Schnupftücher braucht man — das liegt, wenn ich nicht irre, ganz in der Natur der Sache. Da paßt denn auch das Sprichwort: Ceux qui sont morveux se mouchent, in mehr als einer Bedeutung.

Wie aber, wenn nun alle engliſche Zeitungen auf Leinwand erſchienen, um, wie „das politiſche Schnupftuch" die Stempelgebühren zu erſparen. Mort de ma vie! das gäbe einen köſtlichen Spaß.

Wenn z. B. der Atlas (bekannt wegen ſeines Rieſenformates) auf Leinwand gedruckt würde, ſo könnten ſich die Abonnenten aus je 2 Nummern dieſer Zeitung ein Hemde machen laſſen. Der Atlas erſcheint wöchentlich einmal, mithin würden die Abonnenten des Atlas jährlich 23 neue Hemden bekommen und dadurch viel Geld erſparen.

Wenn die Times auf Engliſchleder gedruckt würden, ſo könnten ſich die Abonnenten aus je 3 Nummern dieſes Journals ein Paar Sommerhoſen anfertigen laſſen. Das Blatt erſcheint täglich, mithin erhielten die Abonnenten Stoff zu circa 120 Pantalons.

Wenn der Morning Chronicle auf Batiſt gedruckt würde, ſo könnten ſich die Abonnenten aus jeder Nummer dieſes Blattes 10 Cravaten oder 30 Vatermörder ſchneiden. Sie würden alſo, nach Ablauf

eines einzigen Jahres, genau berechnet: 3,650 Cravaten oder 18,250 Vatermörder haben.

Wenn die Evening-Post auf Piquée gedruckt würde, so könnten sich die Abonnenten aus jeder Nummer dieses Blattes 2 Piquéewesten machen lassen. Sie bekämen dann in jedem Jahre 730 Westen. Was will man wohl mehr für sein Geld haben? Die Abonnenten dieser Blätter würden dann in 5 bis 6 Jahren einen ungeheuren Vorrath — ein ganzes Magazin von Schnupftüchern, Hemden, Hosen, Westen, Cravaten und Vatermördern haben und könnten sich dann als Kleiderhändler und Marchandes des Modes etabliren.

Auch die Damen, die auf die Blätter abonniren, würden dabei einen guten Schnitt machen. Aus einer einzigen Nummer des Atlas können sie sich 2 Unterhosen, 1 Unterrock und im Nothfall noch ein Paar Schürzen oder Nachthauben machen lassen.

Wär' es nicht ungeheuer komisch, wenn es nicht blos politische Schnupftücher, sondern auch politische Hemden und politische Beinkleider, politische Cravaten und politische Vatermörder, politische Vorhemdchen und politische Westen, politische Schlafmützen und politische Manchetten, politische Schürzen und politische Nachthauben, politische Unterröcke und politische Unterhosen gäbe, worauf Zeitungsnachrichten abgedruckt sind? Man könnte aus den Zeitungen, die Jemand an sich trägt, erkennen, ob er zum Mouvement, zur Resistance oder zum Juste-milieu, d. h. zur Linken, zur Rechten oder zum Centrum gehört.

Wäre es nicht spaßig, wenn in den Conditoreien bei Stehely und Courtin ein Paar Zeitungshosen lägen? Wäre es nicht zum Kranklachen, wenn Jemand ein Zeitungshemde lesen möchte? Wäre es nicht zum

Todtlachen, wenn dann ein Anderer, der dieſes Zeitungshemde ebenfalls leſen wollte, zu Jenem hintreten und ihn bitten möchte: Monsieur, les chemises après vous!

Wie gut wäre dies für manch armen Teufel, der keine Hoſen und kein Hemde anzuziehen hat. Er ginge in die erſte beſte Conditorei, verzehrte zwei Silbergroſchen und riß ſich dann für dieſe Kleinigkeit ein Paar Hemden oder Hoſen heraus.

Wie gut wäre es für Manchen, der aus Vergeſſenheit ſein Schnupftuch zu Hauſe gelaſſen. Er ginge in eine Conditorei, riß ſich ein Schnupftuch heraus, wiſchte ſich damit die Naſe und ſteckte es zu ſich. So ein Menſch hätte dann die Redner der franzöſiſchen Deputirtenkammer, ganz Frankreich, England, Oeſtreich, Preußen, Rußland, ganz Europa, noch mehr — die ganze Welt in ſeiner Rocktaſche ſitzen.

Welche brillanten Geſchäfte könnte dann ein Journal-Leih-Inſtitut machen. Es könnte Hemden, Hoſen, Nachthauben, Unterröcke ausleihen.

Wäre es nicht komiſch, wenn Jemand zum Leihbibliothekar käme und ihn fragte: „Könnten Sie mir wohl das Atlashemde vom 19. Nov. leihen? Ich ſchicke es Ihnen morgen wieder.“ Oder: „Könnte ich wohl die Johnbullhoſen von vorgeſtern zu leſen bekommen?“ oder: „Haben Sie den Chronicle-Unterrock von vor acht Tagen bei der Hand? ich möchte gern etwas nachſehen.“

Wäre es nicht eben ſo komiſch, wenn der Leihbibliothekar hierauf antwortete: „das Atlashemde iſt zerriſſen, die Johnbullhoſen hat mir Jemand mit Dinte begoſſen und der Chronicle-Unterrock iſt nicht zu Hauſe, aber die Standart-Nachthaube können Sie bekommen.“

Freilich könnte man Zeitungen, welche auf Hemden oder Hoſen gedruckt werden, nicht einbinden laſſen — dafür könnte man ſie aber auch, wenn ſie ſchmutzig geworden ſind, waſchen und rein machen oder färben laſſen, was mit den Zeitungen, die auf Papier gedruckt werden, nicht geſchehen kann. Wenn dieſe einmal ſchmutzig ſind, ſo iſt alles Waſchen umſonſt — ſie bleiben, was ſie waren — ſchmutzig.

Doch genug davon. Wenn es irgend möglich wäre, ließ ich mein Journal auf Blondenſhawls drucken. Die Blätter fänden dann noch einen weit größeren Abſatz, als das politiſche Schnupftuch in London.

Es iſt ein großes Glück, daß in England keine Cenſur exiſtirt. Wenn dort keine Preßfreiheit herrſchte, ſo müßten die Journaliſten die Hemden und Beinkleider, die Unterröcke und Unterhoſen zur Cenſur ſchicken und der Redacteur würde ein ſchönes Geſicht ſchneiden, wenn er erführe, daß das halbe Hemde geſtrichen worden, oder daß ein Unterrock, weil Alles geſtrichen worden, einmal ganz weiß erſcheinen müßte.

101.

Correſpondenz.

Der Figaro hat von einem Engländer einen Brief erhalten, den er ſeinen Leſern wörtlich, ja ſogar buchſtäblich mittheilt.

Theurer Herr!

Ich würde mich ſehr dankbar fühlen, wenn Herr Figaro den Mr. James Dodd aus London, jetzt in

Berlin, unterrichten wollte, welches die Meinung des deutſchen Wortes „Rakker“ iſt. Dies Wort wird ſehr viel häufig von ihm hier in dieſer Stadt gehört und bei den verſchiedenartigſten Veranlaſſungen. Auch fällt ihm ins Gedächtniß, daß er an der table d'hôte von dem Redacteur des new-paper „Figaro“ hat ſagen hören: „das iſt ein infamer Rakker!“ — Die Meinung des Wortes „infam“ unterſteht *) er, weil er häufig dies Wort von den Gegnern der Reformbill in deutſchen Zeitungen überſetzt geleſen hat — aber er weiß nicht was „Rakker“ iſt. Er hat vergebens in ſeinem pocket dictionary unterſucht, aber dies Wort nicht finden gekonnt. Mr. James Dodd würde ſehr dankbar fühlen, wenn ihn Herr Figaro mit einer Antwort begünſtigen wollte.

Aufrichtig der Ihrige
James Dodd,
19. York terrace, Rentish town, new road London.

Figaro hält es für Pflicht, den Brief des Hrn. James Dodd ſogleich zu beantworten.

Mein ſehr geehrter Herr!

Ihr gütiges Schreiben hat mich überraſcht. Ein Englishman in Berlin! Welch ein ſeltenes Ereigniß!! Es geſchieht in hundert Jahren nur ein Mal, daß ſich ein Sohn Albions nach Preußens Reſidenz verirrt.

Werden Sie zürnen, mein theurer Herr, wenn meine Neugier die Frage wagt, wodurch Sie bewogen worden ſind, nach Berlin zu kommen?

Haben Sie unſere Naturſchönheiten hierher gelockt? Glaubten Sie, bei uns einen veilchenblauen

*) Soll wohl „verſteht“ heißen. Anm. d. Red.

Himmel, eine reizende Gegend, großartige Gebirge zu finden?

Wenn Sie das bei uns ſuchen, ſo bitte ich Sie, keine Zeit zu verlieren und eilig wieder umzukehren.

Wir Berliner kennen Naturſchönheiten nur aus Reiſebeſchreibungen. Wir haben ſchon viel davon gehört, aber noch gar nichts davon geſehen. Unſere Natur iſt öd', fad und farblos, unſer Himmel aſchgrau. Er kommt mir bisweilen wie ein Beinkleid unſeres Militärs vor, die Farbe iſt melirt, „Pfeffer und Salz." Die Gebirge um Berlin ſind leider ſehr ſchlecht gerathen; der Kreuzberg, unſer Montblanc, iſt nicht viel größer als die Warze, die auf der Naſe des Dr. Bartolo ihr Winterquartier aufgeſchlagen. Das Sprichwort: „da ſtehen die Ochſen am Berge" paßt leider nicht, wir haben zwar Ochſen, aber keine Berge.

Zog Sie das neuerbaute Coloſſeum, oder das Theater an der Königsbrücke nach Berlin.

Wenn Sie nur deshalb uns beſuchten, ſo geſtatten Sie mir, daß ich Sie herzlich bedauern dürfe. Roms Coloſſeum verhält ſich zu dem Berliner, wie Shakespeare zu Angely. Außer dem Eintrittspreiſe, den man zahlt und außer den Prügeln, die man bekommt, iſt darin gar nichts koloſſal. Von dem Theater an der Königsbrücke weiß ich Ihnen ſo viel zu erzählen, daß ich darüber . . . . ſchweigen will.

Da ich mir durchaus nicht erklären kann, was Sie nach Berlin gezogen hat, ſo muß ich vermuthen, daß Sie blos darum hierher gekommen ſind, um von mir eine Erklärung des Wortes „Rakker" zu begehren. Der Zweck ihrer weiten Reiſe wäre dann ſehr originell und eines Engländers vollkommen würdig.

Es gibt viele Worte, deren richtige Bedeutung man nur dann verſtehen kann, wenn man in einem

Lande gelebt, wo ſie gang und gäbe ſind. Ich habe mir deshalb längſt vorgenommen, einmal nach England zu reiſen, um zu erfahren, was man dort unter dem Worte Liberty verſteht.

Das Wort Rakker, um deſſen Erklärung Sie mich bitten, iſt echt national, echt berliniſch. Es ſpiegelt ſich darin der roſige Witz und die himmelblaue Gemüthlichkeit unſerer Populace ab.

Rakker heißt in Berlin ungefähr ſo viel, als fellow in London. Wie es bei Ihnen einen clever fellow und einen commun fellow gibt, ſo gibt es bei uns einen ſchlechten und einen infamen Rakker.

Das Wort Rakker iſt bei uns ein Schimpf- und auch ein Ehrenname — eine Injurie und ein Titel.

Rakker iſt ein Prädicat, das die Berliner Populace vorzugsweiſe ſolchen Leuten beilegt, die gleich wieviel wodurch Senſation erregen, Aufſehen machen, ſolchen Leuten, die eine ſpitze Feder, eine gute Klinge oder eine ſcharfe Zunge führen. Aus dieſem Grunde wird auch der Herausgeber des Figaro mit dieſem Namen beſchenkt.

Rakker iſt ein Mann, vor dem man aus dieſem oder jenem Grunde Furcht hat, der ſchaden und nützen kann, mit dem man's nicht verderben ſoll.

Wie ſich die Franzoſen bisweilen ihres Vaurien ſtatt eines Compliments bedienen, ſo gebrauchen die Berliner das Wort Rakker auch als beſchönigendes Epitheton.

Mr. James Dodd wolle mich entſchuldigen, wenn ich über den etymologiſchen Urſprung dieſes Wortes einen dichten Schleier werfe, da es ſich nicht mit der Delicateſſe verträgt, über die Abkunft dieſes bedeutungsvollen Wortes nachzuſinnen.

Es genüge, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie mit dem Worte „Rakker“ durch ganz Berlin, wie mit „Goddam“ durch ganz London und mit „Monſieur“ durch ganz Paris durchkommen und ſich damit überall verſtändlich machen können.

Dies iſt Alles, was ich Ihnen über das famöſe Wort mittheilen kann und darf.

Brauchen Sie, Mr. James Dodd, einen guten Barbier, ſo wenden Sie ſich gefälligſt an

Figaro.

Nachſchrift.

So eben bemerke ich, daß Mr. James Dodd in ſeinem Briefe an mich das Wichtigſte vergeſſen hat. Er hat mir zwar geſchrieben, wo er in London wohnt, aber nicht, wo ich ihn Berlin finden kann. Da ich ſeine Wohnung nicht weiß, ſo muß ich die Antwort auf ſeinen Brief in dem Figaro abdrucken laſſen, damit Herr James Dodd die gewünſchte Erklärung erhalte.

Sollte der Herr Englishman Berlin ſchon wieder verlaſſen haben, ſo wird dem Figaro nichts Anderes übrig bleiben, als die Antwort unter der angegebenen Adreſſe nach London zu ſchicken.

102.

Idiosynkrasien.

„Brendecke halte mir, mir is schwiemlich.“
Voltaire.

Fast jeder Fürst hat eine Antipathie. Was ich Dir jetzt erzählen will, ist historisch wahr.

Heinrich der Dritte, König von Frankreich, konnte keine Katze leiden. Es wurde ihm unwohl, wenn er in ein Zimmer kam, worin ein solches Wesen war.

Wie der Hund das Sinnbild der Treue, so ist die Katze das Symbol der Falschheit.

Beweist Heinrichs Abneigung gegen die Katzen, daß ihm die Falschheit unerträglich war? Oder glaubte er in jeder Katze das Ebenbild einer ungetreuen Geliebten zu erblicken?

Der Herzog von Epernon fiel beim Anblick eines Kaninchens in Ohnmacht.

Ladislaus, König von Polen, konnte ohne Abscheu keinen Apfel sehen.

Vielleicht kam dies daher, weil ihn der Apfel an den Reichsapfel erinnerte, der schon oft ein Zankapfel gewesen war.

Maria von Medicis, die Gemahlin Ludwig des Dreizehnten, wurde ohnmächtig beim Anblick einer weißen Rose.

Heinrich, Herzog von Guise, konnte keine Rosen riechen. Es fragt sich, was für Rosen.

Johann der Zweite, Großherzog von Moskau, bekam das Fieber, wenn er ein Frauenzimmer sah.

Der arme Mann! Er ist sehr zu bedauern.

Auch viele berühmte Staatsdiener und Gelehrte hatten Abscheu vor gewissen Dingen.

Der Kanzler Bako wurde krank, wenn eine Mondfinſterniß eintrat.

Es wäre gut, wenn jeder Kanzler ſolch eine Abneigung vor Finſterniß hätte, als Bako.

Erasmus bekam das Fieber, wenn er Fiſche ſah. Es fragt ſich, was für Fiſche. Vielleicht Stockfiſche? Auch ich kenne einen Mann, der dieſe Fiſche nicht gut vertragen kann.

Tycho de Brahe fiel zu Boden, wenn er einen Haſen ſah. Ein Beweis, daß er ſelbſt ein Haſe war.

Scaliger zitterte am ganzen Leibe, wenn er Brunnenkreſſe ſah.

„Erkläret mir, Graf Oerindur,
Dieſen Zwieſpalt der Natur.“

Was mag wohl die Urſache dieſer Idioſynkraſien ſein? Wenn Figaro ein Converſationslexikon hätte, ſo würde er das Wort nachſchlagen und Dir das, was ich darüber geleſen, mit andern Worten wiedererzählen. Du würdeſt glauben, er ſei ein grundgeſcheidter Mann — er will aber nicht, daß Du mich für etwas halten ſollſt, was er nicht iſt.

Figaro iſt zwar kein Fürſt, kein Staatsdiener und Gelehrter, er iſt blos Barbier und Thierarzt. Deſſenungeachtet hat er aber auch ſeine Antipathien. Wer kann ihm das wehren?! Antipathien ſind ſteuerfrei und jeder Bürger kann deren haben, ſoviel als ihm beliebt.

Figaro kann Katzen, Kaninchen, Fiſche, Haſen und andere Viehſorten, Figaro kann Roſen und Frauenzimmer, Brunnenkreſſe und Mondfinſterniß ſehen, das Alles genirt und rührt ihn nicht, ihm wird nicht unwohl, er zittert nicht, er wird nicht ohnmächtig. Im Gegentheil, wenn er braune Fiſche und einen ſoliden

Haſenbraten ſieht, ſo bekommt er Appetit; und wenn er Roſen und Frauenzimmer ſieht, ſo freut er ſich, aber nur bisweilen.

Er kann wohl Roſen, aber nicht Baſilicum riechen. Wenn er den Pater Baſilio ſieht, ſo wird er vor Zorn anfangs violett und ſpäter zinnoberroth.

Wenn er den Dr. Bartolo ſieht, ſo empfindet er ſo großen Ekel, daß er ſich um einen Spucknapf umſehen und Hoffmannstropfen zu ſich nehmen muß.

Wenn er die eitle Marcelline und ihre geborgten Reize (im Negligée) ſieht, ſo wird ihm unwohl. Er muß ſich zu Bett begeben, Fliederthee trinken und ſich bis über den Kopf zudecken, damit er wieder zu ſich kommt.

Außerdem hat Figaro eine große Abneigung vor Sternen, Kreuzen, Bändern u. dergl. mehr.

Auch Baſilio hat ſeine Antipathien.

Worte, wie Preßfreiheit, Toleranz, Humanität, Liberalität, Ehre, Ruhm (aber nicht Rum) ſind ihm ein Dorn im Auge.

Freiſinnige Männer, ſpitze Federn, liberale Journale ſind ihm ein Gräuel. Er kann ſie nicht riechen.

Dr. Bartolo, ein Arzt ohne Patienten, hat eine Antipathie gegen geſunde Leute. Wenn er einen Menſchen ſieht, dem nichts fehlt, wird ihm unwohl.

So hat Jeder ſein Steckenpferd und Jeder ſeine Antipathien.

103.

Mignon,
der oſtindiſche Kakadu.

„Es war einmal ein . . . . .“
A. v. Tromlitz.

Ja, Mignon iſt ein merkwürdiges Vieh.

Als er in der Umgegend von Pondichery zur Welt kam, war er blendend weiß, weißer noch als die flimmernde Schneeflocke, als das glänzende Schwangefieder und als die Blüthenwange der keuſchen Lilie.

Kein Makel war auf ſeinem Körper — ſein Gefieder war das reinſte Weiß, das man ſich denken kann.

Er war ein Jüngling noch an Jahren,
Sechzehn zählte kaum er nur.

Da ward er, ſchlafend, gefangen und von dem, der ihm die Freiheit geraubt, an einen Commiſſionär verkauft, welcher ihn mit einem nach London abſegelnden Kauffahrteiſchiffe (das, wenn ich nicht irre Spes hieß) an einen Menageriebeſitzer ſchickte, der ſich zu jener Zeit mit ſeinen Thieren in der Themſeſtadt aufhielt.

Unſer Mignon ſegelte in Geſellſchaft von 5 anderen ſauberen Vögeln am 5. Julius von Pondichery ab, kam aber erſt am 10. October in Englands Metropolis an.

Der Menageriebeſitzer war unterdeſſen mit ſeiner mehrbeinigen Geſellſchaft nach Paris abgereiſ't — Mignon mußte ihm nachgeſendet werden.

In der Menagerie, die ſich auf dem **Boulevard du Temple** ſehen ließ, machte ſich der oſtindiſche Ankömmling durch ſeine blendende Weiße, durch ſein ſammetartiges Gefieder vor allen anderen Papagoy-Arten

bemerkbar. Auch war er, durch die Behandlung seines Principals, beispiellos kirr geworden.

So kam es, daß manch weiches Frauenpatschchen sich ein Vergnügen daraus machte, ihm ein Bisquit zu offeriren. Er nahm es dankbar an und küßte der holden Geberin die Hand dafür. Jede Schöne, welche diese Menagerie mit ihrer Gegenwart beehrte, suchte den weißen Kakadu auf und unterhielt sich mit ihm. Sagte sie: **Donnez moi la patte**, so reichte er mit ungezwungener Grazie sein Pfötchen hin und ließ es so lange in der Hand seiner Freundin ruhen, bis sie es los ließ.

Die Damen nannten ihn **mon Mignon**, und die Herren, aus Neid, weil er so viele Herzen stahl, **Filou, Badaud, Gaillard.** Viele drohten ihm mit Nasenstübern und gaben ihm mit dem Handschuh einen Schlag auf den bißfertigen Schnabel. Der Eigenthümer zog das Prädicat vor, das ihm die Damen gegeben, und hieß ihn von jetzt an nicht anders als Mignon.

Der Kakadu war noch nicht 3 Monate zu sehen, da fand sich ein steinreicher Lord, der dem Menageriebesitzer nicht eher Ruhe ließ, bis ihm dieser den Mignon für 30 Louis abtrat.

Dieser Lord hatte eine Liebschaft mit einer gewissen Eugenie, welche Koryphäe im **Corps de Ballet** der großen Oper war. Die Tänzerin hatte den Kakadu gesehen und ihn dergestalt liebgewonnen, daß sie dem Lord den Auftrag gab, ihn dem Eigenthümer abzukaufen, er koste was er wolle. Sie drohte dem Engländer mit ihrer Ungnade — dies war hinreichend, ihn zu Allem zu bewegen, denn Mylord liebte sie — blos deshalb, weil sie rothes Haar hatte.

Mylord besuchte jeden Morgen gegen 12 Uhr

ſeine Dulcinea — er nahm bei ihr das Gabelfrühſtück zu ſich, das in der Regel aus ein paar Bouteillen Portwein, 2—3 Beefſteaks und einigen Küſſen beſtand, die er von ſeinem „theuren Rothkopf" erhielt.

Mignon war Zeuge ihrer vertraulichen Converſation und ſtörte ſie öfters durch ein höchſt unangenehmes Krächzen, das tiefen Unwillen zu verrathen ſchien. Warum Mignon unwillig war, das weiß ich nicht. Ob er den Engländer um die Beefſteaks oder um Eugenie's Liebkoſungen beneidete, das kann ich Dir wirklich nicht ſagen. Manchmal ſprach ſich dieſer Unwille noch eclatanter aus. Der ſchneeweiße Kakadu wurde auf Augenblicke ganz carminroth. Eugenie, abergläubiſch wie jede Koryphäe, erſchrak über dieſes Phänomen. Mignon wechſelte die Farbe ſo ſchnell, wie mancher unſerer politiſchen Schriftſteller. Er war ſchneeweiß, wurde häufig feuerroth und entfärbte ſich wieder.

Eugenie bekam Furcht; ſie glaubte, der Teufel ſäße in dem Kakadu. Auch unſern Lord ſchien das Vieh zu beunruhigen.

Beide wollten ſich den chamäleontiſchen Kakadu vom Halſe ſchaffen. Eugenie nahm ihm das Fußkettchen ab und ſperrte die Fenſter auf. Sie hoffte, Mignon liebe die Freiheit und werde ſeinem Kerker entfliehen. Das that er nicht. Mylord beguckte ihn oftmals durch ſeine Lorgnette und berathſchlagte im Stillen, was mit dem Kakadu geſchehen ſolle. Einmal ſagte er: „Wenn ſich Mignon unterſteht, noch einmal roth zu werden, ſo drehe ich ihm den Hals um, yes." Der Kakadu ſchien dieſe Drohung verſtanden zu haben und wurde, gleichſam zum Trotz, noch mehr als gewöhnlich roth. Mylord wollte ihn beim Schopf nehmen — Mignon vertheidigte ſich und biß

ihm in der Eile blos die zwei ersten Glieder des Mittelfingers weg. Goddam, schrie der Engländer, und wollte einen neuen Angriff wagen. Mignon biß ihm den Daumen ab, mit einer, beiläufig gesagt, bewundernswerthen Gelassenheit. Mylord tobte wie ein Rasender, Eugenie ließ einen Wundarzt holen, der eiligst herbeikam, um ihren Geliebten, der sich die Finger verbrannt hatte, zu verbinden.

— Mignon muß noch heut aus dem Haus. Hören Sie's, Eugenie, noch heute!

— Yes, Mylord.

— Mignon ist ein Vieh, das keine Lebensart hat . . . . . .

— Yes, Mylord.

— Ein Vieh, das einem Mann wie mir, der jährlich 25,000 Pfund Revenüen hat, Goddam, mehr Rücksicht schuldig ist.

— Yes, Mylord.

Eugenie ließ ihre ganze Nachgiebigkeit los, um ihren Engländer zu besänftigen.

Sie ließ ihm drei gute Beefsteaks braten. Er fraß sie, war beruhigt und ging.

Nachmittags erhielt Eugenie einen angenehmen Besuch. Herr von ***, der Redacteur eines politischen Blattes, dessen Feuilleton vorzüglich jene Tänzerinnen protegirte, welche rothe Haare hatten, ließ sich nach langer, langer Zeit, wieder einmal sehen bei seiner alten Freundin.

Sie empfing ihren Gast mit einer wirklich anziehenden Zuvorkommenheit, machte ihm Vorwürfe über sein langes Ausbleiben und strich ihm, während des Gesprächs, die struppigen Haare, die seine Stirn verdeckten, so viel als möglich in die Höhe. Der

Kakadu fing jetzt, vielleicht um sich bemerkbar zu machen zu kreischen an.

— Was Tausend, Sie haben einen Kakadu? Seit wann?

— Seit sechs Wochen. Fassen Sie ihn nicht an, er beißt.

— S'ist ein hübsches Vieh . . .

— Gefällt es Ihnen?

— Sehr.

— Sind Sie böse, wenn ich's Ihnen als Souvenir anbiete?

— Böse? Au contraire.

— Gut, meine Mutter soll Ihnen den Kakadu morgen früh ins Haus bringen.

— Wozu so viel Umstände?! Mein Jean soll ihn heute Abend abholen.

— Wie Sie wollen . . .

Und noch an demselben Abend holte Jean den Kakadu und am andern Morgen einen Ständer, der dem Mignon zum Wohnsitz angewiesen wurde.

Das war am 11. Mai 1831 geschehen. Unser Kakadu schien sich bei dem Journalisten Anfangs recht zu gefallen. Auch vervollkommnete er sich nach und nach in der Kunst, die Farben zu wechseln. Herr von *** ging ihm mit gutem Beispiel voran und Mignon war ein gelehriger Schüler.

Wenn Herr von *** eine Abend-Unterhaltung gab, so lud er einige hübsche Actricen und mehrere seiner Freunde ein, und wenn der Kakadu im Jeu innocent Küsse tauschen sah — wandelte sich seine weiße Farbe in Ochergelb um. Wenn Niemand mit ihm schön that, wenn ihm Keiner etwas zu naschen gab, so changirte er die weiße Farbe in eine blaue. Vor Neid wurde er gelb und vor Zorn violett.

Eines Tages — es war kurz vor der Revolution — spielte er wie ein Chamäleon in alle Nüancen. In 24 Stunden wechselte er achtmal seine Farbe. Er wurde roth, dann wieder weiß, blau, dann wieder weiß, gelb, dann wieder weiß, grün und zuletzt wieder weiß. Man hätte glauben sollen, dieser changirende Kakadu sei die verwunschene Politik.

Es kam der 25. Juli, der famöse Tag der Ordonnanzen. Herr von *** und sein Blatt waren eifrige Anhänger der rechtmäßigen Herrschaft und Er und sein Kakadu hielten es mit der Farbe der Lilien.

Es kam der 30. Juli, die Tricolorfahne wehte auf der Kuppel der Notre-Dame. Herr von *** und sein Blatt waren nun eifrige Anhänger der neuen Dynastie und Er und sein Kakadu schmückten sich mit den 3 Farben. Herr von *** steckte sich statt der Kokarde den dreifarbigen Kakadu auf den Hut.

So machten Herr von *** und sein Kakadu alle politischen Moden mit.

Mignon hatte einmal blos weiße und rothe Federn, dann wieder grüne, gelbe und schwarze Federn. Fast in jedem Monat nahmen sie eine andere Farbe an.

Jetzt aber ist Herr von *** und Mignon, sein Kakadu, vor Zorn (Gott weiß, worüber) ganz schwarz geworden. Mignon sieht einem Raben weit ähnlicher als einem Kakadu — denn Kopf, Augen, Zunge und das Gefieder — Alles ist durch und durch schwarz.

Der Kakadu sieht in der schwarzen Federkutte wie ein kleiner Jesuit aus. Ah Basile, mon *Mignon*, si j'ai jamais volé du bois vert . . . . .

104.

Corella, die verwunschene Katze.

Die Katze läßt das Mausen nicht,
Die Weiber naschen gern u. s. w.
Altes Volkslied.

Sie kam mir sehr verdächtig vor. So oft ich sie betrachtete, erfaßte mich ein Etwas, wofür ich keinen Ausdruck finden kann.

Das Fell dieser Katze war ungewöhnlich weiß, weißer als das Fell des Hermelin, weißer als der Teint der Madame X., weißer sogar als das Papier der Spener-Zeitung.

Und ihr Auge war kein Katzenauge. Es war blau, wie ein frisches Veilchen und voll Leben und voll Gluth. Es kokettirte fast eben so gut, als eine Pariser Ballettänzerin.

Und so oft sie mich sah, fing sie zärtlich zu miauen an. Doch weil die Katze zudringlich war, konnte ich sie durchaus nicht leiden. Wer von mir geliebt sein will (Mensch oder Vieh), muß mich maltraitiren. Die Damen, die mich en canaille behandeln, finde ich am interessantesten.

Die Katze war aber zu zuvorkommend und deshalb mir verhaßt.

Einmal, als sie mir zu nah auf den Hals kam, riß ich ihr aus Zorn eine Bartfeder aus.

Was geschah? Etwas Unglaubliches! Die Katze stieß einen entsetzlichen Schrei aus und streifte ihr Fell ab. Es stand jetzt eine junge, blendendschöne Frau vor mir, die ein Etui aller weiblichen Reize, ein Köcher aller Liebenswürdigkeiten war.

Ich stand geblendet, verblüfft und versteinert vor ihr und hatte nicht den Muth, sie anzureden.

Sie gewahrte meine Verlegenheit und ſprach alſo zu mir:

„Habe Dank, Du Sterblicher! Ich bin Corella, eine Fee, die ein mächtiger Zauberer, aus Eiferſucht und argwöhniſchem Verdacht, in eine Katze verwandelt hatte. Nicht eher ſollte ich wieder erlöſ't werden, bis ein Sterblicher mir eine Bartfeder ausrupfen würde. Du haſt das gethan, ich bin nun wieder das, was ich war — eine Fee."

Sie reichte mir ihre Hand zum Kuſſe hin. Diable, was war das für eine Hand! Noch niemals habe ich eine ſchönere geſehen. An jedem Finger glänzten eine Unzahl von Diamanten, die alle Farben ſprühten.

Sterblicher, fuhr ſie fort, für den Dienſt, den Du mir geleiſtet, muß ich Dich belohnen. Fordere was Du willſt, es ſoll Dir werden.

Liebſte, beſte Fee, antwortete ich, ich überlaſſe es Deiner Großmuth, Deiner Einſicht, was mir am nützlichſten iſt.

Darauf reichte ſie mir ihre Perlmutter-Lorgnette, die an einem Goldkettchen hing.

Nimm dieſe Lorgnette, ſprach ſie. Kein Optikus auf der ganzen Erde, ſelbſt nicht Herr Amuel in der Königſtraße, iſt im Stande, ſolche Lorgnetten anzufertigen. Das Glas hat eine magiſche Wirkung — Du kannſt mit dieſer Lorgnette allen Menſchen ins Herz ſehen — trügen ſie auch zehn Pelze und Enveloppen, zehn Mäntel oder Oberröcke. Mit dieſer Lorgnette kannſt Du in Aller Herzen leſen, den Schein von der Wirklichkeit unterſcheiden und unterſuchen, wer es von Deinen Freunden und Freundinnen mit Dir gut meint, wer falſch und wer aufrichtig gegen Dich geſinnt iſt. Da — nimm die Lorgnette als ein

Zeichen meines Wohlwollens an und .... verliere ſie nicht.

Sie reichte mir noch einmal ihre ſeidenweiche Hand und verſchwand wie eine Sternſchnuppe.

Vor Freude über dieſes Geſchenk machte ich in der Eile eine Pirouette und ein Entrechat und .... ging zu Madame **.

Zum Glück traf ich ſie zu Hauſe. Sie kam mir mit einer wahrhaft horrenden Freundlichkeit entgegen, drückte mir die Hand und fragte mich: Wie geht's? Daß ich ihr die Antwort nicht ſchuldig blieb, verſteht ſich von ſelbſt.

Wir ſchwatzten ein Weilchen über Dies und Jenes. Sie fand mich, wie gewöhnlich, äußerſt intereſſant, überſchüttete mich mit Elogen und nannte mich einmal, ganz unbefangen, „ihre Wonne."

Ich ſtutzte, holte meine Lorgnette hervor und betrachtete ſie durch das magiſche Glas. Vive Dieu! Wie erſchrak ich, als ich in ihrem Herzen mit großen Fracturbuchſtaben die Worte las: „Der O. iſt mir unausſtehlich! Ich würde ihm die ſchönſten Grobheiten ſagen, wenn ich nicht Gründe hätte, ihn zu täuſchen."

— Sie ſehen mich ja mit ganz ſonderbaren Augen an?

— Ich bewundere Ihre allerliebſte Dormeuſe. Aber warum auf einmal ſo blaß?

— Mir iſt, als ob . . .

— Sie mir etwas geſagt, wovon Ihr Herz auch keine Sylbe gewußt. O geniren Sie ſich nicht, Madame, ich weiß, daß ich unausſtehlich bin . . .

— Mein Gott, woher wiſſen Sie das . . .

— Ich weiß, daß Sie mir die ſchönſten Grob-

heiten ſagen würden, hätten Sie nicht Gründe, mich zu täuſchen.

— Wo ſteht das geſchrieben?

— In Ihrem Herzen, Madame.

Sie affectirte eine Ohnmacht, ich ergriff das chemiſche Feuerzeug, das auf dem Tiſche ſtand, hielt ihr ein brennendes Schwefelhölzchen unter die Naſe — ſie kam zu ſich, ich tröſtete ſie und ging. Wohin? Zu meinem Freunde, Herrn ***.

Er machte mir die bitterſten Vorwürfe. Warum geizen Sie ſo mit Ihren Beſuchen, warum laſſen Sie ſich nur alle Monate ein Mal bei mir ſehen?! Sie verkennen Ihren intimſten Freund. Niemand meint es ſo treu und ehrlich mit Ihnen als ich, und doch bin ich der, den Sie am meiſten vernachläſſigen.

Ich entſchuldigte mich und zog meine Lorgnette zu Rathe, um mich zu überzeugen, ob es dieſer Mann denn wirklich ſo erſtaunlich ehrlich mit mir meint.

Parbleu! was las ich da! Hätte ich von ſeinem Herzen eine Abſchrift bekommen können, ſo würde ich ihm aus Scherz drei Dutzend Injurienproceſſe an den Hals geworfen haben. Der Mann, der ſich mit dem Firniß der wärmſten Freundſchaft anſtrich, derſelbe Mann war einer meiner entſchiedenſten Gegner.

An dieſem Tage machte ich wohl 50 Viſiten. Ueberall fand ich mich getäuſcht. Da, wo ich ein theilnahmvolles Herz hoffte, fand ich eine kalte Gefühlloſigkeit. Alles heuchelte mir eine innige Freundſchaft. Nur ein Mann, gerade der, dem ich das Wenigſte zutraute, gerade der war mir ein treuer, aufrichtiger Freund.

Wie bitter war die Enttäuſchung, die ich der Lorgnette meiner Fee zu verdanken hatte. Ich glaubte mich umringt von Freunden, die an meinem Schick-

ſale ſo warmen Antheil nehmen — die mich ſo treu wiederlieben, als ich ſie geliebt, und fand — daß Alles nur Maske, Alles nur Schein war. Eine heiße Thräne rollte über meine Wange, mein Herz, ſchwer getäuſcht, unterlag einem nie gefühlten Schmerze. Und eine Thräne folgte der andern, eine bittere Wehmuth ſchwellte den Quell meines Kummers. Da nahm ich die Lorgnette, ſtellte mich vor den Spiegel und . . . guckte mir ſelbſt ins Herz. Hier glaubte ich Erſatz zu finden für die arge, herzbrechende Täuſchung. Aber wie erſchrak ich, als ich einſah, daß ich's mit mir ſelbſt nicht gut meinte. Wie kannſt Du verlangen, daß Dich Andere lieben ſollen, wenn Du ſelbſt Dich nicht liebſt? Du würdeſt anders handeln, wärſt Du für Dein Wohl beſorgt. Du würdeſt kriechen, ſchmeicheln, heucheln und ſo lange ſpeichellecken, bis Du Dein Ziel erkrochen haſt.

Und ärgerlich über mich ſelbſt — zerbrach ich die Lorgnette, die mich aufs Neue mit der Menſchheit und ihrem falſchen Treiben entzweit hatte.

Mein Herz — es blutete. Ein kalter Schauer rüttelte die geängſtigte Seele; ich ſetzte mich zum Kamine hin und ſah ſtarr und gedankenlos in die ſterbende Flamme. Mitternacht brach herein — das Feuer war erloſchen, meine Augenlieder fielen zu und als ich erwachte — war es heller Morgen.

105.

Die Tröſterin.

(Ein Phantaſieſtück.)

Es war an einem ſchönen Mai-Abend. Ich ſtand auf dem Montmartre und ſah trüben Sinnes hinab auf den großen Häuſer-Archipel und auf die bunten Wogen der geſchäftigen Menſchenmaſſe. Allein war ich mit meiner Sehnſucht Schmerz und meiner Liebe Gram und ſchaute mit ſtierem, thränenſchwangern Blick den Untergang der königlichen Sonne an. Langſam ſtieg ſie die Stufen der Gebirge hinunter, zog ihre lange Purpurſchleppe nach, hüllte das ſchwankende Halbdunkel des Horizontes in den weiten Strahlenmantel des goldenen Abendroths, warf glühende Abſchiedsblicke auf die ſmaragdene Kuppel der Bäume und auf das greiſe Haupt der Thürme und ſenkte ſich dann in die weichen Wellen-Arme der Thetis, um dort auszuruhen von ihrer weiten Reiſe. Dort angekommen, legte ſie ihr welterleuchtendes Diadem ab und badete ſich, in ihrer nackten Schönheit in dem ſaphirenen Baſſin des Meeres.

Allmälig ward es dunkler. Ich ſtand noch vertieft in trüben Gedanken, mit der Dunkelheit wuchs auch meine Schwermuth. Da ſenkte ſich die Nacht herab — auf dem Elfenbein ihrer Stirne glühte das Feuerauge des Abendſterns. Eingehüllt in einen ſchwarzen Faltenſchleier, warf ſie dichte Schatten auf die

Erde aus, ließ ihren Schleier fallen und ſtand dann in einem Trauerkleide da, das mit Millionen flimmernden Sternen überſäet war, die wie funkelnde Flitter zitterten. Selene ſtieg, mit einem goldenen Halbreif auf dem Haupte, hinter dem Rücken der Berge herauf und ließ auf die umnachtete Erde ſilbernes Flockenlicht herabſchneien, das weiße Roſen in die ſchwarzen Locken der Nacht flocht.

Doch in meiner Seele ward es, ſtatt lichter, immer trüber und trüber. Eine brennende Sehnſucht ſchwellte die Segel meiner Seele und wollte mich in das Land führen, wo die Geliebte meines Herzens weilt. Von ihr getrennt, dünkte mir die ganze Schöpfung ſo öd' und armſelig, wie ein unbeweintes Grab, auf welchem keine Blumen blühen.

Ich wollte hin zu ihr — und konnte es nicht. Da wuchs meine Sehnſucht zur Rieſin heran; weinen wollte ich, doch das Auge geizte mit ſeinen Thränen und blieb trocken und kalt.

Plötzlich ſtieg vom ſterndurchwirkten Himmel eine jungfräuliche, feenartige Geſtalt herab. Sie war in ein blendendweißes Gewand gehüllt, in ihrem goldgelockten Haar glänzten gluthvolle Roſen, die ein üppiges Parfüm ausathmeten, und in den Augen leuchtete eine Sonne, welche begeiſternde Lichtſtrahlen ausgoß.

Zwei rieſige Schwingen, auf deren ſammtenes Gefieder Iris den Schmuck ihrer Farben hingeſtreut und einen ſchillernden Blüthenſtaub ausgegoſſen hatte, gaben der himmliſchen Geſtalt das Anſehen eines Phönix, der mit ausgeſpannten Segeln durch das blaue Meer der Lüfte ſteuert.

Die reizende Gestalt, von der jeder Zoll eine anmuthige Feie war, ließ sich zu mir hernieder und fragte mich, ob ich wisse, wer sie sei.

Nein, antwortete ich.

Ich bin, sprach sie, ein Funke aus Jehova's Auge, ein Wesen, das mit den Sternen Würfel spielt, den Himmel in die Hölle schleudert, aus dürren Sandwüsten fruchtbeladene Oasen schafft und den eisstarren Winter in einen blüthenwimmelnden Frühling verwandelt, aus dem nachtumflorten Himmel einen lichtgekrönten Tag macht, aus eingeäscherten Ruinen großartige Paläste erstehen läßt, den finstern Sarg in eine Rosenwiege, die Sorge in leichtgeschürzte Freude und den Schmerz in Lust verwandelt .... mit einem Wort, ich bin die Phantasie.

Ich fiel auf die Knie und küßte den Saum ihres flatternden Gewandes.

Ich komme, Dich zu trösten, fuhr sie fort, hob mich auf und drückte einen Kuß auf meine glühende Stirn. Dieser Kuß soll Deine Leiden stillen, Deine Wunden vernarben und Deinen Wünschen Gewährung schenken.

Drauf schwang sie sich in die Lüfte, entfaltete mit titanischer Kraft ihre Schwingen und schüttelte, während des Fluges, den Ambraduft ihres Blüthenstaubes und den geschmeidigen Schmelz ihres Farbenschmuckes ab, der sich, gleich einer zauberischen Schminke, herniederließ, um Alles zu ergänzen, Alles zu verschönern, Alles zu verklären. Ich fühlte mich magisch ergriffen und zu den Sternen hingezogen. Die Phantasie lieh mir Adlerschwingen, die mich hoch in die

Lüfte trugen. Ich pflückte alle Sterne vom Himmel ab und flocht ein Diadem daraus, das ich der Geliebten zu Füßen legen wollte.

Während ich so im Meer des Entzückens schwamm und in höhern Regionen schwebte, brach mitten in der Nacht der junge Morgen herauf. In dem Morgenstern erblickte ich das Auge der Geliebten. Gierig schlürfte ich seine Strahlen ein; zitternd drückte ich einen heißen Kuß auf den halbgeöffneten Purpurmund Aurora's, die jetzt aus einem süßen Traum erwachte und sich mit ihren Rosenfingern den Schlaf aus den Wimpern rieb. Und als sie ihr Auge aufschlug, ward es Tag in der Welt und Tag — in meiner Seele.

Die Phantasie hatte Balsam in meine Seele geträufelt, mich getröstet und gelabt, mich gestärkt und erquickt und mein krankes Herz mit neuer Hoffnung erfüllt.

106.

Physiognomien der Frauen.

Musik ist (wie überhaupt jede Kunst) eine Frau, und jede Frau ist eine Musik. Man kann die Physiognomien der Frauen, wie die Musik in 12 Dur- und 12 Moll-Tonarten eintheilen. Nach diesem musikalischen System gibt es also:

1. **C-dur-**	Physiognomien = Gesichter	ohne Kreuz		offen, freundlich, harmlos.
2. **C-moll-**	=	=	mit 3 B,	schwermüthig, schmerzlich bewegt.
3. **Cis- oder Des-dur-**	=	=	= 5 B,	aufbrausend, feurig.
4. **Cis-moll-**	=	=	= 4 Kreuzen,	träumerisch, phantastisch.
5. **D-dur-**	=	=	= 2 Kreuzen,	lustig, ausgelassen, muthwillig, kokett.
6. **D-moll-**	=	=	= 1 B,	unbefriedigte Sehnsucht.
7. **Es-dur-**	=	=	= 3 B,	ernst, gravitätisch.
8. **Es-moll-**	=	=	= 6 B,	verzweifelnde Liebe.
9. **E-dur-**	=	=	= 4 Kreuzen,	imposant, gebieterisch.
10. **E-moll-**	=	=	= 1 Kreuz,	geisterhaft, schaurig.
11. **F-dur-**	=	=	= 1 B,	sanft und mild.
12. **F-moll-**	=	=	= 4 B,	traurig, düster.
13. **Fis-dur-**	=	=	= 6 Kreuzen,	schwerfällig.
14. **Fis-moll-**	=	=	= 3 Kreuzen,	klagend, melancholisch.
15. **G-dur-**	=	=	= 1 Kreuz,	naiv, schelmisch.
16. **G-moll-**	=	=	= 2 B,	unglücklich liebend.
17. **As-dur-**	=	=	= 4 B,	edel, erhaben.
18. **As- oder Gis-moll-**	=	=	= 5 Kreuzen,	tiefgefühlter Schmerz.
19. **A-dur-**	=	=	= 3 Kreuzen,	leicht, üppig.
20. **A-moll-**	=	=	ohne Kreuz,	schwärmerisch, verliebt.
21. **B-dur-**	=	=	mit 2 B,	stolz, spröde.
22. **B-moll-**	=	=	= 5 B,	fromm, heilig, andächtig.
23. **H-dur-**	=	=	= 5 Kreuzen,	stürmisch, bewegt.
24. **H-moll-**	=	=	= 2 Kreuzen,	wehklagend.

Fragt mich Jemand, wie dieſe oder jene Dame ausſieht, die er nur dem Namen nach, nicht perſönlich kennt, ſo frage ich ihn, ob er Muſik verſteht. Sagt er ja, ſo nenne ich ihm die Tonart ihrer Phyſiognomie, gebe ihm die Farbe ihres Auges, ihrer Haare an und dann kennt er ſie.

Der Begriff von Schönheit iſt ſehr verſchieden. Der Eine liebt weibliche Phyſiognomien aus A-moll, der Andere aus B-dur. De gustibus non est disputandum. Ich, für meinen Theil, ziehe die Phyſiognomien aus B-moll allen übrigen vor.

Wenn ich aber einmal heirathe, ſo wähle ich mir eine Frau, deren Phyſiognomie entweder aus C-dur oder A-moll iſt. Warum? Weil ich dann kein Kreuz mit ihr habe.

Die Damen aus Fis-dur ſind die ſchlimmſten. Wer ſich Frauen aus dieſer Tonart heirathet, der hat nicht nur eins, ſondern gar ſechs Kreuze.

Die Frauen haben aber außerdem viele Aehnlichkeit mit der Muſik. Frauen und Muſik gewähren uns Troſt und Erheiterung, Frauen und Muſik verſetzen unſere Seele in höhere Regionen, ſie erheben, begeiſtern und entzücken.

Bei Muſik und Frauen kommt viel — ja faſt Alles — auf richtigen Takt an.

In der Muſik und bei den Frauen treten oft Pauſen ein.

Jede Frau gleicht einer großen Oper. Ihr Geſicht iſt eine Ouvertüre, ihr Auge eine Introduktion, ihr Blick ein Recitativ, ihre Miene eine Arie, ihre Zunge ein Chor, ihr Kuß eine Romanze, ihr Arm ein Rondo, ihre Hand ein — Marſch!! Was das Finale von dieſer Oper iſt, brauche ich deshalb nicht zu ſagen, weil es Jeder von ſich ſelbſt weiß.

Wie die Muſik von allen Künſten die erhabenſte, ſo iſt das Weib von allen Geſchöpfen das ſchönſte.

Was wäre das Leben ohne Frauen? Eine Frau ohne Leben.

Was wäre das Leben ohne Muſik? Eine Muſik ohne Harmonie, ein Ball ohne Tanz, eine Soirée ohne Thee.

107.

Tricephalus.

Er lebt (wie man ſagt) in Jamaica. Der gute Mann hat nicht weniger als 3 Köpfe, ſage drei Köpfe.

Du ſchüttelſt den Kopf, du willſt es nicht glauben. Aber warum? Nichts iſt unmöglich in der Welt.

Ich kenne Leute, die eine Naſe, ich kenne Leute, die keine Naſe, ich kenne Leute, die viele Naſen haben. In Delphi exiſtirte ein Dreifuß, warum ſoll nicht in Jamaica ein Dreikopf exiſtiren? Alles iſt möglich.

Herr Tricephalus iſt ein Monſtrum, das aus mehr als einer Rückſicht unſere Aufmerkſamkeit verdient. Wenn Du es erlaubſt, ſo will ich ein wenig für Dich nachdenken.

Es gibt viele Menſchen in der Welt, die ohne Kopf zur Welt gekommen ſind. Wer iſt glücklicher, der Mann, der keinen Kopf hat, oder der Mann, der drei Köpfe hat?

Ich halte den Kopfloſen viel glücklicher. Als Beweis führe ich folgende Gründe an:

Einem Mann, der keinen Kopf hat, kann unmöglich etwas in den Kopf ſteigen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann auch niemals Kopfſchmerzen haben.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann ſich auch natürlich nichts in den Kopf ſetzen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann auch keinen Kopf hängen laſſen.

Einem Mann, der keinen Kopf hat, kann man auch nicht auf den Kopf kommen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann nicht mit dem Kopf an die Mauer rennen und ſich den Schädel zerſchlagen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, braucht ſich vor keinem Kopfputz in Acht zu nehmen.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, kann niemals geköpft werden.

Ein Mann, der keinen Kopf hat, braucht (was das Allerbeſte iſt) keine Kopfſteuer zu bezahlen.

Ein Mann endlich, der keinen Kopf hat, kann zu den höchſten Würden und Aemtern gelangen.

Wie unglücklich iſt dagegen der, der drei Köpfe hat???

Ein Mann, der drei Köpfe hat, kann nicht blos einmal, ſondern zwei- und dreimal geköpft werden.

Ein Mann, der drei Köpfe hat, muß eine dreifache Kopfſteuer bezahlen.

Ein Mann, der drei Köpfe hat, kann höchſtens ein Nachfolger des Höllenhundes, ein Prätendent des Cerberus, eine Schildwache der Höllenpforte werden.

Das Sprichwort ſagt: Tot capita tot sensus. Ein Menſch, der drei Köpfe hat, muß alſo auch drei verſchiedene Sinne und Meinungen haben.

Wie ſchwer iſt es aber, ſo viele Sinne unter einen Hut zu bringen?!

Tricephalus hat drei Köpfe. Der eine dieſer Köpfe, der auf der rechten Seite ſitzt, iſt ein Royaliſt, der zweite, in der rechten Mitte, iſt ein Conſtitutioneller, und der dritte, auf der linken Seite, iſt ein Republikaner.

Der rechte Kopf verlangt Dieſes, der mittelſte Jenes und der linke wieder etwas Anderes. Ein Kopf heult dem andern Kopf dergeſtalt den Kopf voll, daß zuletzt kein Kopf weiß, wo ihm der Kopf ſteht. Jeder Kopf ſetzt ſeinen Kopf auf und keiner gibt nach. Die Köpfe nehmen ſich dann bei den Köpfen und raufen ſich. O Du armer Tricephalus!

Der eine Kopf ſtudirt die Rechte, der andere die Medicin, der dritte die Philoſophie. Manchmal fahren die Gedanken des rechten Kopfes in die Gedanken des linken Kopfes. Himmel! was gibt es dann für eine Confuſion, für einen Gedanken-Wirwarr!

Tricephalus hat drei Köpfe, mithin ſechs Augen, drei Naſen, drei Mäuler, drei Zungen und ſechs Ohren. Wenn man bedenkt, daß man heut zu Tage mit zwei Augen ſchon zu viel ſieht, mit zwei Ohren ſchon zu viel hört und mit einer Zunge zu viel ſpricht, ſo wird man mir zugeſtehen, daß die vielen Augen, Naſen, Mäuler, Zungen und Ohren überflüſſige Luxusartikel ſind.

Drei Köpfe brauchen drei Hüte, drei Hüte koſten bei Fonrobert 22 Thaler 12 Groſchen.

Für 22 Thaler 12 Groſchen kann man aber 11 Flaſchen Champagner haben, und für 11 Flaſchen Champagner kann man gar Vieles in der Welt haben: Ruhm, Lob, Liebe u. ſ. w.

Faſt jeder Kopf hat anderes Haar. Tricephalus hat einen Blondkopf, einen Schwarzkopf und einen Rothkopf. Blond, ſchwarz, roth ſind drei Farben. Dieſe drei Farben können ihm in China den Kopf koſten.

Wenn dem Tricephalus vor Sorgen die Haare ausfallen, ſo braucht er drei Perrücken, drei Perrücken koſten beſtimmt 30 Thaler.

Für 30 Thaler kann man aber ein Loos in der großen Lotterie ſpielen und das Vergnügen haben, in allen fünf Claſſen . . . durchzufallen.

Für 30 Thaler kann ich 90 Parterre-Billets kaufen und einen Fiſtelſänger auspfeifen oder eine Tänzerin herausrufen laſſen.

Wenn Herr G. R. Einer ein Räthſel aufgibt, das ſo lautet: „Es iſt eine Büchſe; wenn man ſie aufmacht, fallen Federn heraus, womit man ſchreiben kann, wenn man es gelernt hat;“ ſo muß ſich Tricephalus nicht blos einen Kopf, ſondern alle drei Köpfe zerbrechen, um dieſes ſchwierige Räthſel zu errathen.

Für drei Köpfe muß man, im Fall man ins Theater gehen will, auch drei Billets haben, denn ſo viel Köpfe, ſo viel Zuſchauer.

Wenn Tricephalus eine Dame wäre, ſo brauchte er dreimal mehr Schminken, Hauben und Hüte als jede andere.

Wenn Tricephalus ein Monarch wäre, ſo brauchte er drei Kronen. Wo ſie hernehmen?

Wenn Tricephalus Student wäre, ſo brauchte er drei Doctorhüte. Wäre das nicht ſehr koſtſpielig?!

Freilich haben drei Köpfe auch ihr Gutes. Man kann, wie ein Janus, mit dem einen lachen, mit dem andern weinen, und mit dem dritten gähnen, wenn

es ihm Spaß macht. Ein Kopf kann wachen, der zweite ſchlafen, der dritte träumen.

Der eine Kopf kann an dieſen, der andere an jenen Gegenſtand denken.

Dieſes Kopfſtück ließe ſich noch weiter ausmalen. Allein genug davon! —

108.

Numero 7.

„Eine böſe Sieben.“
Herloßſohn.

Es liegt in der Rue Richelieu.

Nr. 7 iſt ein Eckhaus. Es hat 7 Stockwerke und 7 Fenſter in der Fronte. Das mittelſte dieſer Fenſter führt zum geräumigen Balcon, auf welchem (im Sommer) ein buntfarbiger Flor von Hortenſien und Levkojen und zwei ſilberne Käfige ſtehen, in welchen ein Papagei und ein Kakadu reſidiren.

Auf ebener Erde wohnt der Wirth dieſes Hauſes, ein großer Ignorant, der eine Affen-Komödie und drei Töchter hat, von denen Eine ſchöner als die Andere iſt. Dieſer Menſch (der Himmel verzeihe mir dieſen Ausdruck) hat alle Schulen des Laſters durchgemacht, war erſt Spion, dann falſcher Spieler, dann Kuppler. Jetzt iſt er Vorſteher einer Affen-Komödie, die auf dem Place de Bastille zu ſehen iſt.

In der Belle-Etage wohnt Demoiſelle Battuti, eine Tänzerin, die zwei kohlſchwarze Augen, 40,000 Francs Gage, einen reizenden Wuchs, ein Dutzend

Courmacher und zwei allerliebſte Knäblein hat. Wiewohl ſich ſchon die halbe Männerwelt um ihre Hand beworben, iſt ſie dennoch frei und ledig. Ihr Herz gleicht einer Apfelſine, die man in ſechs gleiche Theile getheilt hat. Auf je zwei ihrer Courmacher kommt $\frac{1}{6}$ Herz. Dlle. Battuti lebt auf großem Fuße. In jeder Woche gibt ſie ein Paar Soupers, die nach Mitternacht ein bacchanaliſches Colorit annehmen und zu Orgien ausarten. Der Plafond ihres Salons wird von den Korkſtöpſeln des entfeſſelten Champagners ſo genaſenſtübert, daß er ganz blau iſt; die ſeidenen Gardinen, Zeugen der Feſte, ſind roth wie die Wange einer Jungfrau, auf der die Roſen der Scham glühen. Soll ich Dir noch mehr davon erzählen? Ein ander Mal, lieber Leſer.

Die zweite Etage bewohnt Madame Allegretto, eine Sängerin zwiſchen 18 und 45 Jahren, die einen zerbröckelten Sopran hat, an den Hämorrhoiden leidet und in ſieben Tagen acht Mal heiſer wird. Ihre Gage beläuft ſich jährlich auf 25,000 Francs. Sie hat einen Mann, der ein gutes Schaf iſt und eine Tochter von 23 Jahren, die man hübſch, ja ſogar ſchön nennen könnte, wenn ſie nicht häßlich wäre. Der Mann, ein Juste milieu zwiſchen Schöps und Lamm, incommodirt ſie wenig oder gar nicht. Er ſieht den ganzen lieben Tag zum Fenſter hinaus und ſchmaucht ſein Pfeifchen. Wenn er einen Adorateur ankommen ſieht, ſo zieht er ſich mit Kopf und Pfeife zurück, meldet deſſen Ankunft ſeinem Weibchen, küßt ihr die Hand, zieht ſich den Rock an und geht ein Bischen ſpazieren. Die Zeit hat einige Hypotheken, die ſie auf Mad. Allegretto ſtehen hatte, ſchon ſeit Jahr und Tag gekündigt. Die Sängerin hat Jugend und Schönheit, zwei bedeutende Capitalien, von denen

ſie in früherer Zeit anſehnliche Intereſſen bezog, faſt gänzlich eingebüßt und ſucht nun durch Complaiſance zu erſetzen, was ihr an Reiz abgeht.

In dem dritten Stockwerk wohnt Mad. Pathos, eine tragiſche Schauſpielerin, die ſchon drei Männer auf den Kirchhof und noch drei Mal ſo viel an den Bettelſtab gebracht hat. Aus einer Chronik vom Jahre 1801 haben wir erfahren, daß ſie zu jener Zeit ſehr reizend ſoll geweſen ſein. Noch jetzt laſſen ſich Züge finden, welche die Ausſage der alten Chronik ſattſam beſtätigen. Bei Mad. Pathos dient jetzt der vierte Mann. Er liebt ſie, ſagt man, wegen ihrer 15,000 Francs, bis zum Raſendwerden. Ich gönne ihm ein Glück, um das ihn ein Mann mit completten Sinnen ſchwerlich beneiden wird.

Die vierte Etage wird von einem ziemlich obſcuren Compoſiteur bewohnt, der ſich Trommelfreund nennt und die Eigenſchaft beſitzt, die Werke großer Tondichter auszubeſſern, oder richtiger geſagt, zu verhunzen. In ſeinen Opern pflegt weiter nichts als der Titel originell zu ſein, das Uebrige ſchreibt er von dieſem oder jenem Meiſter ab. Er hat 5000 Francs Gehalt und eine Arroganz, die unter Brüdern 10,000 . . . Raſenſtüber verdient.

In dem fünften Stockwerk hauſ't ein unglücklicher Menſch, der ſich die fixe Idee in den Kopf geſetzt hat: er habe Witz. Er ſchreibt Stücke für das Theater. Die meiſten dieſer Producte waten in dem Schlamm der Laſcivität herum und ſtrotzen von moraliſchem Schmutz. Von neun ſeiner Piecen pflegen 8½ in der Regel total ausgepocht zu werden.

In der ſechsten Etage wohnt ein Maler, der einen großen Buckel, aber nur ein kleines Talent hat. Er gefällt ſich in Carricaturen, die ich ſehr geiſtreich

nennen würde, wenn sie nicht so erschrecklich dumm wären. Eine Carricatur ohne Witz ist ein Donner ohne Blitz. Ich mache Herrn Ochergelb ein großes Compliment, wenn ich ihn ein Kamcel nenne, das eben so wenig Beruf zur Malerei, als ein Dromedar zur Tanzkunst hat.

In dem siebenten Stockwerk — ganz oben — wohnt ein pausbackiger Recensent, der (wenn ich nicht irre) Fuchsschwanz heißt und wie ein verwunschener Mops aussieht, welcher sich und Andere ennuyirt. Er trägt eine kupferne Brille und ist das Fac simile der Stüpidität. Die dümmste Auster ist gegen diesen Grützkopf ein Universalgenie. Trotzdem spielt er die Rolle eines Kritikers. Er schnaubt, poltert, rumort, wirft mit Kunstbrocken herum, hält sich für das tonangebende Organ und für den gefürchtetsten aller Recensenten. Und doch ist er, wie Jedermann weiß, eine werthlose Null, von der Niemand Notiz nimmt, ein ganz unschädliches Insect, das stechen will, dem aber der Stachel fehlt, ein armer Teufel, von dem jeder Zoll ein kolossaler Lump, ein bejammernswerther Hungerleider ist, in dem die Pauvreté ihren beständigen Wohnsitz aufgeschlagen hat.

Gehen wir noch einmal alle Wohnungen dieses Hauses durch, so finden wir, daß auf ebener Erde der Vorsteher einer Affenkomödie, in der ersten Etage eine liederliche Tänzerin, in der zweiten eine kokette Sängerin, in der dritten eine veraltete Schauspielerin, in der vierten ein musikstehlender Componist, in der fünften ein talentloser Bühnendichter, in der sechsten ein abgeschmackter Maler und in der siebenten Etage der aufgeblasene, eigendünkelige, mopsähnliche Recensent wohnt. Schon daraus sieht man, daß die Bewohner der sechs Stockwerke unter der Kritik sind.

In früherer Zeit hatte Fuchsschwanz all' diese Leute mit Füßen getreten, und dem Vorsteher der Affenkomödie sogar mehrere Male auf die Perrücke gespieen. Allein die Hausbewohner wußten den armen Teufel gar bald zu ködern. Sie luden ihn zu sich, schenkten ihm ein Bischen Essen und dann und wann auch ein Paar Thaler, damit er die nöthigen Bedürfnisse befriedigen könne. Der arme Teufel fing sie nun zu lobhudeln an, und schrieb in die Zeitung, was sie ihm Tags zuvor dictirt hatten.

So macht er es noch jetzt. Er schmarotzt bald bei Dem, bald bei Jenem, und frißt sich von ebener Erde bis zur sechsten Etage hinauf. Sonntags ißt er Parterre, Montag bei der Tänzerin, Dienstag bei der Sängerin, Mittwoch bei der Schauspielerin, Donnerstag bei dem Componisten, Freitag bei dem Bühnendichter, Sonnabend bei dem Maler und Sonntag steigt er wieder hinunter zum Vorsteher der Affenkomödie. So schmarotzt er sich durch das Leben durch, zahlt sein Mittagsbrod durch lobhudelnde Recensionen ab und reißt nur jene Künstler herunter, die ihn nicht zur Tafel laden und seinen ewig leeren Magensack mit Speisen füllen wollen.

Nr. 7 ist ein Haus, in dem die ärmsten Sünder domiciliren. Man würde gar Manches erfahren, könnten die Wände dieses Hauses, das eine Scala der Lumpen ist, Memoiren schreiben.

109.

Das Grab der Königin.

Fast täglich fahre ich nach Charlottenburg. Dieser Ort, der mir wie eine Antichambre der preußischen Residenzstadt vorkommt, hat, wie Frankreichs Malmaison, einen ganz eigenthümlichen Reiz für mich.

Mich zieht nicht das türkische Zelt, mich zieht nicht Berlins schöne Welt, sondern ein stilles Grab hin.

Man kann meiner Feder mit vollem Rechte manchen Vorwurf machen. Doch selbst mein erbittertster Feind wird das Verdienst ihr lassen, daß Scheinheiligkeit und Heuchelei ihr fremd sind, daß sie keiner Krone, keiner Macht schmeichelt, und nur dem wahrhaft Großen und Schönen huldigt. Noch niemals hat sie einen lebenden Herrscher angesungen, doch schon manchen Todten beweint, seinem Namen einen Kranz geflochten, seinem Andenken eine Thräne geweiht (obgleich der Todte keinen Orden, keine Tabatière zu verschenken hat).

Zu diesen theuern Todten, denen ich eine unauslöschliche Verehrung zolle, gehört Louise, die fromme Preußen-Königin.

Ich habe sie niemals gesehen — als sie starb, war ich ein Knabe von zwei Jahren. Ich kenne sie nur aus der Beschreibung jener Zeitgenossen, die sie persönlich gekannt haben, welche Zeugen ihres edlen Wirkens gewesen sind und die in ihr eine milde Gottheit, einen segenspendenden Schutzengel verehren.

Vor drei Jahren besuchte ich das Atelier eines unserer berühmten Maler. Dort sah ich ein Bild, das sich tief in meine Seele eingeprägt hat und dessen

engelgleiche Züge erſt dann verlöſchen werden, wenn dieſe Seele von dem Körper Abſchied nimmt.

Ich ſtand vor dem Bilde, betrachtete es lange Zeit, ohne zu wiſſen, wer es ſein ſollte.

Bei ſeinem Anblick bemeiſterte ſich meiner Seele ein Gefühl, das ich früher nie empfunden hatte, ein Gemiſch von Sehnſucht, Ahnung, Ehrfurcht und Andacht, das mich feſt an die Staffelei bannte, worauf dieſes Bild ſtand. Nachdem ich mich lange an dem Nimbus ſeiner Schönheit, an dem Diadem ſeiner Reize gelabt hatte, fragte ich den an einer Madonna emſig arbeitenden Maler, ob jenes Bild ein Ideal ſeiner Phantaſie oder der Abglanz eines Originals ſei, das wirklich gelebt, hier auf Erden gelebt.

— Es iſt das Portrait der Königin.

— Welcher Königin?

— Der Königin von Preußen.

— Louiſens Bild?

— Ja, mein Herr.

Da fiel mir plötzlich das Bild ein, das mir einſt meine ſchöne Mutter entworfen hatte, als ich, ein Knabe von fünf Jahren, ſie gefragt, wie die Engel im Himmel ausſähen. Meine Mutter war glücklicher als ich, ſie hatte zwei Mal die Königin geſehen, ihre Züge eingeſogen und ſie gut, ſehr gut mir beſchrieben.

— Was koſtet dieſes Bild, fragte ich den Künſtler, dem mein Enthuſiasmus nicht verborgen blieb.

— Zwanzig Friedrichsd'or, gab er mir zur Antwort, und tauchte ſeinen Meiſterpinſel in die Palette, um die Thräne auszumalen, die in dem Auge ſeiner Madonna, wie eine Thauperle auf der Blüthenwange einer Roſe glänzte.

Dem lauten Seufzer, der ſich jetzt meiner ſehnſuchtsvollen Bruſt entriß, folgte eine heiße Thräne.

Noch immer ſtand ich vor dem Bilde der ſchönen Königin, in dem ſich reizende Unſchuld und unſchuldvoller Reiz gegattet hatten.

Hier war es das erſte Mal, wo ich mir Reichthümer wünſchte, den Reichen um ſeinen Mammon und den Künſtler um ſein Gemälde beneidete.

Wäre ich damals vermögend geweſen, ich hätte dem Maler das Portrait abgekauft und es als Madonnenbild in mein Zimmer aufgehängt. Ich war aber arm.

Schwermüthig verließ ich des Malers Atelier, nachdem ich mir die Erlaubniß erbeten hatte, ihn wieder einmal beſuchen zu dürfen. Der gefällige Künſtler gewährte mir dieſe Bitte; und ſo genoß ich noch öfters des Vergnügens, Louiſens Bild bewundern zu dürfen.

Ich entdeckte ſtets neue Schönheiten, meine wache Phantaſie lieh ihrem Bilde friſches Leben, ihrem Auge Feuer und ihrem Munde Worte, die in meinem Ohre wie Accorde klangen, die einer aus himmliſchen Höhen herabquellenden Sphärenmuſik glichen.

Als ich eines Tages den Maler wieder beſuchte, um von Neuem dieſes Bild zu betrachten, da fand ich es nicht mehr. Der Maler hatte es an eine polniſche Gräfin verkauft, die es mit ſich nach Warſchau nahm. Und ſeit jenem Tag hab' ich dieſes Bild nicht wieder geſehen.

Was des Malers Phantaſie auf die Leinwand hingehaucht, war ein Meiſterſtück, es war ein himmliſches Bild, ein bildlicher Himmel. So und nicht anders muß Boruſſia's Königin, die liebevolle Gattin ihres königlichen Herrn, die ſegensreiche Mutter ihrer Unterthanen ausgeſehen haben.

Seit jener Zeit habe ich zwar ſchon manches Portrait der Königin geſehen, aber keines glich jenem Meiſterſtück.

Der erſte Eindruck, den jenes Bild auf mich gemacht, iſt unauslöſchlich. Seitdem ich es geſehen, will mir kein anderes mehr gefallen.

Die irdiſchen Ueberreſte dieſer ſchönſten aller Königinnen ruhen in Charlottenburg.

So oft ich nun hinausfahre, möchte ich das Grab der Königin beſuchen, vor ihrer Gruft hinſinken, und den Marmor küſſen, der ihre Aſche, Preußens ſchönſte und heiligſte Reliquie, bewahrt.

Wie der gläubige Türke nach dem Grabe des Propheten pilgert, ſollten Preußens Unterthanen nach dem Grabe der Königin wandern, um von ihren Manen Schutz und Heil für das geliebte Vaterland zu erflehen.

Warum ſetzt der Preuße dieſer Königin kein Monument? — ſo fragt das Ausland. Louiſe bedarf keines Monumentes. Sie hat ſich ein Denkmal in den Herzen ihrer Unterthanen geſetzt, das den Marmor und das Erz aller Statüen überleben und noch in den ſpäteſten Jahrhunderten den Völkern die Kunde geben wird, daß einſt ein Engel vom Himmel zur Erde herniedergeſtiegen, um mit Friedrich Wilhelm die Liebe ſeines Volkes zu theilen.

110.

Etwas über Träume.

Ich ſchlief und träumte von Babetten. Der Traum war ſo ſchön, ſo reizend ſchön, daß ich ihn nie

vergeſſen werde. Morpheus war bei guter Laune und tractirte mich in dieſer Nacht mit meinen Lieblingsgerichten. Er trug mir blaue Augen und marinirten Lachs, weißen Teint und braune Karpfen, grünen Käſe und rothe Lippen, Liebe und Coquille, Caviar und Erhörung auf. Ich badete mich in einem Meer von tauſend Wonnen, die gleich luſtigen Wellen mich umhüpften. Es war ein Traum, einem Kaleidoſkop gleichend, deſſen Bilder mit jeder Minute ihre Geſtalten, ihre Farben ändern. Babette erſchien mir, wie ein Proteus, in tauſend lieblichen Formen, bald als ſchillernder Schmetterling, der ſich auf meine Hand ſetzte und ſich von mir fangen ließ, bald als ſingendes Canarienvöglein, das auf meine Schulter flog und deſſen Schnäbelchen in meine Lippen pickte, bald als ſchneeweißer Schwan, der durch roſenfarbene Wogen ſchiffte, bald als Paradiesvogel, der durch azurne Lüfte ſegelte, bald als Veilchen, das mir ſeinen duftenden Odem ſpendete, bald als geputztes Röslein, das ſich von mir pflücken ließ, ohne mich mit ſeinen Krällchen zu verletzen. Der Traum war ein Panorama, das die ſchönſten Himmelsbilder vor mir aufrollte, eine Moſaik bunter Erſcheinungen, von denen eine jede für mich hinreißend-intereſſant war. Mit einem Wort — der Traum war pompös, und käme es auf mich an, ich träumte jede Nacht, zehn Jahre hindurch, dieſen einen ſchönen, göttlichen Traum.

Der Mann, der das Träumen erfunden hat, war kein Schaf. Die Träume gehören zu jenen Erfindungen, für die der Menſch ſeinem Schöpfer nicht genug danken kann. Der Schlaf ohne Traum iſt ein Journal ohne Witz, ein Buch ohne Geiſt, ein Nachdruck des Geſellſchafters.

Süße Träume ſind Biergelder, die der Himmel

ſeinen Kindern deshalb ſchenkt, damit ſie die Wirklichkeit vergeſſen, Viſitenkarten, die höfliche Genien bei uns abgeben, Briefe, die uns Morpheus ſo undeutlich ſchreibt, daß wir ſie nur halb und halb dechiffriren können.

Wohl dem Manne, der nacht-nächtlich von einem ſchönen Traume beſucht wird. Träume ſind ſteuerfrei. Ein Menſch darf Träume haben, ſo viel er will, er braucht dafür keine Abgaben zu entrichten. Träume können auch nicht von der Cenſur geſtrichen werden. Der Menſch darf träumen, was er will. Was kann einem Tyrannen geſchehen, wenn er ein guter Monarch zu ſein träumt? Wer kann einem talentloſen Miniſter verwehren, zu träumen, daß er ein großer Mann ſei? Wer kann etwas dawider haben, wenn ein Ignorant ein Gelehrter, ein Pfuſcher ein Künſtler, ein Dummkopf ein Genie zu ſein träumt. Träume ſind brochirte Gedanken, Gedanken aber ſind (wenigſtens bis jetzt noch) zollfrei.

Es iſt jammerſchade, daß man auf die Gaben des Morpheus nicht pränumeriren kann. Könnte man auf Träume, wie auf Journale oder Speiſemarken, wie auf Bälle oder Logenplätze, abonniren, ich thäte es auf der Stelle. Gäbe es irgendwo ein Büreau, in dem man Pränumeration auf ſchöne Träume annähme, ſo würde ich gleich auf einen ganzen Jahrgang pränumeriren und mir Nacht für Nacht einen ſchönen Traum in meine Wohnung ſchicken laſſen.

Wenn ich Morpheus oder Phantaſus wäre, ſo würde ich eine Zeitſchrift herausgeben, die die Leſer in den Schlaf lullen müßte. Es gibt zwar ſchon mehr als ein Journal, das ſeinen Leſern Opium einſpritzt, es gibt aber noch keins, das ſchöne Träume inhaucht. Es exiſtiren gar viele Blätter, die uns Schlafkränkchen

einlöffeln, aber noch keine, die unserer Seele Traumstoff einimpfen.

Wenn Morpheus ein unternehmender Mann wäre, so würde ich ihm rathen, ein Nachtblatt, einen Träumer, einen Nachtwächter oder sonst ein andernamiges Journal zu begründen. Ich, in seiner Stelle, würde mehrere Berliner und Leipziger Schriftsteller zum Mitarbeiten einladen, mir vom Herrn Gubitz eine gute Feder leihen und meine Aufsätze auf Mohnblätter schreiben, um desto eher meinen Zweck zu erreichen.

Könnte man sich bei Morpheus Träume, wie bei dem Schneider Beinkleider oder bei dem Conditor Baumtorten bestellen, so würde ich sein bester Kunde sein. Ich würde mir dann ganz curiose Träume bestellen und mehr schlafen als wachen. Sonntag würde ich von Adelen, Montag von Ulriken, Dienstag von Babetten, Mittwoch von Lisetten, Donnerstag von Zerlinen, Freitag von Florinen und Sonnabend von allen Sechs zugleich träumen.

Sonnabend würde ich mich schon um 6 Uhr Abends niederlegen und erst Sonntag Abend um 10 Uhr wieder aufstehen, damit mein Traum recht lange währe.

Meinem Erachten nach gibt es nichts Fataleres, als .... aus einem schönen Traum geweckt zu werden. Ich bin den ganzen Tag über mürrisch und verdrießlich, wenn Jemand meinen Traum stört.

Neulich träumte ich von Preßfreiheit. Mitten im Traume weckt mich Jemand. Wer war es? — Der Druckerbursche. Was wollte er? Er zeigte mir das Censurblatt. Der sonst so gnädige Censor hatte mir damals zwei Spalten gestrichen.

Mein schöner Traum war verflogen wie ein leichter Champagnerrausch. Ich klingelte, man brachte mir das

Frühstück und die Staatszeitung. Ich trank und las und schlief wieder ein.

111.

Herr und Madame Gix.

Sie ist männlich, er ist weibisch. Von diesen Eheleuten darf man sagen: Les extrêmes se touchent.

Madame beschäftigt sich den ganzen lieben Tag mit männlichen, Monsieur mit weiblichen Arbeiten.

Während er auf den Markt geht, um Fische, Grünzeug, Gemüse einzukaufen, nimmt sie in der Manège Lectionen im Reiten.

Er strickt Strümpfe, sie schreibt Bücher.

Damen, welche schriftstellern, sind mir in der Regel etwas unangenehm. Madame Gix rechne ich zu den Ausnahmen. Ich will es gestehen, daß es mir vielen Spaß macht, wenn ich in ihr Boudoir trete und sie in einem phantastischen Negligé vor dem Pulte und an einer Novelle arbeiten sehe.

Um ihre weiße Hand nicht zu beflecken, hält sie sie während des Schreibens in einem ausgegangenen Glacéhandschuh versteckt. Wenn ich sehe, wie ihre Purpurlippen die Fahne der Feder küssen, um ihr ein schönes Bild, eine zarte Allegorie, eine gracieuse Phrase zu entlocken, so bin ich (weshalb sollte ich's verhehlen) ganz entzückt. Gibt es wohl ein schöneres Loos in der Welt, als in der Hand einer reizenden Frau eine Feder zu sein?! Die Feder ist es, in die sie die Gefühle ihres Herzens fließen läßt, die Feder ist es,

der ſie ihre geheimſten Gedanken offenbart, die Feder iſt es, mit der ſie ihr Tagebuch aufzeichnet.

Er biegelt, ſie malt.

Als ich einmal unangemeldet ins Studirzimmer des Herrn Gir eintrat, fand ich ihn mit Wäſchebiegeln beſchäftigt. Als er mich ſah, fuhr er zuſammen und ließ das Biegeleiſen auf die Erde fallen. Der heiße Bolzen flog auf ſeinen Fuß, er ſchrie Au! und ich — ich lachte, daß ich mir die Seiten halten mußte.

Herr Gir muß den Mops und die Fenſter waſchen, die Spiegel und die Meſſer putzen, die Federn und die Kinderhauben zurechtſchneiden, den Fußboden bohnen, die Spinngewebe an den Wänden und den Staub der Meubles abkehren, die Nachtigallen füttern und die Gänſe ſtopfen, die Gardinen aufhängen, die Speiſen auf- und die Schulden ſeiner Frau abtragen, die Argandiſche Lampe reinigen, die Garderobe und die Bibliothek ordnen.

Apropos, Bibliothek! Madame Gir hat eine Bücherſammlung, die mehr als 5000 Bände zählt und unter denen ſich folgende merkwürdige Werke befinden:

Homers Odyſſée.

Cravatiana.

Tragödien von Sophokles.

Memoiren des Caſanova.

Abhandlung über Brückenbaukunſt von J. F. Borrow.

Youngs Nachtgedanken.

Traumbüchlein.

Miltons verlorenes Paradies.

Ueber die Krankheiten der Pferde.

Arioſts raſender Roland.

Die Kunſt, ſich zu ſchminken, von Louis Schneider.

Die Werke der Frau v. Genlis.

Der vollkommene Whistspieler.
Kants Metaphysik.
Mac-Adams System, die Straßen zu pflastern.
Claurens Vergißmeinnicht vom Jahre 1823.
Toilettenspiegel, oder die Kunst: allerhand Schönheitswasser, wohlriechende Seifen, Pomaden, Zahnpulver ꝛc. anzufertigen.
Calderons Schauspiele.
Alberti's Complimentirbuch.
Tromlitzens Vielliebchen, vier Jahrgänge.
Langbeins Talisman gegen die Langeweile.
Shakespeare's Schauspiele.
Anweisung: Brunnenröhren anzulegen, von Schmidt.
Albrechtsbergers Fugenlehre.
Kunst, in zwei Stunden Hunde zu dressiren.
Elise, oder das Weib, wie es sein sollte.
Anweisung, Fischnetze zu stricken.
Mémoires de Faublas.
Stunden der Andacht.
Voltaire's Zaïre.
Der Wiener Secretär, nebst einer Anweisung, jedes Wort richtig zu schreiben. (Dieses Buch hat ihr Einer geborgt.)

Von ihrem eigenen Werk hat sie, um es ihren Freunden und Freundinnen leihen zu können, 600 Pracht-Exemplare in grünem Maroquin mit Goldschnitt.

Eines Morgens besuchte ich Madame Gix, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ich fand die reizende Frau noch im Bette. Sie hieß mich Platz nehmen, klingelte und befahl dem Bedienten, mir ein Déjeûner à la fourchette aufzutragen und ihr das Manuscript zu bringen, das in ihrem Garderobezimmer lag. Jacob brachte eine Papierrolle; die schöne Frau

erhob ſich in ihrem Bette, ſchob das Kopfkiſſen etwas höher und las mir nun ein Gedicht vor, das ſie (wie ſie ſagte) geſtern Abend vor dem Schlafengehen verfertigt hatte.

Sie las und las — ich hatte aber nur Augen für ihre Reize, nicht Ohren für ihre Verſe.

Als ſie es ausgeleſen hatte, fragte ſie mich, wie es mir gefallen habe. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich es außerordentlich, vortrefflich, einzig in ſeiner Art fand.

Wenn es Ihnen wirklich gefällt, ſagte ſie, ſo erlaube ich mir, Ihnen damit ein Geſchenk zu machen.

Das hieß mit andern Worten: Laß es abdrucken. Die Höflichkeit gebot mir, in den ſauern Apfel zu beißen — ich ſetzte unter das Gedicht eine Anmerkung, von der ich wußte, daß ſie ihrer Eitelkeit ſchmeicheln würde, ſchickte es in die Druckerei und am andern Morgen war es in meinem Blatte abgedruckt.

Madame Gir war außer ſich vor Freude, als ſie dieſe Anmerkung las. Ihr Gemahl mußte mir für dieſe zarte Aufmerkſamkeit (wie ſie es nannte) einen Haarring zuſtellen und mich zu einer Landpartie einladen, die ich ſchon deshalb nicht ausſchlagen konnte, weil der Herr Gemahl abgehalten war, dieſe Partie mitzumachen und ſie doch unmöglich allein aufs Land fahren konnte.

112.

Maria Stuart.

(Factisch.)

„Das ist fatal!"
Fr. Förster.

Denn er ist einer ihrer Adorateurs. Madame Donner versteht es, Herrn Blitz zu fesseln. Der Kranz ihrer Reize, das Bouquet ihrer Anmuth und die zarten Guirlanden, die ihre Koketterie flicht, halten Herrn Blitz dergestalt gefangen, daß er ein Götzendiener ihrer Schönheit, ein Sclave ihres Willens ist. Schauspielerinnen haben für Herrn Blitz einen ganz eigenthümlichen Reiz, schon aus diesem Grunde ist er in Madame Donner, die zu den Zierden des *** er Theaters gehört, ganz vernarrt. Darf er ihr die Hand küssen, so ist er glücklich, darf er ihr bei der Toilette behülflich sein, so tauscht er selbst mit unserm Herrgott nicht.

Herr Blitz hat eine junge, schöne Frau, eine reizende Brünette, die zwar zehn Mal interessanter und liebenswürdiger als Madame Donner ist, die er aber trotzdem vernachlässigt und bei jeder Gelegenheit recht unzart zurücksetzt. Herr Blitz ist dumm, blitzdumm — doch was geht das mich an; meinetwegen mag er noch dreimal dümmer sein, mich genirt das nicht.

Herr Blitz sitzt, wie jeder Dümmling, in Abrahams Schooß. Er hat ein halbes Dutzend Hypotheken und nebenbei eines der schönsten Häuser in der Stadt. Er hält sich Equipagen, Lakaien, Reitpferde, Hausärzte, Windhunde, Journale, Papageien und ein allerliebstes Stubenmädchen, das, bei Licht betrachtet, gar nicht zu verachten ist — doch was geht das mich

an, meinetwegen mag es noch zehn Mal ſchöner ſein, mich genirt — genug davon.

Herr Blitz iſt ein Galant-homme und gehört zu jener Race von Courſchneidern, die unmenſchlich generös ſind und ſich einzig und allein durch ihr Geld beliebt machen.

Wäre Herr Blitz ein armer Teufel, ſo würde Madame Donner für ihn weder Augen noch Ohren haben. Sie würde ihn über die Achſel anſehen, das Stumpfnäschen rümpfen, ihm den Rücken zukehren und höchſtens „Gott, wie langweilig," ſagen.

Herr Blitz iſt aber reich und hat, ich bitte das ja nicht zu vergeſſen, brillante Equipagen. Und welche Schauſpielerin könnte ſolcher Macht widerſtehen?! Gibt es Etwas in der Welt, das verführeriſcher wäre, als Shawl und Equipage. Sonden ſind es, die das weibliche Herz ergründen, Gluthen, die das Eis des ſpröden Stolzes ſchmelzen, Eimer, welche die Gluth der Liebe löſchen, Talismane, die jede Bitte mit Erfüllung krönen.

Herr Blitz ſchickt der Madame Donner täglich eine ſeiner Equipagen. Sie fährt darin zu den Putzmacherinnen, in den Prater, in die Probe und alle Monat einmal nach dem Hospital, in welchem ſeit Jahr und Tag ihr Herr Gemahl liegt, der den grauen Staar hat.

Wenn Herr Blitz Zeit hat, ſo holt er ſeine Donna ab und begleitet ſie; halten ihn aber Börſengeſchäfte zurück, ſo braucht er ſeinem Kutſcher nur einen Wink zu geben, um ihm zu ſagen, wo er hinfahren und wen er abholen ſoll.

Eines Morgens fuhr Madame Blitz in dieſem Wagen ins Theater, weil auf 11 Uhr eine Probe von der neu einſtudirten „Maria Stuart" angeſagt

war, worin ihr die Titelrolle zugetheilt wurde. Beim Theater angekommen, stieg sie aus und befahl dem Kutscher, so lange auf sie zu warten, bis die Probe beendigt sei.

Sie währte fast zwei volle Stunden. Dem Kutscher wurde auf dem Bock die Zeit lang — er zog aus seiner Manteltasche einen alten Roman von L. Storch heraus (Franz hat in der F*schen Leihbibliothek abonnirt), las ein Paar Seiten und schlief natürlich ein.

Ein Theaterdiener mußte ihn wecken, als die Probe beendigt war und Madame Blitz wieder einsteigen wollte.

Die Schimmel jagten durch die Straßen, als hätte ihnen Freund Pegasus seine Flügel geliehen. Madame fuhr zuerst zu ihrer Marchande des Modes, um ein neues Barett zu bestellen, von dort zu einem Parfümier, um für Schminke und Odeurs eine kleine Nota von 21 Thaler 13 Silbergroschen zu bezahlen und dann zu sich nach Hause.

Der Kutscher sprang vom Bock, riß den Wagenschlag auf und erleichterte ihr das Aussteigen. Sie gab ihm dafür, wie gewöhnlich, ein anständiges Biergeld und einen Gruß für seinen Herrn.

Der Kutscher, der dieses silberne Vergißmeinnicht wohl zu würdigen verstand, war, aus Dankbarkeit, verschwiegen wie . . . eine Coulisse. Auch wußte er nur zu genau, daß er augenblicklich fortgejagt würde, wenn er so dumm oder frech sein könnte, seinen Herrn oder Madame Donner zu verrathen.

Gar häufig geschah es, daß Madame Blitz, ein wenig eifersüchtig, den Kutscher examinirte, wo der Herr hingefahren sei. Der Mosje stak aber mit dem

gnädigen Herrn unter einer Decke und ſtattete immer nur falſchen Bericht ab.

Die ſchöne Frau argwöhnte ſchon ſeit langer Zeit, daß ihr Gemahl einen Gegenſtand gefunden, dem er ſeine Neigung zuwandte. Wenn ſie allein war, weinte ſie manche Thräne und fluchte der Unbekannten, die ihr die Liebe ihres Gatten und den Frieden ihrer Ehe geraubt hatte.

Den kleinen Finger (ſagte ſie mehr als ein Mal) würde ſie darum geben, wenn ſie erfahren könnte, wer die Unverſchämte ſei, die ihr den Gatten abſpenſtig gemacht.

Herr Blitz hatte Urſache vorſichtig zu ſein, drum erfuhr ſie es nicht. Zu ſanft und zu klug, um ihm über ſein froſtiges Betragen Vorwürfe zu machen, ertrug ſie mit Geduld ſeine Verirrung und — ſchwieg.

An demſelben Tage, an welchem die Equipage des Herrn Blitz die Madame Donner ins Theater zur Probe der Maria Stuart fuhr, an demſelben Tage gegen vier Uhr Nachmittags fuhr Madame Blitz in derſelben Equipage, ganz allein, nach dem Stephansplatz, um einige neue Stickmuſter zu kaufen, denn das Sticken machte ihr in den einſamen Stunden das meiſte Vergnügen. Gar oft fiel, während ſie am Tambourin ſaß, aus der ſchwarzen Nacht ihrer Augen eine Thräne auf die bunten Blumen, die ihre Roſenfinger ſchufen, eine Thräne, welche den Blumen den Schmuck der Perlen lieh. Oft weinte ſie ſtundenlang — doch was geht das ihn an, mag ſie immerhin Thränen vergießen, ihn genirt das nicht.

Die gekauften Stickmuſter hatte ſie in die Seitentaſche des Wagens geſteckt und fuhr dann in den Prater, um ſich ein wenig aufzuheitern.

Bald aber gab sie dem Kutscher den Befehl, umzukehren und wieder nach Hause zu fahren.

Sie stieg aus und war schon im Hausthor, als ihr einfiel, daß sie ihre Stickmuster habe liegen lassen. Sie rief ihren Kutscher.

— Franz!

— Gnädige Frau?

— Gib mir einmal die Papiere heraus, die in der Seitentasche des Wagens stecken.

— Sogleich.

Und der Kutscher that, was ihm befohlen ward. Er griff in die Seitentasche und übergab das, was er dort gefunden hatte, der gnädigen Frau.

Aber wie erschrak die Arme, als sie in ihrer Stube das, was ihr der Kutscher eingehändigt, näher betrachtete.

Rathe, lieber Leser, was das war. Eine geheime Correspondenz? Nein. Was denn? Eine Rolle. Eine Geldrolle? Nein, eine Theaterrolle. Was für eine? Maria Stuart! Wie kam die Rolle in diesen Wagen? Madame Donner hatte sie, aus Vergessenheit, heute Morgen in der Seitentasche stecken lassen.

Der tückische Zufall! Der arge Verräther! Nun ging der Madame Blitz ein Licht auf. Maria Stuart, Madame Donner, auf einmal wußte sie Alles — an die Stelle des Zweifels trat jetzt Gewißheit, herzbrechende Gewißheit.

Die arme, reizende Frau warf sich aufs Sopha und benetzte ihr Tuch mit Thränen, die Unwille und Eifersucht ihr erpreßten.

Nachdem sie etwas ruhiger geworden war, verschloß sie sich in ihr Boudoir und schrieb folgendes Billet an ihre Nebenbuhlerin:

Madame.

Sie haben in dem Wagen meines Mannes eine Rolle, die Maria Stuart, liegen laſſen, ich ſende ſie Ihnen zurück, da ich nicht weiß, ob mein Gemahl Sie heute noch beſuchen wird.

Der Schleier des Geheimniſſes iſt gelüftet, ich weiß nun leider Alles.

Ehren Sie das Unglück

Ihrer

Louiſe Blitz.

Sie verſiegelte den Brief. Marie, ihr Stubenmädchen, mußte ihn ſogleich mit der Rolle zu Madame Donner tragen.

Herr Blitz kam erſt ſpät nach Hauſe. Er fand ſeine Frau in Thränen und fragte ſie nach der Urſache ihres Grams.

— Kennſt Du die Madame Donner?

— Ja, warum?

— Sie hat in Deinem Wagen eine Rolle ſtecken laſſen.

— Das iſt nicht wahr.

— Frag' den Kutſcher, wenn Du mir's nicht glauben willſt.

— Wo iſt die Rolle?

— Marie hat ſie ihr hingetragen.

— Warum?

— Ich glaubte, Madame Donner werde ſie brauchen.

— Ausreden! Haſt Du an ſie geſchrieben?

— Ja.

— Ihr Vorwürfe gemacht?

— Nein.

— Du lügſt!

— Wenn Du Madame Donner beſuchſt, kannſt Du den Brief Dir zeigen laſſen.

Die ſanfte Frau brach in einen Strom von Thränen aus. Blitz ſtand wie vom Blitz getroffen da, beſchämt und reuevoll.

Die Kataſtrophe war eine Scheidung.

113.

Der Schlüſſel.

„Merkſt Du was?"
Homer.

Antony kam ſo eben vom Ball. Ein gähnender Lakai kam ihm auf der Treppe mit einem Licht entgegen. Während er langſam die ſteinernen Stufen ſeines Hotels erſtieg, richtete er an den leuchtenden Bedienten einige Fragen, die ihn zu intereſſiren ſchienen.

— Iſt meine Gemahlin ſchon zu Bett gegangen?
— Schon vor zwei Stunden, gnädiger Herr.
— Wer hat ihr heut Abend Geſellſchaft geleiſtet?
— Der Herr Doctor.
— Sonſt Niemand?
— Und der Herr Legationsrath.
— Was macht ihr Zahngeſchwür?
— Der Schmerz hat etwas nachgelaſſen.
— Blieb er lang' bei ihr?
— Wen meinen Sie?
— Tölpel, den Legationsrath.
— Bis gegen Zwölf.

— Sie ſpielten?

— Ecarté, gnädiger Herr.

Herr von Goldflimmer war jetzt in die Antichambre eingetreten. Der Bediente nahm dem Herrn Claque und Mantel ab.

— Du kannſt jetzt zu Bett gehen.

— Sehr wohl, gnädiger Herr. Um welche Zeit wollen Sie morgen geweckt ſein?

— Erſt um 11 Uhr, denn ich bin ſehr fatiguirt.

— Wünſche wohl zu ſchlafen, gnädiger Herr.

— Gute Nacht, Laps.

Nachdem er durch ſechs finſtere Zimmer getappt hatte und im fünften beinahe über einen Stuhl gefallen wäre, der nicht an Ort und Stelle ſtand, erreichte er endlich das Schlafgemach. Leiſe öffnete er die Glasthür und auf den Zehen ſchlich er ſich zu dem Bett ſeiner Gemahlin, um zu ſehen, ob ſie ſchlafe. Die Lampe, die auf dem Nachttiſchchen ſtand, warf nur ein ſchwaches Licht auf ſeine Amelie. Er neigte ſein Ohr über das Bett und horchte. Sie ſchlief, und zwar recht feſt, denn ſie ſchnarchte, als ob ſie im Saale des engliſchen Hauſes wäre und einer Vorleſung des Herrn v. H. zugehört hätte. Er ſtreifte ſeinen Frack und ſeine Weſte ab, entkleidete ſich und begab ſich in ſein Bett, das, nach alter herkömmlicher Sitte, neben dem ſeiner Gattin ſtand.

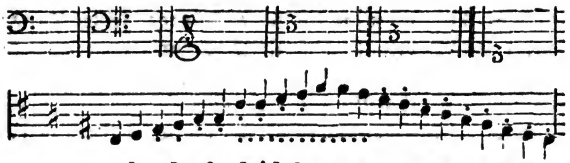
Antony konnte aber nicht einſchlafen. Sein Gehirn, touchirt von dem Kohlſtoffgas des Champagners, den er in großer Quantität getrunken, ſein Auge geblendet von der Schönheit und Grazie der Frauen und von dem Glanz ihrer Perlen und Juwelen; ſeine Naſe, gekitzelt von den Parfüms und Odeurs, womit ſie Haare und Kleid benetzt hatten; ſein Ohr, cajolirt

von den Rhythmen melodischer Tänze; seine Zunge, ermüdet durch die Unzahl süßer Schmeichelworte, die er den Schönen des Festes geopfert, war jeder seiner fünf Sinne so abgestumpft und doch so aufgeregt, daß er nicht ruhen konnte. Noch immer hörte er das Rauschen der seidenen Roben und sammtenen Schleppen, noch immer fühlte er das kühle Wehen der elfenbeinernen Fächer und schaumweichen Marabouts, noch immer sah er den hundertkerzigen Lichtkranz der Lüstres, der in den großen Wandspiegeln ein wiederstrahlendes Echo fand. In seiner wirren Phantasie tanzten die feurigen Augen und die brochirten Strümpfe, die himmlischen Taillen und die neuen Frisuren, die niedlichen Füßchen und noch tausend andere Reize, die sein trunkenes Auge den Balldamen abgeguckt, eine Polonaise, in der die Schönheiten, die er bewundert, paarweise vorbeidefilirten. Wer hätte da wohl einschlafen können?!

Antony stand auf, öffnete den Bücherschrank seiner Gemahlin, und faßte ein Buch, das ihm so gerade in die Hand kam. Es war der zweite Band von Walter Scotts Ivanhoe. Er nahm die Lampe vom Tische und setzte sie auf den Stuhl, der vor dem Bette stand, schraubte den Docht in die Höhe, damit er ein helleres Licht verbreite, that einige starke Züge aus der Caraffe (denn er hatte einen unsäglichen Durst) legte sich wieder ins Bett und begann seine Lectüre.

Er hatte schon dreiundzwanzig Seiten gelesen und war eben im Begriff zu gähnen, da wandte sich das Blatt.

Er fand ein kleines Blättchen Postpapier, ähnlich einem Stammbuchblatte. Darauf war Folgendes geschrieben:



Blitz Element, was iſt das! murmelte er leiſe und betrachtete noch einmal das räthſelhafte Blatt. Da ging ihm plötzlich ein Licht, ein Flambeau, eine Gaslaterne in ſeinem dunkeln Hirne auf. Noten und Buchſtaben?!! Soll mich der Teufel holen, wenn das nicht eine Erfindung des vertracten Diplomaten, eine Geheimſchrift, eine Kryptographie iſt. Nun erkläre ich mir den Grund, warum ſich Amélie in letzterer Zeit ſo viel mit Notenſchreiben beſchäftigt hat. Ich weiß jetzt Alles. Madame, Sie ſind demaskirt.

Seine Galle fing zu revoltiren an, der Zorn überwältigte ihn, er wollte Amélie aus dem Schlaf rütteln und ihr das verrätheriſche Papier vor Augen halten; da erinnerte er ſich aber noch zur rechten Zeit, daß ein Weltmann, wie er, ſelbſt in der größten Aufwallung, den Bonton nicht verletzen dürfe. Daher ließ er ſeine Gemahlin ruhig weiter ſchlafen; er ſelbſt aber ſtand, da ihn ohnedies der Schlaf floh, von ſeinem Ruhelager auf, nahm die Lampe und ging in Amélie's Boudoir, nahm dort alle Noten, die er fand, in Beſchlag und unterwarf jedes Blatt, das ihm verdächtig ſchien, einer genauen Unterſuchung.

Der nichtswürdige Zufall! Er hatte ihm den Schlüſſel jener Geheimſchrift in die Hände geſpielt, deren ſich, ſeit mehr als vier Monaten, der Legationsrath und Amélie zum Behuf einer zärtlichen Correſpondenz bedienten, welche die Letztere ſorg-

los auf dem Klaviere liegen ließ, da dieſe Schrift nur für den, welcher in dies Geheimniß eingeweiht, verſtändlich, für die Profanen aber (zu denen auch Antony gehörte, der obendrein nicht das Mindeſte von Muſik verſtand, und dieſe Noten für echte Noten hielt) ein unauflösbares Räthſel, ein offenes Geheimniß war.

Herr von Goldflimmer, jetzt im Beſitz des Schlüſſels, begann noch in der nämlichen Nacht die Unterſuchung der Noten.

Er ſperrte ſich in ſein Arbeitszimmer ein und dechiffrirte nun, mit Hilfe des gefundenen Alphabets, die Brieflein, die der Herr Legationsrath an ſeine Frau Gemahlin und ſeine Frau Gemahlin an den Herrn Legationsrath geſchrieben. Amélie hatte ſich zum Unglück von jedem der liebevollen Briefe, die ſie an den Diplomaten als Antwortſchreiben gerichtet hatte, eine Abſchrift behalten. So war nun faſt die ganze Correſpondenz in Antony's Händen, verrathen war ihr Liebesverhältniß, das, wie ihr Gemahl aus den bereits entzifferten Briefen erſah, ſchon ziemlich weit gediehen war.

Antony (wer kann es ihm verdenken) tobte und fluchte nach Noten, trank, um ſeine Galle zu erſticken, ein Glas Zuckerwaſſer nach dem andern, dechiffrirte einen Brief nach dem andern, und legte die Noten wieder aufs Clavier und ſich ins Bett, um von den Freuden des Balles und von den Strapazen der Dechiffrirkunſt auszuruhen.

Was ihm am meiſten bei dieſem verſteckten Liebeshandel kränkte, war nicht die Untreue Amélie's, ſondern der Umſtand, daß er vor acht Tagen, als ſie ſich einen Finger verbrannt hatte, die Noten, die ihm ſeine Frau vorlegte, abſchreiben mußte. Dieſe Noten

gaben dem Legationsrath ein Rendezvous; er, der Gemahl, mußte dazu die Einladung schreiben. Das war freilich ein klein wenig stark!

Antony war bald eingeschlafen und träumte, doch wovon, das weiß nur Er. Erst gegen Mittag ward er von dem Diener geweckt, der ihm das Frühstück brachte. Er trank seine Chocolade, stand auf, schlüpfte in die gelbsaffianenen Stiefel und in den braunseidenen Schlafrock, setzte sich das rothtuchne Käppchen mit der Silbertroddel auf und trat gähnend in das Boudoir seiner Gemahlin, die sich eben mit ihrem Papagoy unterhielt.

— Morgen, Amélie.

— Grüß Dich Gott, lieber Tony. Wie hast Du geschlafen?

— Schlecht.

— Wie hast Du Dich auf dem Balle amüsirt?

— Schlecht.

— Viel getanzt?

— Nein?

— Du scheinst sehr verdrießlich zu sein. Was fehlt Dir?

— Nichts.

— War Dir Fortuna gestern Abend am Farotische nicht günstig gewesen?

— Habe nicht gespielt.

— Was ist Dir? Du bist so mürrisch.

— Man kann nicht immer lustig sein.

— Wodurch kann ich Dich aufheitern?

— Wodurch? Spiele mir etwas auf dem Claviere vor.

Und Amélie setzte sich zum Flügel hin und spielte ihm die Polonaise aus Spohrs Faust.

— Spiele etwas Anderes, liebes Kind. Laß doch einmal den Cotillon hören, den der Legationsrath componirt hat. Da iſt er.

Und er reichte ihr ein Notenblatt hin, deſſen geheime Schriftzüge er bereits dechiffrirt hatte.

Amélie wurde blaß, faßte ſich aber, ſah auf die Noten und ſpielte etwas aus dem Gedächtniß.

— Mein Kind, Du ſpielſt ja nicht, was da auf dem Notenblatte ſteht.

— Was denn?

— Du haſt noch Muth zu fragen? Ich weiß Alles . . . geſtern habe ich in Scotts Ivanhoe den Schlüſſel zu Eurer geheimen Correſpondenz gefunden. Schweig, ich weiß Alles. Ich bin heut nicht aufgelegt, Dir Vorwürfe über Dein Betragen zu machen, doch ſoll es nicht unbeſtraft bleiben. Der Schlange von Legationsrath, wenn er ſich noch einmal bei mir blicken läßt, brech' ich ihm den Hals.

Da tritt der Diener ein und meldet die Ankunft des Diplomaten. Amélie fällt vor Schreck in Ohnmacht. Zwei Diener müſſen ſie in ihr Schlafzimmer tragen. Der Legationsrath kommt.

— Sein Sie mir willkommen, mein würdiger Freund. Vor fünf Minuten hat mir meine Frau Ihren Cotillon vorgeſpielt. Hören Sie, lieber Legationsrath, Sie ſind ein zweiter Auber.

— Es freut mich, wenn Ihnen die Kleinigkeit gefallen hat.

— Kleinigkeit nennen Sie das?

Er hielt ihm das Notenblatt vor Augen. Der Diplomat wurde blaß, wie ein Schweizer-Kuhkäſe. Herr von Goldflimmer fiel aus ſeiner Rolle, wurde grob und forderte ihn endlich zum Duell heraus.

Aber der Rath, verſchmitzt wie jeder Diplomat, verſtand es, ihn zu beſänftigen.

— Laſſen Sie ſich das lieb ſein, theurer Freund, Sie haben dadurch chiffriren und dechiffriren gelernt. Sie können nun Depeſchen ſchreiben und leſen. Ich weiß, daß Sie es ſchon lange gewünſcht haben, ſich der diplomatiſchen Laufbahn zu widmen. Herr von Goldflimmer, wir können Sie jetzt gebrauchen, Sie ſind von heute als Legationsſecretair mit einem Jahrgehalte von 5000 Francs angeſtellt. Sind ſie nun mit mir ausgeſöhnt?

Ja, rief Herr von Goldflimmer und fiel ihm, vor Freuden alles Geſchehene vergeſſend, um den Hals.

So, lieber Leſer, wird man Legationsſecretär.

* * *

Fünf Monate ſpäter ward Amélie von einem Knaben entbunden. Der Legationsrath hielt das Kind über die Taufe — es bekam den Vornamen ſeines Pathen.

114.

Ein Vormittag bei einer vornehmen Frau.

Empfehlungsbriefe verſchafften mir Eintritt bei ihr. Frau von Bellefleure, eine Wittwe in der Blüthe ihrer Lebensjahre, iſt eine der ſchönſten Damen von ganz Paris. In ihrem Auge glänzt das üppigſte Blau, auf ihrer Wange das zarteſte Weiß, auf ihrer Lippe das friſcheſte Roth; ihre Geſtalt eine Centifolie, deren Blüthenſchooß das Aſyl aller Schönheiten iſt, ein

Schatzkästlein, in welchem alle Kleinodien des Reizes liegen, ein Kaleidoskop, das uns tausend Bilder der Liebenswürdigkeit vors Auge führt — ihre Gestalt, sage ich, ist von der Art, daß alle Engel ihre Himmelreize zusammenbinden müßten, wollte Einer dieser Herren der Frau von Bellefleure gleichen. Und diese Hand und dieser Fuß! Es sind zwar nur Kleinigkeiten, aber so oft ich an sie zurückdenke, muß ich mir die Weste aufknöpfen, um freier Athem holen zu können, und meinen ostindischen Foulard hervorholen, um mir preußische Kühlung zuzufächeln. Wenn ich hinzufüge, daß sich zu ihrer glänzenden Schönheit auch noch blendender Geist und reine Güte hinzugesellt, so thue ich's blos deshalb, um Dir, liebenswürdige Leserin, einen Spiegel vorzuhalten, in dem Du Dein Ebenbild betrachten kannst.

Frau von Bellefleure führt ein großes Haus (ihr Hotel ist eine der schönsten Zierden der Chaussée d'Antin). Sie liebt den Aufwand, den Bonton, aber aber auch die Künste und Wissenschaften. Ihr Salon ist ein Vereinigungspunkt der schönen Welt und der schönen Geister; ein Corso, auf welchem der Gelehrte, Schriftsteller und Künstler sich wetteifernd bemüht, blos deshalb seine Talente geltend zu machen, um den Lorber ihres Beifalls zu erringen. Sie selbst ist eine Virtuosin im Klavierspielen, eine Meisterin im Malen und eine Dichterin, deren geistreicher Feder schon manches Pariser Journal einen werthvollen Beitrag verdankt. Alles, was sie schreibt, ist zart und graziös. Ihre Verse, lieblich wie der weiche Blumensammet der Viola tricolor, duftend, wie das Parfüm des Eau d'Heliotrop, blühend, wie die junge Rose, die noch vor Kurzem Knospe war; ihre Verse sind, mit einem Wort, anmuthig, schön, gerade wie sie selbst. Aus

den Wiſſenſchaften hat ſie ſich die Botanik zum Lieb-ling erwählt; Linnée, Decandolle, Juſſieu und Perſoon ſind die Penaten, denen ſie die wärmſte Liebe zollt, und ihr Garten und ihr Treibhaus Foyer, in welchen man Pflanzen aus allen Erdgürteln findet. Frau von Bellefleure, ſelbſt eine Blume, beſchäftigt ſich mit Blu-men — par pari.

In ihrem gaſtfreundlichen Hauſe fühlte ich mich bald ſehr heimiſch; es verſtrich keine Woche, in der ich nicht zwei, drei Mal des Vergnügens genoß, mich mit ihr unterhalten zu können.

Zwei Tage vor meiner Abreiſe von Paris (am 5. Juni 1830), machte ich der Frau von Bellefleure zum letzten Male meine Aufwartung, um mich von ihr zu verabſchieden und ihr für die vielfachen Beweiſe des Wohlwollens, die ſie einem deutſchen verbannten Journaliſten ſo huldvoll angedeihen ließ (ſie nannte mich ſcherzweiſe einen Königlich Baieriſchen Landes-verwieſenen) ernſten, tiefgefühlten Dank abzuſtatten.

Als ich in ihr Hotel eintrat, ſteckte der betreſſ'te Portier den gepuderten Kopf aus dem kleinen Fenſter ſeiner Loge heraus.

— Frau von Bellefleure noch zu Hauſe?

— Ja, mein Herr.

Und um deſto eher mein Ziel zu erreichen, über-ſprang ich je drei Stufen auf ein Mal und gelangte ſo flugs in die Antichambre.

Ein galonirter Lakai ſaß am offenen Fenſter, ſtocherte ſich die Zähne und las ein Journal; wenn ich nicht irre, die Tribüne. Als er mich ſah, ſtand er auf.

— Frau von Bellefleure?

— Iſt im Garten. Wollen Sie gefälligſt hinun-terſpazieren.

Ich durchschritt jetzt den Hofraum, in welchem ein Kutscher den Landau der Frau von Bellefleure putzte. Mich gewahrend, rückte er höflich sein Käppchen. Ich öffnete die eiserne Gitterthür und war nun im Garten.

In der Haupt-Allee fand ich Frau von Bellefleure in einem exquisiten Negligé. Sie sprach mit dem Gärtner, der eben ein Bouquet für sie band.

Madame, die mich schon von Weitem gesehen hatte, wehte mir mit ihrem Taschentuche einen freundlichen Gruß zu. Ich zog meinen Hut, behielt ihn in meiner Hand, eilte zu der schönen Frau hin, machte, indem ich zwei Mal mit dem linken Absatz an den rechten schlug und eben so mit dem Kopfe nickte, ein modernes Compliment und küßte ihre Hand, deren frisches Weiß aus dem Lilablau eines zerplatzten Handschuhs hervorquoll.

— Ich komme, gnädige Frau, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Uebermorgen verlasse ich das schöne Paris.

— Wie? Sie wollen so schnell wieder abreisen. Sind Sie doch kaum zwei Monate der Unsrige.

— Verhältnisse rufen mich nach Deutschland zurück. Ich gehe über Brüssel nach Amsterdam und von da, zur See, nach Hamburg.

— Wollen Sie nirgends Halt machen?

— In Brüssel gedenke ich 8 bis 10 Tage zu bleiben.

— Darf ich Ihnen Empfehlungsbriefe an einige meiner dortigen Freunde anbieten?

— Ihre zuvorkommende Güte raubt mir das Vergnügen, vor Ihren schönen Augen als Bittender zu erscheinen.

— Die Erfüllung eines fremden Wunsches ge-

währt mir nur dann Genuß, wenn ich ihn, bevor er noch ausgesprochen worden, errathen habe. Lassen Sie mir die Freude, Ihnen die Bitte erspart zu haben.

— Wo find' ich Worte, um für so viel Huld ...

— Still, still, sprach sie und brach eine Rosenknospe ab, die sie mit einer reizenden Nonchalance in das Knopfloch meines blauen Leibrocks steckte. Guter Gott, so liebenswürdig kann nur eine Französin sein.

— Da Sie uns schon übermorgen verlassen wollen, (fuhr sie fort) so müssen Sie mir den heutigen Tag schenken, damit wir uns noch recht ausplaudern können.

Daß ich dieses Anerbieten dankbar annahm, versteht sich von selbst.

Sie zog mich in ihren Garten-Pavillon, der nach Art der türkischen Kiosk eingerichtet war.

Das Häuschen bestand aus 3 Piecen — einem Gesellschaftszimmer, einem Schlafgemach und einem Bade-Cabinet. Im ersten Zimmer stand nichts als ein Clavier, ein Spiegel, ein rothseidener Divan, ein Rundtisch, eine Terrasse, worauf einige Blumentöpfe standen. Rouleaux von Persienne und halbseidene Gardinen mit schwarzen Frangen, gaben dem Zimmer einen freundlichen Anstrich.

Eben wollte sie mir ihr Bade-Cabinet zeigen, — da klopft Jemand an die grünen Jalousien. Frau von Bellefleure guckte durch die Spalten, um zu sehen, wer es sei.

— Ach, Sie sind es, Madame Marabout, kommen Sie doch herein.

Marabout, eine schön geputzte Marchande des Modes, trat ein. Sie trug einen kleinen Carton in der Hand.

— Was bringen Sie mir, meine Theure?

— Das neue Baret, das Sie bestellt haben.

— Wo ist es, ich bin neugierig, wie es mich kleiden wird.

— Gewiß ganz vortrefflich. Es ist das schönste Werk, das seit Jahren aus meinem Atelier hervorgegangen. Probiren Sie es gefällig.

Madame Marabout öffnete den Deckel des Cartons und hob das Baret mit den Reiherfedern heraus. Frau von Bellefleure setzte es auf, und sah sich mit vieler Selbstzufriedenheit im Spiegel an.

— Wissen Sie schon?

— Was denn, liebe Marabout?

— Der Anzug, den Sie vorige Woche in der Académie royale trugen und der aus meinem Atelier hervorgegangen ist, war gestern im Petit Courier des Dames et des Modes beschrieben. Ein Beweis, daß er Interesse erregt hat. Hier ist das Blatt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Artikel vorlesen darf: „Bei der ersten Vorstellung des neuen Ballets „Manon Lescaut" haben wir in einer Loge eine Dame (Frau von B.) gesehen, die . . ." Warum lachen Sie, gnädige Frau?

— Weil ich's schon vorgestern gewußt, was man gestern im Courier las. Der Redacteur dieses Modenjournals ist einer meiner Hausfreunde, der mich fast täglich besucht und mir durch diese Aufmerksamkeit einen Beweis seiner Freundschaft geben will.

— Freut Sie das nicht?

— O ja. Wir Frauen fühlen uns geschmeichelt, wenn die vielzüngige Presse unsern Geschmack lobt.

— Hier bringe ich Ihnen auch die neue Boa. Wenn Sie mit diesem rothen Baret und mit dieser neuen Boa heute Abend im Theater erscheinen, so

mache ich die Wette, daß Sie im nächſten Courier als Mode- und Muſterbild prangen.

— Das kann wohl leicht geſchehen, wenn ich den Redacteur des Couriers darum erſuchen wollte.

Während dieſes Geſprächs hatte ich mich ans Clavier geſetzt und das Buch genommen, das auf den Noten lag. Es waren die Vieillées de St. Pélagie, drei Novellen von J. D. Magalon, einem jungen Journaliſten, der früher das Album geſchrieben und wegen ſeiner Freiſinnigkeit mehrere Male im Kerker der Rue de la Clef geſchmachtet hat. Ich hatte erſt einige Seiten der zweiten Novelle (le Barbier de Madrid) geleſen, als ich in meiner Lectüre geſtört wurde.

— Ei, ei, Magalon ſcheint Sie zu intereſſiren.

— Schon deshalb, weil er, wie ich, ſo viel Verfolgungen erdulden mußte.

— Davon ſpäter! Jetzt von etwas Wichtigerem. Wie gefällt Ihnen dieſer neue Putz?

— Der Schönen ſteht ſelbſt das Häßliche, geſchweige denn das Schöne gut. Boa und Baret ſind höchſt geſchmackvoll, die Meiſterin, die es ſchuf, verdient volle Anerkennung.

— Sie beſchämen die Meiſterin, ſprach Madame Marabout und warf mir einen zärtlichen Blick zu, der mir zu ſagen ſchien, „fahre fort, mich zu loben.“

Kaum hatte ſich Madame Marabout entfernt, da trat ein Mann ein, von dem ich Anfangs nicht wußte, was ich aus ihm machen ſollte.

— Nun, haben Sie ſich die Sache überlegt, fragte Frau von Belleſleure, und rieb mit ihren Roſenfingern den Duft von einem Pelargonium-Blatte ab, um daran bequemer riechen zu können.

— Madame, unter 40 Ducaten kann ich Ihnen den Jacob nicht ablaſſen.

— Auch dafür iſt er mir zu theuer. Ich will Ihnen 30 Ducaten geben, mehr iſt er nicht werth.

— Bedenken Sie nur, Frau Baronin, wie zahm er iſt.

— O, ich kenne viele, die noch weit zahmer ſind.

— Bedenken Sie nur, daß er Pas de Basques, Pirouettes und Rondes des jambes machen kann.

— Wenn ich Tänzer ſehen will, ſo brauche ich den Jacob nicht, dann gehe ich ins Ballet und ſehe die Taglioni und Monteſſu.

— Bedenken Sie nur, daß er noch andere Kunſtſtücke, unter Anderm auf dem Kopf ſtehen kann.

— Ich kann es nicht leiden, wenn ſich Jemand auf den Kopf ſtellt.

— Sie können den Jacob als Nußknacker employiren. 40 Ducaten ſind wirklich eine Bagatelle.

— O, mein lieber Herr, für 40 Ducaten kann ich ganz andere Affen haben, Affen, die noch viel gelehriger und geſcheidter ſind.

Endlich wußte ich, wen ich vor mir ſah. Der Unbekannte war ein Menagerie-Eigenthümer und der Jacob quaestionis — ein Affe.

Da der Herr von ſeiner Forderung nichts ablaſſen wollte, bot ihm Frau von Bellefleure noch 5 Ducaten mehr an, und damit war er zufrieden.

Die ſchöne Frau riß ein Blättchen aus ihren Tablettes heraus, ſchrieb ein Paar Worte darauf und gab ſie dem Affenverkäufer, der ſich bald darauf dieſe Anweiſung von ihrem Secretär auszahlen ließ.

Als ſich der exotiſche Viehhändler entfernt hatte, hob Frau von Bellefleure den Faden des Geſprächs

auf, den sie vorhin, als von dem verfolgten Magalon die Rede war, hatte fallen lassen.

— Kennen Sie den Verfasser dieser Vieillées vielleicht persönlich?

— Nein, gnädige Frau.

— Er ist ein junger Mann in Ihren Jahren, blaß und düster, wie Sie. Früher besuchte er an jedem Mittwoch meinen Abendcirkel. Sie sollten ihn kennen lernen — er ist ein angenehmer, höchst interessanter Mann.

— Wo wohnt er, wenn ich fragen darf?

— Jetzt wieder in den Mauern von Sainte Pélagie. Gut, daß Sie mich daran erinnern. Ich will mir einen Knoten in mein Schnupftuch machen, damit ich nicht vergesse, meinen Jockei hinzuschicken, um mich nach Magalon's Befinden erkundigen zu lassen und ihm einen zweiten Korb Champagner zu schicken. Der erste, den ich ihm vor ungefähr 10 Tagen geschickt, wird jetzt wohl schon ausgeleert sein, denn er liebt, wie Sie, den Champagner . . über Alles. Wären Sie bei uns geblieben, und dann und wann (was leicht geschehen konnte) nach Sainte Pélagie gewandert, so hätte ich Ihnen täglich die beste Sorte meines Sillery geschickt, Austern, Caviar — es hätte Ihnen, wie unserm Magalon, nichts abgehen sollen.

— Jeder Genuß wird verbittert, wenn uns die Freiheit fehlt.

— Ach, die liebe, schöne Freiheit. Sie existirt nur noch in unsern Wörterbüchern und Journalen.

Das Gespräch ward durch das Eintreten eines ältlichen Mannes unterbrochen, der einige Bücher unterm Arm trug. Frau von Bellefleure nannte unsere Namen. Monsieur R — d, Libraire bien renommé,

Monsieur O—r, Journaliste proscrit de Bavière. Wir wechselten einige gewöhnliche Artigkeitsphrasen — er wollte mich, ich wollte ihn kennen, wir präsentirten uns gegenseitig seine Süßigkeiten, wie dies in solchen Fällen fast immer zu geschehen pflegt. Nachdem er mir, als Galant-homme, einige Flatterien dedicirt hatte, wandte er sich zu Frau von Bellefleure.

— Ich bringe Ihnen hier die verlangten Contes und Nouvelles von Merville, alle drei Bände, und hier den eilften Aushängebogen von Ihrem neuen Werke. Morgen gegen Abend erhalten Sie den zwölften Bogen zur Correctur.

— Das geht ja rasend schnell dies Mal.

— Es würde noch weit schneller gehen, wenn ich schon im Besitz des ganzen Manuscriptes wäre. Ich kam deshalb heut selbst her, um Sie zu fragen, schöne Frau, ob Sie recht fleißig gewesen sind und ob ich vielleicht wieder ein Paar Bogen Manuscript erhalten kann?

— Nein, nein, das geht nicht. Ich habe zwar schon einige Capitel wieder beendigt, es hat mir aber noch an Zeit gefehlt, die nöthige Feile anzulegen. Vorgestern war ich bei dem spanischen Gesandten, gestern im Théâtre de Madame. Sie werden selbst eingestehen, daß ich einen Ball eben so wenig als die erste Vorstellung eines neuen Stückes versäumen kann. Ich darf es Ihnen nicht erst sagen, daß die Zubereitungen zu solchen Festlichkeiten uns Frauen viel Zeit rauben; das wissen Sie ja von Ihrer eigenen Frau . . .

— Wahr, sehr wahr. Wenn meine Frau zu einem Balle eingeladen wird, der erst heute über vierzehn Tage Statt findet, so fängt sie schon morgen an, darüber nachzudenken, wie sie sich an jenem Abend

kleiden ſoll. — Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Sie ſo oft um Manuſcript mahne. Mag Ihnen dies ein Beweis ſein, daß mir an Ihren Arbeiten mehr als an anderen gelegen iſt. Andere Autoren müſſen monden lang warten, bis ich ihre Manuſcripte in die Druckerei ſchicke — doch das Ihrige kann ich kaum erwarten, brühheiß wandert es in die Rue des Jeuneurs zu Selligue.

— Ob das vielleicht daher kommen mag, daß Sie den Autoren Honorar zahlen müſſen, während ich Ihnen mit meinen Manuſcripten ein Geſchenk mache. — Wie? fragte ſchelmiſch-verſchämt Frau von Bellefleure, mit den beiden Enden ihrer Boa ſpielend.

Unſer Buchhändler machte ein Geſicht, wie Jemand, welcher gern nieſen möchte, der es aber nicht kann. Er wollte der Frau von Bellefleure eine Antwort geben, ſchien aber nicht einig zu ſein, wie ſie lauten ſolle. Er ſchwieg alſo lieber, ſah ſie, ſah mich an und — lächelte. Da lachten wir denn ebenfalls.

Zu ſeinem Glück traten jetzt zwei junge Leute hinzu, die dem Geſpräche ſogleich eine andere Wendung gaben. Der Eine von ihnen war ein Redacteur des Figaro, den ich bereits kannte, und der Andere (wie ich ſo eben erfuhr) ein Dichter vom Théâtre de Madame.

— Ich bringe Ihnen, reizende Frau, eine wichtige Neuigkeit. Geſtern Abend hat man mir im Théâtre de Madame mein neues Stück ausgepocht.

— Ich weiß es, lieber W.

— Und woher, ſchöne Frau.

— Ich war im Theater, habe den Spectakel mit angehört und bin Zeuge Ihrer Niederlage geweſen.

— Kabale war's, die meinem Luſtſpiele den Hals gebrochen hat, Kabale von Seiten neidiſcher

Rivalen und mißvergnügter Schauſpieler. Die Letzteren hatten ihre Rollen ſchlecht memorirt, Herr P. wußte nicht den zehnten Theil ſeiner Rolle, und das Enſemble — das hinkte wie der Teufel des Herrn Leſage. Kabale, nichts als Kabale.

— So ſeid Ihr Herren Theaterdichter. Wenn Eines Eurer Stücke mißfallen hat, weil es langweilig war, ſo ſchiebt ihr die Schuld auf die armen Schauſpieler und träumt von Neid und Kabalen, an die keine Seele gedacht hat.

— Reden Sie aufrichtig, ſchöne Frau: hat es denn auch Ihnen ſo mißfallen?

— Ei freilich, lieber W. Danken Sie dem Himmel, daß er aus mir keinen Mann gemacht, ich wäre der Erſte geweſen, der gepocht hätte.

— Was haben Sie an meinem Stücke auszuſetzen?

— Viel, ſehr viel, mein theurer Freund. Das Stück hat keine Handlung, keine Intrigue, keine Situation, und ſelbſt der Dialog, worin ſonſt Ihre Hauptforce liegt, iſt in dieſer Komödie fad und froſtig.

— Siehſt Du, lieber Freund (ſprach der Journaliſt) das habe auch ich Dir geſagt. Mir wollteſt Du das nicht glauben. Nun hörſt Du es auch von Frau von Bellefleure. Gnädige Frau, ich bin ganz Ihrer Meinung, ſein Stück iſt fad und froſtig.

— Werden Sie es tadeln in Ihrem Blatte.

— Nein.

— Ei, ſagten Sie mir nicht vorhin, daß es fad und froſtig ſei?

— Das ſag' ich auch jetzt noch, ich werde es aber dennoch loben.

— Ach ja, ich vergaß, daß unser Freund W. ein Mitarbeiter Ihres Blattes ist.

Wir fingen Alle zu lachen an, der Journalist lachte mit und auch der Bühnendichter fing zu schmunzeln an.

— Wie wär's, Herr Buchhändler, wenn Sie mir das Stück abkauften?

— Freund, wie können Sie mir so etwas zumuthen. Haben Sie denn schon vergessen, daß es durchgefallen ist?

— Das hat nichts zu sagen (erwiderte ich zu des Dichters Entschuldigung). Wurde ja auch Beaumarchais Barbier von Sevilla bei der ersten Vorstellung ausgepocht! Hatte es darum weniger Werth?

Das Rad dieses Gespräches ward durch das Erscheinen eines jungen Engländers, des Lords Plikplok, gehemmt.

Du wirst es nicht übel nehmen, wenn ich mich bei dem Sohne Albions etwas länger aufhalte, und Dir vor Allem eine Beschreibung seiner Person liefere. Mylord, der Repräsentant des modernen Dandyismus, glich einer romantischen Caricatur. Er trug einen langen, langen Ueberrock, dessen Farbe einem frischen Eidotter glich; schwarze Pantalons, die unten so breit waren, daß sie den ganzen Fuß verdeckten, eine gelbe Cashemirweste mit grüner Stickerei und ein breites schwarzes Halstuch ohne Vatermörder. Seine beiden Hände hatten sich mit dem Daumen in die Armlöcher seiner Weste so eingehäkelt, daß man die gesteifte Chemisette und ihre drei bunten Knöpfchen sehen konnte. Mylords Physiognomie glich einem nur halb gebratenen Beefsteak, seine Taille einem Schilderhaus und seine lange, hagere Gestalt einem Violinbogen ohne Haarbezug.

Beim Eintreten machte er eine linkiſche Verbeugung, die ſo komiſch ausfiel, daß auf allen Mienen ein kleines Lächeln zum Vorſchein kam.

— Mylady, how do you do?

— Parlons français, je vous en prie.

— Et pourquoi, „Medemm.“

— Veuillez vous souvenir, que je ne comprends pas un mot de votre langue diablement divine.

Mylord mußte ſich dazu bequemen. Keiner auf der weiten Erde iſt größer im Radebrechen dieſer ſchönen Sprache, als der Engländer. Man muß ſich todtlachen, wenn man einen Engliſhman franzöſiſch ſprechen hört. Unſerm Lord ſchien die fremde Sprache ſehr ſauer zu werden; oftmals ſprach er Worte, die mir nicht franzöſiſch, ſondern ſpaniſch vorkamen. Der arme Lord! Ich bedauerte ihn, als ich einſah, daß er ein Stichblatt des Witzes, ein Anglais pour rire war.

— Mylord hat eine herrliche Haltung, ſprach der Journaliſt, putzte mit dem parfümirten Foulard das Glas ſeines Lorgnons und ſah ſich damit den Lord vom Kopf bis zum Fuße an.

— Man ſieht doch gleich, daß Seine Herrlichkeit Tanzunterricht bei der kleinen Emmeline nimmt, fuhr er fort und ließ den Ring des Lorgnons um ſeinen Zeigefinger kreiſen.

— Bei welcher Emmeline, fragte Frau von Bellefleure.

— Bei der ſchönen Koryphäe der großen Oper, antwortete der Journaliſt.

— Iſt es wahr, Mylord, daß Sie bei dieſer Dame Unterricht im Tanzen nehmen?

— Yes, Mylady. Ich zahle ihr für jede Stunde

2 Guineen. Was liegt mir an ſolcher Kleinigkeit. Ich bin reich, ſehr reich, ungeheuer reich . . .

— Mylord, das wiſſen wir, ſagte Frau von Bellefleure.

— Ich habe jährlich 25,000 Pfund Revenüen.

— Auch das haben Sie uns ſchon oft erzählt.

— Macht nichts, Mylady — Sie können das noch öfter hören.

Der Engländer gab ſich immer neue Blößen, drum ward er bald von der Frau von Bellefleure, bald von dem Journaliſten, bald von dem Theaterdichter und bald von dem Buchhändler durchgehechelt. Mylord war aber ſo bornirt, daß er es gar nicht merkte.

Später kam noch ein Obriſt, ein Schauſpieler vom Théâtre français und ein junger Maler (der Neffe der Frau von Bellefleure).

Wir unterhielten uns gruppenweiſe bis gegen 3 Uhr. Frau von Bellefleure bat jeden der Anweſenden, über Mittag ihr Gaſt zu ſein . . . Und um 4 Uhr ging's zu Tiſche.

115.

Wunderkinder.

„Wunder über Wunder."
F. Förſter.

Mort de ma vie! überall Wunderkinder. Wenn ich der Teufel wäre, möchte ich zuerſt mich ſelbſt holen. Ueberall Wunderkinder, 's iſt nicht zum Aushalten.

Neulich besuchte ich die Frau Generalin Federbusch. So oft ich ihr meine Aufwartung mache, erzählt sie mir Wunderdinge von ihren drei Sprößlingen. Die Jungen, sagt sie, sind wahre Wunderkinder. Der Aelteste, Alphons, der nächsten Mittwoch 7 Jahr alt wird, kann, denken Sie sich, schon Boston spielen; der Mittlere, Edwin, ein Bursche von 6 Jahren, kann schon mensa declíniren, und der Jüngste, Hannibal, der vor acht Tagen 4 Jahr geworden, weiß schon sechs französische Vocabeln auswendig.

Nicht möglich, erwiderte ich und schlug verwundert die Hände zusammen.

Sogleich ertheilte die Frau Generalin (um mich von der Wahrheit ihrer Aussage zu überzeugen) der blumenbegießenden Bonne den Befehl, den Adolf, das Wunderkind, herbeizuholen.

Die Bonne, Madame Lafleure, eine uralte Französin, deren Gurlismus mich schon oft zum Lachen gereizt, hüpfte zur Thür hinaus, um Hannibalchen aufzusuchen.

Nach fünf Minuten brachte sie das Wunderkind hereingeschleppt.

— Hannibal (sagte die Mutter zu dem Knaben) sag' mir doch die sechs französischen Vocabeln, die Du Dir gemerkt hast.

— Mag nicht, brummte der Kleine und kratzte sich in den Haaren.

— Hannibal, sei nicht unartig. Gleich sag' mir, wie sie heißen.

— Mag nicht . . .

— Fi donc, Annibal, il faut être galant, sagte die alte Gurli und wischte dem Jungen die unsaubere Nase ab.

Erst nach langem Bitten und vielen Versprechun-

gen ließ ſich Hannibalchen zur Erfüllung des mütterlichen Wunſches geneigt finden. Aber wie erſtaunte ich, als ich aus dem Munde eines vierjährigen Kindes die Worte „Le roi perd, la Dame gagne“ vernahm. Die Frau Generalin war darüber ganz entzückt, hob den Jungen in die Höhe, drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und ſchickte ihn wieder in die Kinderſtube.

— Ich hätte gewünſcht, Sie wären geſtern Abend bei uns geweſen.

— Und weshalb, gnädige Frau?

— Um zu ſehen, was mein Alphons für ein Wunderkind iſt. Der Legationsrath L. und der Lieutenant P. waren bei mir. Wir wollten Boſton ſpielen, und da uns der vierte Mann fehlte, ſo mußte mein Junge die Lücke füllen. Sie werden erſtaunen, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer ſiebenjährige Burſche ſchon beſſer, als ſeine Mutter ſpielt.

Ich ſtellte, um ihr die Freude zu gönnen, mich ſehr gerührt.

Vor ungefähr zwei Monaten lud mich der Banquier A. zu einem Diner ein. Die Artigkeit gebot mir, zu erſcheinen. Eh' wir zu Tiſche gingen, ſtellte mir Banquier A. ſeine 13jährige Tochter, Aurora, vor. Das Mädchen, wiewohl noch ſehr jung, war doch ſchon ſehr kokett. In ihrem Benehmen lag etwas Geziertes und Affectirtes, das mir durchaus nicht gefallen wollte. Kinder, die ſchon im zwölften oder dreizehnten Jahre die große Dame ſpielen wollen, ſind mir in der Regel ſehr zuwider. Aurora gehört zu jenen zu früh gereiften Mädchen, die ſchon im zwölften Jahr altklug und gefallſüchtig ſind, und Prétenſionen machen. Sie verlangt, daß man ihr ſchon jetzt den Hof mache und ſich um ihre Gunſt bewerbe. Aus Coquetterie ſpielt ſie bald die Zerſtreute, bald die

Andächtige, bald die Gefällige, bald die An- und bald die Abſtoßende. Dies Alles hat ſie von ihrer Frau Mama gelernt, von der jeder Zoll eine grandiöſe Coquette iſt. Wie die Mutter, ſo die Tochter. Sind ein Paar Jährchen verſtrichen, iſt Aurora das Fac simile ihrer Mutter. Gott beſſer's!

Der Papa gab mir mit verblümten Worten recht deutlich zu verſtehen, daß Aurora ein Wunderkind ſei.

— Sie ſpielt Schach ſo gut, daß ſie mir neulich einen Läufer vorgegeben und trotzdem die Partie gewonnen hat, ſie ſpricht franzöſiſch ſo geläufig, wie ein Mann, der zehn Jahre in Frankreich gelebt, ſie nimmt jetzt Unterricht in der italieniſchen Sprache, hat erſt 3 Lectionen gehabt und kann ſchon amo conjugiren, ſie ſpielt Clavier, kann zeichnen, malen und . . . und . . .

— Nun, was denn, wenn ich fragen darf.

— Dichten. Ja, ja, ſehen Sie mich nur an, es iſt wahr, was ich Ihnen hier erzähle. Neulich hat ſie ein Sonett auf eine Roſe gemacht . . . ein Sonett, ich ſag' Ihnen, es iſt himmliſch. Aurora ſoll es Ihnen abſchreiben, Sie können es in Ihr Blatt aufnehmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, es wird Ihnen gefallen und Ihrem Journale keine Schande machen.

— Ich bin ſehr neugierig und kann es nicht verhehlen, daß ich das Sonett wohl hören möchte.

— Warten Sie, ich werde ſie bitten, ſie ſoll es Ihnen vortragen.

Der Herr Banquier ging ins andere Zimmer, in dem Aurora auf dem Sopha ſaß und (wie ich ſpäter aus ihrem eigenen Munde erfuhr) Lafontaine's „Romulus" las. Da die Thür halb offen blieb, konnte ich folgendes Geſpräch belauſchen.

— Aurorchen, willſt Du mir einen Gefallen thun.

— Was denn, lieber Vater.

— Willſt Du ſo gut ſein, das Sonett zu declamiren.

— Welches Sonett?

— Das, welches Du auf eine Roſe gedichtet haſt.

— Wie oft ſoll ich das noch declamiren.

— Herr O. möcht' es gern hören . . .

— So? Nun, da declamir' ich's gerade nicht.

— Warum nicht, liebes Kind?

— Weil mir der Menſch furchtbar zuwider iſt. Er behandelt mich wie ein Kind. Vorhin hat er mich liebe Kleine genannt.

— Wie ſoll er Dich denn nennen?

— Fräulein.

— Nu, nu, ſei nur nicht böſe. Vermuthlich hat er ſich verſprochen. Ich werde ihm ſagen: er ſoll ſich nie mehr unterſtehen, zu Dir liebe Kleine zu ſagen.

— Liebe kann er wohl zu mir ſagen, aber nur nicht Kleine — denn das iſt flegelhaft.

— Pſt! nicht ſo laut, Aurorchen, er könnte es ſonſt hören.

Ich mußte jetzt all' meine Seelenkräfte zuſammenraffen, um die Exploſion meines Zwerchfells zu unterdrücken.

Der Papa bot noch einmal alle Künſte der Ueberredung auf, um ſein Aurorchen zum Declamiren zu bewegen.

— Geh, Aurorchen, Du thuſt mir einen großen Gefallen. Wenn Du das Sonett declamirſt, kauf' ich Dir morgen ein neues „Sieh-mir-an."

— Ich ſage Ihnen noch einmal, es geht nicht.

— Warum nicht, Aurorchen?

— Ich bin heut nicht disponirt dazu — ich ... ich ... ich habe es vergeſſen.

— Aber liebes Aurorchen!

— Laſſen Sie mich jetzt in Ruh.

Herr A. brachte mir die Nachricht, daß Aurorchen heute nicht gut disponirt ſei und mir ein andermal das Sonett mittheilen werde.

Bei Tiſche hatte ich das Vergnügen, neben Aurorens Mutter zu ſitzen. Sie trat einigemal vorſätzlich auf mein Hühnerauge, um mich auf ihr Töchterlein aufmerkſam zu machen, das auch über Tiſch Lafontaine's Romulus las und die Suppe und das Rindfleiſch ungekoſtet ſtehen ließ. Vermuthlich hatte Aurorchen viel gefrühſtückt.

Die Kleine warf mehrmals einen flüchtigen und doch forſchenden Blick auf mich herüber. Ich fand das höchſt komiſch und mußte darüber lachen.

Mama raunte mir jetzt ins Ohr: Aurorchen ſei ein Wunderkind, es mache ſogar ſchon Verſe.

— Aurorchen (rief ſie zu ihrem Töchterlein hinüber), wie heißt doch ſchnell das Räthſel, das Du neulich in der Geſellſchaft bei Geheimrathens gemacht. Kind, genir Dich nicht ...

— Ich bitte mich heute zu verſchonen.

— Rorchen, ſei nicht eigenſinnig. Sage das Räthſel her ... ich bitte Dich darum.

Aurora ſchien die Mama weit mehr als den Herrn Papa zu reſpectiren. Die Augen unabläßlich auf das Buch geheftet, das vor ihr auf dem Teller lag, recitirte ſie mit einer monotonen Kaltblütigkeit folgendes Räthſel:

Wer die Letzten durch sein Handeln,
Wer den Schmerz in fremder Brust
In die Ersten kann verwandeln,
Dem wird meines Ganzen Lust.

— Ist das Räthsel von Ihnen, liebe Kleine? fragte ich sie gleichgültig und ließ das Messer, dessen Griff ich locker zwischen dem Mittel- und Zeigefinger hielt, langsam auf dem Rand meines leeren Tellers klirren.

— Ja, antwortete sie, ohne mich eines Blickes zu würdigen, mit ruhiger Kälte, und las weiter in Lafontaine's Romulus.

— Wie gefällt Ihnen das Räthsel meiner Tochter? fragte der beglückte Vater.

— Nicht wahr, es ist gut? sagte die triumphirende Mutter.

— Ich lächelte.

— Haben Sie, liebe Kleine, die Sphynx von Freimund Ohnesorgen gelesen?

Kaum hatte ich die Frage über meinen Lippen, als auf den Wangen Aurorchens blitzschnell ein dunkles Roth zum Vorschein kam.

— Rorchen, warum wirst Du roth? fragte der ängstliche Vater.

Statt auf die Frage Antwort zu geben, sprang die Kleine heftig auf, warf zornig Buch und Serviette zur Erde und lief schamroth und verlegen ins Nebenzimmer.

* * *

Zufällig hatte ich einige Tage vorher Ohnesorgens Räthsel-Almanach gelesen, um ihn in meinem Blatte beurtheilen zu können. Ich erinnerte mich nun, auch das Räthsel darin gefunden zu haben, welches Aurorchen, das Wunderkind, für das ihrige ausgab, wiewohl es vom Freiherrn von Zedlitz herrührt. (Siehe Sphynx Jahrgang 3. Seite 254.)

Mit dem Sonett, das sie durchaus nicht vortragen wollte, wird es wahrscheinlich gleiche Bewandniß gehabt haben.

Das böse Gewissen hatte bei der Kleinen gerade zur rechten Zeit angeklopft. Ich wollte die Eltern in ihrem süßen Wahne lassen, die Kleine nicht beschämen und verschwieg also meine Entdeckung.

Aber seit jenem Tage kann mich das Wunderkind und ich die sogenannten Wunderkinder nicht leiden.

Wie lächerlich ist oft die blinde Liebe der Eltern. Jedes Ehepaar will ein Wunderkind haben. Laßt Euch, Freunde, nicht auslachen, es gibt keine Wunderkinder!

116.

Victor Escousse.

„Nur zwei Vorzüge beſitzt der Menſch vor dem Thiere. Der Menſch kann lachen und — ſich ums Leben bringen. Er könnte nicht lachen, wenn er nicht wüßte, daß er ſich ums Leben bringen kann, und könnte ſich nicht ums Leben bringen, wenn er nicht die Kraft hätte, über gewiſſe Dinge lachen zu können."

Ein altes Blatt des Eulenſpiegel.

Escouſſe hat ſich das Leben genommen! Das lieſ't man jetzt in allen franzöſiſchen, deutſchen, engliſchen und portugieſiſchen Journalen. Wer war denn dieſer Escouſſe, daß man ein ſolches Zetergeſchrei über ihn erhebt. Es war ein junger Bühnendichter, der zwei Theaterſtücke geſchrieben, von denen das erſte: Faruch le Maure ge- und das zweite: Pierre III., mißfallen hat. Das iſt ſeine vollſtändige Biographie. Quel bruit pour une omelette! Er hat ſich durch Kohlendampf erſtickt. Und warum? Weil die Pariſer Journaliſten ſein zweites Machwerk tadelten.

„Und darum Räuber und Mörder?"

Und darum ſo viel Lärmen?! Als ſich unſer Daniel Leßmann das Leben nahm, da ſprach keine Seele von ihm. Fünf, ſechs Blätter theilten die Nachricht mit, daß er ſich erhängt habe — das war Alles. In Frankreich krähte kein Hahn um ihn . . . kein einziges von den Pariſer 78 Journalen nahm davon

Notiz, denn Paris bekümmert ſich um deutſche Schriftſteller wenig oder gar nicht. Aber deſto mehr bekümmert ſich unſer Deutſchland um die Pariſer Schriftſteller. Wenn heute ein Sextaner der neuen romantiſchen Schule einen Roman ſchreibt, ſo darf man wetten, daß vier Wochen ſpäter in Deutſchland davon eine Ueberſetzung erſcheint. Was ein franzöſiſcher Autor ſchreibt, das finden unſere ehrlichen Deutſchen ſchön und intereſſant, mag es auch noch ſo fad und albern ſein. Ein Franzoſe hat es geſchrieben, ein Pariſer Blatt hat es gelobhudelt, das iſt genug.

Herr Victor erſtickt ſich durch Kohlendampf und ſiehe: ganz Europa ſpricht von ihm — in Deutſchland könnten ſich drei Dutzend ſolcher Victors erſticken, es ſpräche keine Katze, oder höchſtens ihr Gläubiger von ihnen.

Herr Victor Escouſſe war aber ein Franzoſe, der Conſtitutionnell, der Temps und die Gazette haben mit der Erzählung ſeines Selbſtmordes eine leere Spalte gefüllt — nun kommen alle deutſchen Blätter und beten nach, was ſie in den Pariſer Journalen über Herrn Victor geleſen haben. Wohl einem jeden Schriftſteller, der in Paris das Licht der Welt erblickt hat. Einem franzöſiſchen Autor wird Ruf, Ruhm und Unſterblichkeit nicht ſo ſauer gemacht, als dem armen Deutſchen. Unſere Collegen können zehn und zwölf Theaterſtücke ſchreiben — ein Pariſer Journaliſt wird darum nicht die Feder eintunken, ein deutſcher Bühnendichter kann ſich zehn und zwanzig Mal ums Leben bringen, er übergeht ſeinen Tod, wie ſein Leben, mit hartnäckigem Stillſchweigen.

Offen geſagt: es ärgert mich, daß die deutſchen Journale ſo viel Aufhebens von dieſem obſcuren Es-

couſſe machen; es ärgert mich, daß man nicht müde wird, uns mit der Erzählung dieſes Selbſtmordes zu langweilen. Victor Escouſſe hat ſich erſtickt, weil er Schulden gehabt und ſich in ſeinen großen Erwartungen getäuſcht ſah. Er iſt nun todt . . . Friede ſeiner Aſche und damit Punctum.

Sagt mir, meine lieben Landsleute, iſt denn das etwas ſo außerordentlich Merkwürdiges, wenn ſich ein Jüngling von zwanzig Jahren ums Leben bringt?!

Ich hatte einen Freund — auch er war Dichter. Neid und Mißgunſt hatten ihm jede Freude vergällt . . . aus den Armen des eitlen Ruhmes flüchtete er ſich in die Arme der holden Liebe; er ſank an ihren Buſen und wollte aus ihren Brüſten die balſamiſche Milch ſchlürfen, welche die Wunden ſeines Grames vernarben ſollte. Er liebte Louiſe, aber Louiſe — liebte einen Andern. Ohne Glaube, ohne Liebe, ohne Hoffnung ſtand er verlaſſen in der großen Welt, ohne Hülfe, ohne Troſt. Louiſens Geburtstag rückte heran. Die Eltern veranſtalteten, ihrer Tochter zu Liebe, einen prächtigen Ball, auch mein hoffnungsloſer Freund, der arme Eugen, ward dazu eingeladen. Auf dieſem Balle war es, wo er zum letzten Male das holde Antlitz ſeiner theuren, heißgeliebten Louiſe ſah, hier war es, wo er zum letzten Male in den offenen Himmel ihrer Cyanen-Augen ſchaute, hier, wo er zum letzten Male die Zaubertöne ihrer Stimme, das Rauſchen ihres Gewandes vernahm, hier, wo er zum letzten Male ihre Hand erfaßte und ſie bebend an ſein Herz drückte . . . . hier war es, wo er zum letzten Male mit ihr im flüchtigen Tanze dahinſchwebte in die bunten Wogen der Freude und ihr ſeufzend den Gram ſeiner Liebe klagte.

Um 11 Uhr ſchlich er ſich betrübt aus dem

Reigen der Tanzenden fort — gequält von Eifersucht, ohne Hoffnung, ohne Lebewohl von Louisen, die jetzt nur Blicke für seinen glücklichen Nebenbuhler hatte.

Zu Hause angekommen, warf er seinen Frack und seine Halsbinde weg, und befahl seinem alten Diener, Champagner zu bringen. Gottfried holte eine Flasche Sillery. Eugen hieß den Alten schlafen gehen, entkorkte den Champagner und goß mit hitziger Hast sechs Gläser hinab. Sein Blut, schon ohnedies echauffirt, gerieth desto mehr in Wallung — er warf sich aufs Sopha, schloß die thränenleeren Augen, sah noch einmal die Reize seiner Angebeteten, fühlte noch einmal den süßen Ambra ihres Odems und das üppige Parfüm ihres Haares, hörte noch einmal die Polonaise, die sie so meisterhaft auf dem Claviere vortrug und erwachte dann plötzlich wie aus einem leichten Morgentraume.

Louise, rief er, und sank auf den Boden, um ihre Knie zu umfassen — das schöne Phantom war verschwunden und mit ihm jede Lust und jede Freude. Eben leerte er das letzte Glas seines Champagners, da fing die Wanduhr zu schlagen an. Er zählt die Stunden mit pochendem Herzen, springt aufs Sopha, nimmt die geladene Pistole herab und mit dem letzten Glockenschlag der zwölften Stunde jagt er sich eine gekaute Kugel durch den Mund.

Der Schuß weckt den alten Diener aus süßem Schlummer auf, er eilt halbnackt in das Schlafzimmer seines Herrn und sieht dort auf der Erde Eugens Leiche. Die Kugel hatte ihm das Gehirn zerschmettert; das herausspritzende Blut fiel auf den gestickten Teppich und die Persienne-Gardinen, und ein Theil seiner obern Kinnlade flog auf die Tasten des offenen

Claviers, dem ſie dadurch eine ohr- und herzzerſchneidende Diſſonanz entriß.

Victor erſchoß ſich wegen Schulden, Eugen wegen unglücklicher Liebe. Wer von beiden Unglücklichen iſt wohl mehr zu bedauern? Mitleidige Leſerin, ſchenkſt Du dem armen Eugen keine Thräne? Eine Perle aus Deinem Auge wird die Nacht ſeines Grabes erhellen und ſeinen Hügel mit einem Vergißmeinnicht zieren.

117.

Claſſification der Hunde.

Und es gibt jetzt der Hunde mehr als man glauben ſollte, denn es leben nicht blos vier- ſondern auch zweibeinige Hunde auf unſerer Erde. Das Vaterland dieſer zweibeinigen Hunde iſt — überall. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jedem Hof ſieht man ſie herumlaufen. Sie ſchniffeln, bellen, klaffen, knurren, zwicken und beißen wie ihre vierbeinigen Spiegelbilder, doch von der Treue und Anhänglichkeit, welche man den Quadrupeden nachrühmt, von dieſen Tugenden iſt bei den Bipeden auch nicht die allerkleinſte Doſis anzutreffen.

Da weder ein Pſycho- noch Zoologe dieſes Hundeheer ſyſtematiſch geordnet hat, ſo will ich mich dieſer Mühe unterwinden.

Anfangs wollte ich die zweibeinigen Hunde nach den 4 Facultäten: in theologiſche, juriſtiſche, mediciniſche und philoſophiſche eintheilen, ſpäter gab ich aber dieſe Plane auf und theilte ſie in folgende 9 Cohorten:

1) In Spürhunde; 2) Apportirhunde; 3) Gifthunde; 4) Kettenhunde; 5) Schooßhunde; 6) Windhunde; 7) Jagdhunde; 8) Lumpenhunde und 9) Schweinehunde.

Zur ersten Cohorte gehört der Spürhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem feinnäsigen Spitz, der ängstlich von Thür zu Thür läuft, emsig die Ohren spitzt, eifrig lauscht und horcht, in Alles seine Nase steckt, Alles beleckt und beschniffelt, Alles von hinten und von vorne besieht, vor dem geringsten Dinge zurückbebt und bei dem mindesten Lärm gleich Mord und Todtschlag, Criminal- und Majestäts-Verbrechen wittert und nicht eher zu klaffen und zu bellen aufhört, bis der Anstifter dieses Lärms verrathen ist. Du wirst wissen, lieber Leser, was für Subjecte ich meine.

Zur zweiten Cohorte gehört der Apportirhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Pudel. Der Pudel apportirt Tücher, Stöcke, Tabackspfeifen, jener Neuigkeiten, saubere Dirnen und jüdische Capitalisten. Beide warten ihrem Herrn auf, beide gehen für ihn ins Wasser und beide machen zu seiner Belustigung allerhand Lazzi. Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, was dies für Geschöpfe sind.

Zur dritten Cohorte gehört der Gifthund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Pintscher. Er sitzt beständig auf ein und demselben Platze, gleichsam, als ob er, Gott weiß was ausbrütete. Er sieht starr und mürrisch vor sich hin, sein Auge thränt, er knurrt den ganzen lieben Tag, fletscht die Zähne und will immer um sich beißen, wiewohl ihm Niemand etwas zu Leide thut. Es werden Dir, guter Leser, schon häufig solche Hunde begegnet sein — Du wirst sie kennen — geh' ihnen aus dem Wege!

Zur vierten Cohorte gehört der Kettenhund. Be-

kanntlich gibt es nicht nur eiſerne, ſondern auch goldene Ketten. Ich meine hier ſolche Hunde, welche an goldenen Ketten liegen. Dieſe Hunde halten Wache vor der Thür ihres Herrn und laſſen keinen Fremden ins Haus hinein. Sie brummen nicht nur den Spitzbuben, ſondern auch den Biedermann an, welcher ſich dem Eingange nähert. Dieſe Hunde ſind die dickſten und fetteſten, aber auch die pikirteſten und gröbſten. Wer aber mit ihnen ſchön thut, wer ſie ſtreichelt und liebkoſt und wer ihnen etwas hinwirft, woran ſie ihren Zorn verbeißen können, den laſſen ſie ungehindert paſſiren. Wohl dem Manne, der mit ſolchen Hunden nie in nähere Berührung oder Colliſion zu kommen braucht.

Zur fünften Cohorte gehört der Schooßhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit einem Bologneſer Mops. So ein Schooßhund ſteht bei der gnädigen Frau oft beſſer angeſchrieben, als der Herr Gemahl. Der Hund ruht auf ihrem Schooße, ſie kratzt ihn hinter den Ohren, glättet mit ihrer zarten Hand ſeine gefurchte Stirn, pflegt ihn mit einer alle Grenzen überfliegenden Sorgfalt und liebt ihn mit leidenſchaftlicher Gluth. Deſſenungeachtet iſt ſo ein Schooßhund oft zu bedauern. Die Gnädige iſt zuweilen alt und häßlich, da langweilt ſich der Schooßhund wie ein Mops. Hütet Euch, Ihr Ehemänner vor ſolchen Hunden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ſo ein Hund oft mehr koſtet als tauſend Andere.

Zur ſechsten Cohorte gehört der Windhund. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem türkiſchen Windſpiel. Er hüpft beſtändig herum, leckt Allen die Hände ab, ſieht in die Spiegel und betrachtet ſein Conterfei, einem Narciſſus gleich, mit dem höchſten Wohlgefallen, bürſtet mit der Zunge ſein Fell, auf daß es recht ſau-

ber sei, spielt, wie ein Kind, mit jedem Papierschnitzchen, säubert sich wieder, streckt die Glieder, gähnt und legt sich schlafen. So ein Windhund ist der Bürstenabzug von dem Bilde eines Zierbengels, der sich striegelt und bügelt, der sich schmiert und parfümerirt, der jeder Dame die Hände abküßt, der beständig in den Spiegel guckt und sich selbst und Andere langweilt. So ein Hund ist doch zu gar nichts zu gebrauchen!!!

Zur siebenten Cohorte gehört der Jagdhund, d. h. ein Hund, der auf andere Wesen Jagd macht, der sie so zu sagen abfängt, der sie in den Staub wirft und nicht eher zu beißen nachläßt, bis das arme Thier seinen Geist aufgibt. Solch ein Hund ist eine Matrize von einem bissigen Recensenten à la . . . Sein ganzes Thun und Treiben, seine höchste Wonne besteht darin, andere Geschöpfe zu verfolgen, sie bei den Ohren zu fassen und sie so lange zu rütteln und zu schütteln, bis sie sich im Staub wälzen, in den er sie mit boshaftem Ingrimm herabgezogen hat. Diese Art von Hunden vermehrt sich jetzt so stark, daß es Noth wäre, ihnen Maulkörbe anzulegen.

Zur achten Cohorte gehört der Lumpenhund. Lumpenhund! Die deutsche Sprache darf stolz sein, ein Wort zu besitzen, das in zehn Buchstaben so viel, so unendlich viel ausdrückt. Lumpenhund! das ist ein Wort, das tausend Schimpfworte in sich vereinigt und alle andern überflüssig macht. Lumpenhund! das ist ein Wort, das keine andere Sprache aufzuweisen hat, als die deutsche. Sollte es deshalb sein, weil es nur in Deutschland solche Wesen gibt?! O nein, es gibt auch in Spanien und Portugal Lumpenhunde! Lumpenhund! Wer verlangt von diesem Worte eine Definition? Wer von den Sterblichen weiß nicht, was

ein Lumpenhund ist?! Der Name ist hinreichend, um diese Wesen erschöpfend zu charakterisiren.

Zur neunten und letzten Cohorte gehört der Schweinhund. Auch dieses Wort ist ein Myriomorphorama von unzähligen Begriffen. Was versteht der Deutsche nicht Alles unter diesem Namen? Mit ihm tauft er alle Undankbaren, Meineidigen, Vaterlandsverräther, feile Staatsdiener, bestechliche Richter, verschmitzte Jesuiten, schändliche Verläumder, verstockte Nabobs, mitleidlose Reiche und mehr solch nichtswürdiges Gelichter.

Das wären die neun Hunde-Cohorten. Ach!

118.

Gespräch zwischen zwei Hauslaternen.

— Wahrlich! Laterne zu sein, ist gar nicht übel.

— Hm, ich finde im Gegentheil keinen Posten so langweilig und abscheulich, als den einer Laterne.

— Chacun a son gout. Ich möchte nichts Anderes als Laterne sein. Wenn die Nacht einbricht und man mich anzündet, wenn die Menschen zu Bett gehen und die Straßen leer und öde werden, da schaue ich herab auf die menschenleere Gasse und vertiefe mich in allerlei Gedanken.

— Ich, liebe Schwester, wollte Alles eher als Laterne sein. Was gewährt mir die Nacht für Unterhaltung? Wenn sich nicht zufällig ein Dieb oder ein Verliebter blicken läßt, so kommt mir keine Menschenseele vor die Augen. Da hänge ich, brenne, leuchte

und weiß nicht wozu. Oftmals möchte ich aus Langeweile einschlafen.

— Mache es wie ich, spiele den Beobachter, Du wirst sehen, daß dies der beste Zeitvertreib ist. Sieh' nur, vor dem Hause gerade über von uns, da steht eine Equipage. Sie hält schon seit 11 Uhr; drei Stunden geht bereits der Kutscher ungeduldig auf und ab, murmelt etwas verdrießlich in den Bart, streichelt die stampfenden Rappen und säubert sich die Nase. Oben im zweiten Stockwerk, da ist noch Licht. Auf der rothseidenen Gardine gaukelt der Schatten eines Menschen bald hin, bald her. — Still, das Hausthor öffnet sich — ein alter Herr, eingehüllt in einen dicken Pelz, steigt in den Wagen, nachdem er der leuchtenden Zofe „eine gute Nacht" gesagt. Mit Blitzesschnelle besteigt der Kutscher den Bock, der Wagen rollt von dannen und noch hundert Schritt weit hört man der Räder Gerassel. Husch, da schleicht sich ein junger Mann in das offen gebliebene Hausthor hinein. Was mag er wohl vorhaben; er sah sich so verdächtig rings um. Parbleu, auf der rothseidenen Gardine tanzen jetzt zwei Schatten herum. „Comprenez-vous, Louiken?"

— Ich verstehe. Sieh, es bietet sich uns ein zweites Abenteuer dar. Da unten schlendert ein Mann, trällert eine Arie aus Fra Diavolo und ficht mit seiner Reitgerte in der Luft herum. Er nies't, und weithin dringt das Echo dieses Niesers. Eine weibliche Stimme ruft „zur Genesung." Der Mann bleibt stehen, eine Dame kommt dazu. Beide wechseln einige philanthropische Fragen und gehen dann in ein Haus hinein, das sie hinter sich zuschließen. Comprenez-vous?

— Ich verstehe. Horch, wer klingelt an unserm

Nachbarhaus? Ein Mädchen iſt's, in halbem Negligée. Wie das arme Kind jammert und winſelt! Was mag es nur wollen und wem mag es angehören? Es reißt recht gewaltig am Klingelzuge. Halt! da biegt ſich eine Nachtmütze zum Fenſter hinaus. Wer da, ruft Jemand von der Belle-Etage hinab. Sind Sie's, Herr Doctor, ſo fragt das Mädchen mit ſchluchzender Stimme. Ich bin ſein Kammerdiener, erhält es zur Antwort. Was gibt's? Ach, jammert die Kleine, haben Sie doch die Gnade, den Herrn Doctor zu wecken — meine Mutter liegt in den letzten Zügen. Wer iſt Deine Mutter? Die Witwe eines armen Holzhauers. — Mit der hat's keine Eile, die kann bis morgen warten. — Morgen iſt Alles zu ſpät; ach, wecken Sie den Herrn Doctor. — Pack' Dich fort, das geht nicht; er hat mir anbefohlen, ihn nur dann zu wecken, wenn reiche Kranke ſeiner Hülfe bedürfen. Der hartherzige Schlingel! Er ſchlägt das Fenſter zu und das arme Mädchen läuft weinend zu einem andern Arzt.

— Dort am Eckhauſe geht es doch alle Abend recht bunt zu. Jetzt erſt gehen die Pharao-Spieler auseinander. Das Häuflein zertheilt ſich, der Eine ſchlägt dieſen, der Andere jenen Weg ein. Der Eine recitirt den Monolog aus Hamlet „Sein oder nicht Sein.“ Der Andere ſingt die Barcarole: Amis, la matinée est belle und ſchnalzt mit den Fingern: der Dritte ſtößt Flüche in allen Sprachen aus und borgt ſich vom Zweiten ein Frankenſtück, damit er dem Menſchen das Trinkgeld bezahlen kann, der ihm das Hausthor öffnet.

— Pſt — in unſerer Nähe wird Jemandem eine Serenade gebracht. Das Ständchen iſt brillant, die artigen Muſikſtücke locken die Nachbaren ans Fenſter.

Ein drolliger Anblick. Dort ſieht man ein Paar Nachthauben, hier ein Paar Schlafmützen, die emſig dem Sänger zuhören. Gewiß iſt dieſes Ständchen zu Ehren der ſchönen Tänzerin gebracht, die auf gleicher Erde wohnt und eben ſo viel Anbeter als Stunden im Tage hat. Richtig; das iſt der Violiniſt, ihr Verlobter. Wie gefällt Dir die Roſſiniſche Arie, die das Finale macht:

O Weiber, Eure Treue,
Iſt mir ein ſich'res Zeichen,
Daß in des Hymens Reichen,
Ein Roſengarten blüht.

Sänger und Muſikanten gehen nach Hauſe und Nachthauben und Schlafmützen ziehen ſich applaudirend zurück.

Potz Element, was ſeh' ich da — — — So eben ſtieg ein Officier aus dem Parterrefenſter.

O Weiber, Eure Treue . . . .

— Nun ſag' mir, liebe Schweſter, habe ich nicht Recht. Nicht wahr, das Beobachten gewährt vielen Spaß? O, ich könnte 100 Bände Memoiren ſchreiben, wollte ich erzählen, was ich in meinem Laternen-Leben mit an- und zugeſehen habe. Mort de ma vie! Da klingelt ſchon wieder Jemand bei unſerm Nachbar, dem Arzte . . Ein betreßter Diener iſt's. Der Kammerdiener wirft wiederum ein gellendes „Wer da" zum Fenſter hinab. Ich bin der Kammerdiener von Sr. Excellenz dem Herrn Präſidenten. Der Herr Doctor ſollen augenblicklich zu der gnädigen Frau kommen. Fräulein Aline liegt im Sterben. — Iſt das die Tochter der gnädigen Frau? fragt der Bediente. Nein, das iſt die kleine Hündin der Frau Präſidentin; wecken Sie nur recht bald Ihren Herrn. —

In zehn Minuten wird mein Herr dort sein, erwiederte der Schlingel und schlägt alsogleich Feuer.

— Wer klopft denn da drüben an den Fensterläden der Apotheke. Sehe ich recht — ja — das arme Mädchen ist's, das vorhin den Arzt zur sterbenden Mutter holen wollte. Sie klopft so stark sie kann. Der Laden öffnet sich, ein Provisor, so dünn wie ein Strohhalm, eingehüllt in 27 Schlafröcke, erscheint am Fenster. Was ist denn los? Ach, lieber Herr, machen Sie mir doch recht schnell dies kleine Recept — meine arme Mutter ringt mit dem Tode — eilen Sie. Der Apotheker-Stöpsel gähnt erst ein Weilchen, dann raisonnirt er ein Weilchen, und endlich geht er an die Arbeit. Das geht rasch — die Pulver sind fertig. 3 Francs kostet die Medicin, brummt der Provisor und steckt die Pulver zum Fenster hinaus. Lieber Herr Apotheker, bittet die Kleine, ich habe jetzt keinen Sous, aber morgen bringe ich die 3 Francs, borgen Sie mir die Medicin nur bis morgen früh. — Was, erwidert der Pulverfabricant, die Person hat kein Geld und erkühnt sich, einen Apotheker, einen Bürger, aus dem Schlaf zu wecken?! Welche Ipecacuanha-Impertinenz! Borgen soll ich Ihr? Warum nicht gar! Wer kein Geld hat, muß nicht Medicin machen lassen. — Was meinst Du dazu, liebe Schwester? Er zieht sich und die Pulver zurück und schlägt mit fürchterlicher Vehemenz die Fensterladen zu.

— Wenn ich Tiger wäre, diesen Apotheker zerrisse ich in Myriaden Fetzen. Was höre ich — die Sturmglocke wird geläutet — man ruft Feuer — eine dichte Masse von Menschen, mit Löscheimern bewaffnet, bedeckt die ganze Straße. Reiter kommen herangesprengt — die Trommel wirbelt — Spritzen fahren auf. Alles stürzt an die Fenster. Wo brennt's?

Wo brennt's? Beim Doctor! Schon steht sein Haus in lichterlohen Flammen. Die Unvorsichtigkeit des Bedienten, der Feuer gemacht, ist Schuld daran. Die Flamme verzehrt mit einem Erysichtons-Hunger das Gebäude — schon jetzt ist es ein halber Aschenhügel.

— Schau dort hin, Schwester. Der Wind hat sich gewendet und einen Feuerpfahl in das Haus des Apothekers geschleudert. Auch da wüthet die Flamme mit wilder Gier, der Brand greift mit Riesenschritten um sich. Gott ist gerecht — er lohnt den Guten und straft den Bösen.

119.

Wenn ich der Teufel wär'!

Man sage, was man will .... ich glaube es durchaus nicht, daß wir wirklich im Jahre 1830 post Christum natum leben. Eine Chiffre muß in dieser Jahreszahl zu viel sein, ob die 1 oder die 8, ob die 3 oder die 0, das weiß ich nicht. Zählten wir aber wirklich 1830, wie wäre es möglich, daß in manchen Staaten noch so viele Spuren egyptischer Finsterniß und barbarischer Rohheit herrschten!

Da machen die Leute so viel Rühmens von den mächtigen Fortschritten der Cultur, Humanität und Toleranz. Genau betrachtet, steckt nichts dahinter. Wo man hinblickt, sieht man noch Fehler und Gebrechen, die sich von frühern Jahrhunderten auf unsere Zeit fortgepflanzt haben. Wo man hinblickt, sieht man noch Sitten und Gebräuche, Einrichtungen und

Institutionen, die auf das Jahr 1830 eben so wenig passen, als die Faust aufs Auge.

Wenn ich über Alles dieses nachdenke, so dringt sich mir der Wunsch auf: 8 Tage der Gottseibeiuns zu sein, um die Welt und die Menschheit von ihren Schlacken zu befreien; sie zu säubern von dem physischen und psychischen Schmutz, der sich so tief eingefressen hat, daß er eine steinartige Cruste geworden.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte zuerst den Sclavenhandel. Was wird die Nachwelt für Gesichter schneiden, wenn sie einstmals durch die asbestenen Blätter der Geschichte erfahren wird, daß es im Jahre 1830 noch Kannibalen gegeben, welche mit ihren Nebenmenschen, wie mit Beinkleidern, Blumenzwiebeln, Grünzeug und Thierhäuten, Handel getrieben haben. Was werden sich unsere Posteriora vom 1830er Jahrgang der Cultur für Begriffe machen, wenn sie erfahren werden, daß England, die Wiege der Freiheit, den Sclavenhandel geduldet hat. Ich höre, wie sie sagen werden: „Die Leute, die im Jahre 1830 gelebt haben, müssen schöne Kerlchen gewesen sein. Laßt uns Gott danken, daß wir ein Jahrhundert später auf die Welt gekommen sind, daß wir nicht Zeugen und Mitgenossen jener erbärmlichen Zeit geworden."

Herzzerreißend ist es, wenn man bedenkt, daß das Völkerrecht solch' tief-empörende Frevel duldet! Mag England noch 100,000 Maschinen erfinden, wodurch es Menschenköpfe und Menschenhände entbehrlich macht, dadurch wäscht es nicht den Schandfleck rein, den es sich selbst, durch den verruchten Sclavenhandel, in das Buch seiner sonst ehrwürdigen Geschichte gemacht. Mit dankbarem Herzen preis't zwar Jeder die rühmlichen Bemühungen Einzelner aus der englischen Nation, die ihr Hab' und Gut für die Abschaf-

fung dieſes ſchändlichſten aller Verbrechen aufopfern; (wer erinnert ſich nicht an Miß Wright und Sir Flower, von denen die Erſtere im Staate Illinois ein „Memphis," der Letztere im Staate Connecticut ein „Liberty" begründet hat, die nun Freiſtätte für die von ihnen losgekauften Sclaven geworden) doch ſo lange das Geſetz dieſem Frevel keinen Einhalt thut, ſo lange haben wir einen triftigen Grund, zu zweifeln, daß wir im Jahre **1830** post Christum leben.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte alle Monopole und Privilegien.

Was wird die Nachwelt von uns denken, wenn ſie erfahren wird, daß im Jahre 1830 dem B. ein Gewerbe zu treiben unterſagt wurde, das man dem A. zu treiben erlaubt hatte. „Ei," werden unſere Nachkommen fragen, „hatte denn damals ein Menſch weniger Anſprüche als ein anderer — hatten nicht Alle gleiche Rechte? War denn keine vollkommene Gewerbefreiheit?"

Was dem Einen erlaubt iſt, darf dem Andern nicht verboten werden. Wenn Peter eine Schneiderwerkſtatt errichten darf, ſo ſoll es auch dem Paul geſtattet ſein. Wenn Hinz ein Theater bauen darf, ſo ſoll es auch dem Kunz erlaubt ſein. Wenn dem A. der Buchhandel geſtattet iſt, ſo ſoll er auch dem B. nicht verweigert werden. Wenn X. eine politiſche Zeitung herausgeben darf, ſo ſoll es auch dem Y. erlaubt ſein. Jedem Menſchen ſollte es geſtattet ſein, ein Gewerbe zu treiben, welches ihm beliebt, eine Kunſt auszuüben, für welche er ſich befähigt glaubt.

Eine vollkommene Gewerbefreiheit ruft eine rüſtige Concurrenz wach, welche Künſte und Induſtrie befördert und ſie mit Rieſenſchritten ihrer Vervollkommnung nahe bringt. Findet der Handelsmann keine Kunden,

der Künſtler keine Theilnehmer, ſo hat er alsdann nur ſich und nicht dem Staate ſeine Brodloſigkeit zur Laſt zu legen, denn die Meiſter gehen ſiegreich und die Pfuſcher beſiegt aus dem Kampfe der Concurrenz.

So lange es noch Monopole und Privilegien gibt, ſo lange haben wir einen triftigen Grund zu zweifeln, daß wir im Jahre 1830 leben.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte alle Jeſuiten.

Was wird die Nachwelt von uns ſagen, wenn ſie erfahren wird, daß man noch im Jahre 1830 einen Orden geduldet, der ſo viel Unheil in der Welt geſtiftet hat. Ach, werden unſere Nachkommen ausrufen, unſere Vorfahren müſſen ſtockblind geweſen ſein, ſonſt wären ſie zu der Einſicht gelangt, daß die Urheber der meiſten Staatsumwälzungen, der meiſten Uebel — Jeſuiten waren.

So lange man noch Jeſuiten duldet, ſo lange haben wir einen triftigen Grund zu zweifeln, daß wir im Jahre 1830 leben.

Wenn ich der Teufel wäre — ich holte noch gar Manches, was ich deshalb nicht namhaft machen mag — weil ich auch den geringſten Schein von Perſönlichkeit vermeiden will.

120.

Sendschreiben
des Berliner Eulenspiegel an den Pariser Figaro.

Mein liebenswürdiger Herr Vetter.

Gestern erhielt ich Nr. 174 Ihres Blattes (vom 23. Junius). Unter Ihren „Bigarrures" fand ich folgendes Artikelchen;

„La charmante Comtesse de Rossi (Dlle. Sontag) va publier ses Voyages."

Ohne Präambula, Herr Figaro, Sie sind aufgesessen! Die Nachricht, daß Dlle. Sontag „Reiseskizzen" herausgeben werde, ist, wie ich bereits in Nr. 142 meines Blattes gebeichtet habe, weiter nichts als une petite plaisanterie à la Guido d'Dettarnère, d. h. ein von mir aus der Luft gegriffenes Mährchen. Dlle. Sontag wird eben so wenig ihre Reiseskizzen, als ich meine Memoiren herausgeben. Ich habe diesen kleinen Scherz ersonnen, um wieder einmal der Freude genießen zu können: Hundert Journale zum Besten gehabt zu haben.

Trösten Sie sich, witziger Figaro, es ist ja nicht die erste Lüge, die Sie der Seinestadt mittheilen. Wenn ich für jeden solcher Scherze, den Sie den Parisern aufheften, einen Soldaten hätte, ich könnte eine große Armee ausrüsten und sie gegen unsere Feinde schicken.

Trösten Sie sich, charmanter Figaro. Als Barbier haben Sie gewiß schon Manchem etwas weiß gemacht; warum soll man Sie nicht auch einmal einseifen und über den Löffel barbieren?

Trösten Sie sich, geliebter Figaro, diese Nachricht ist schon in mehr als funfzig Blätter übergegangen.

Alle haben sie, wie Sie, für reine Wahrheit aufgetischt; die Frankfurter Oberpostamt-Zeitung, die Vossische Zeitung und noch ein Dutzend anderer politischen Journale sind dem kleinen Eulenspiegel in die Falle gelaufen, der Furet de Londres hat sie dem emporium of the world, der Figaro der capitale du monde erzählt. O! mein Scherz hat nun schon große Reisen gemacht, sich in vielen Ländern umgesehen, und wird nun aller Wahrscheinlichkeit nach, wie die Beschreibung des Sontag-Hotels, übers mittelländische und atlantische Meer setzen, um auch den Americanern etwas weiß zu machen. Darf ich nicht stolz darauf sein, daß das, was ich fingire, von der ganzen Welt für Wahrheit und noch dazu für interessante Wahrheit gehalten wird?

Ich mag schreiben, was ich will, gleich finden sich eine Masse von Blättern, die mir Alles nachplaudern. Schreibe ich heute, im Haag sei ein dreizehnjähriges Mädchen zu sehen, das ein blaues und ein schwarzes Auge habe, so reist diese Plaisanterie erst nach Wien, steigt dort in der Theaterzeitung ab, geht dann nach München, läßt sich in der Flora nieder, fährt von da nach Nürnberg, wird von dem Correspondenten von und für Deutschland beherbergt, reist dann nach Frankfurt am Main, wird da von der Oberpostamt-Zeitung in Beschlag genommen, und eilt dann nach Berlin zurück, wo sie die Vossische Zeitung aufnimmt mit offenen Armen — dann macht sie kleine Ausflüge nach Brüssel, Paris, London, schifft sich übers Meer und siedelt sich zuletzt im New-York Enquirer an. Sie sehen, Herr Figaro, daß die Neuigkeits-Depeschen des kleinen Eulenspiegel in jedem Lande Couriere finden, die sie weiter befördern.

Ich mag schreiben, was ich will, es wird in 100

andern Blättern nachgedruckt. Schreibe ich, ein Kind sei mit drei Nasen zur Welt gekommen, Rossini habe eine neue Oper „Coriolan" componirt, Walter Scott sei vom Schlagfluß gerührt worden, in Zeit von drei Monaten kann ich für diese Lüge funfzig Zeugen aufweisen, die das Nämliche aussagen.

Was wird aber die schöne Gräfin Rossi sagen, wenn sie durch die Zeitungen erfahren wird, daß sie bei Hartmann im Haag, „Reiseskizzen" herausgegeben, wofür sie von ihm 4000 Fl. erhalten hat? Sie wird nachdenken, sie wird glauben, es müsse wahr sein, denn es steht ja in der Vossischen Zeitung und in zwanzig andern politischen Blättern. Sie wird abermals nachdenken, sich aber durchaus nicht erinnern können, daß sie Reiseskizzen geschrieben habe, wofür sie von Herrn Hartmann ein Honorar von 4000 Fl. erhalten. „Aber mein Gott, es steht ja im Figaro," wird sie ausrufen. Sollte ich diese Reiseskizzen vielleicht hinter meinem Rücken, ohne mein Wissen geschrieben haben, wie Rossini den „Coriolan" und die „Doralice," wie Auber den „Sultan." Sie wird zum dritten und letzten Mal nachdenken, sodann ihren Honigmund in süßes Lächeln verziehen und ausrufen: „Ach, das hat gewiß der Oettinger wieder geschrieben."

Sie wird sich dann, um mich zu bestrafen, zum Pulte setzen und wirklich „Reiseskizzen" schreiben.

Sie sehen, lieber Figaro, daß diese Art von Lügen mehr Nutzen als Schaden verursacht, und daß aus dieser Lüge einmal Wahrheit werden kann. Doch genug von dieser Bagatelle.

Eine Welt voll heißer Grüße an das schöne Frankreich. Vielleicht komme ich bald zu einer Heure de bergère in Ihre Cité Bergère. Meine Empfehlung an Ihre Cousins Sylphe und Corsaire, Zeit-

ſchriften, aus denen ich ſchon manchen Aufſatz mitgetheilt habe, welcher — unter vier Augen ſei es geſagt — weder in der Einen, noch in der Andern geſtanden hat.

„La vérité, rien que la vérité, vive la vérité!“

Der Himmel erhalte Ihnen Ihren Witz und mir Ihre Freundſchaft.

Till Eulenſpiegel.

121.

Der kühne Ritter.

Gar Viele warben um Ricca's Hand, aber Papachen erklärte:

Nur der Mann erhält meine Ricca zur Frau, der dem vermaledeiten Journaliſten, (welcher mich faſt in jeder Nummer ſeines malitiöſen Blattes lächerlich macht) drei Backzähne ausreißt und eine Handvoll Bart auszupft.

Da meldet ſich ein kühner Ritter, ein zweiter Hüon von Bordeaux, und erbietet ſich, des Vaters frommen Wunſch baldmöglichſt zu erfüllen.

Der kühne Jüngling ging in einen Liqueurladen, trank einen Engliſchbittern und verfügte ſich ſodann zum Journaliſten.

Der Bediente meldet ihn beim Herrn.

— Ein Herr iſt draußen, der Sie zu ſprechen wünſcht.

— Iſt er einer meiner Gläubiger?

— Nein!

— Iſt er Executor?

— Nein!

— So laß ihn herein!

(Der kühne Ritter tritt ein.)

— Sind Sie der Journaliſt Spitzig?

— Oui. Nehmen Sie Platz, junger Mann. Ich habe eine Correctur zu machen. Sobald dieſe beendigt iſt, ſtehe ich Ihnen ganz zu Dienſten. Hans!

(Der Bediente tritt ein.)

— Bring' dem Herrn einen Stuhl.

— Ich will keinen Stuhl.

— Wollen Sie eine Hutſche?

— Ich will auch keine Hutſche.

— Was wollen Sie denn?

— Satisfaction für die Kränkungen, die Sie meinem zukünftigen Schwiegerpapa zugefügt haben.

— Sie wollen Satisfaction haben? Bon! In einem Viertelſtündchen gebe ich Ihnen jede, welche Sie wollen. Laſſen Sie ſich unterdeſſen die Zeit nicht lang werden. Hans!

(Hans tritt ein.)

— Hans, bringe dem Herrn ein Bilderbuch.

— Ich will kein Bilderbuch.

— So bringe dem Herrn einen Zahnſtocher.

— Ich will keinen Zahnſtocher.

— Was wollen Sie denn?

— Satisfaction will ich haben.

— Die ſollen Sie haben, aber erſt dann, wenn ich die Correctur gemacht. Hans!

(Hans tritt ein.)

— Hans! bring' dem Herrn ein Glas Wein.

— Ich will keinen Wein.

— Hans! bring' dem Herrn Hoffmannſche Tropfen.

— Ich will keine Hoffmannſchen Tropfen.

— Was wollen Sie denn?

— Satisfaction, ſag' ich Ihnen zum dritten Male.

— Und was für eine Satisfaction, wenn ich fragen darf?

— Mein Schwiegervater hat mir aufgetragen, Ihnen drei Backzähne und eine Hand voll Bart auszureißen.

— So! Haben Sie den Muth dazu?

— Nein! Ich hoffe aber, daß Sie die Gewogenheit haben werden, ſich gutwillig die drei Backzähne und die Handvoll Bart von mir ausreißen zu laſſen.

— Glauben Sie das wirklich? . . .

— Ich glaube es. Ach, erbarmen Sie ſich meiner! Sehen Sie, verehrter Herr, ich bekomme nur dann die Tochter jenes Mannes zur Frau, wenn ich dieſe ſchwierige Aufgabe gelöſt. Ich werfe mich zu Ihren Füßen und umfaſſe Ihre Knie. Wenn nur ein Funke von Mitleid in Ihrem Herzen wohnt, ſo geſtatten Sie, daß ich mich erdreiſten dürfe, Ihnen in tiefſter Ergebenheit drei Backenzähne und eine Handvoll Bart ausreißen zu dürfen.

— Um Ihnen zu einer Frau zu verhelfen, will ich mich gern Ihrem Wunſche unterwerfen. Nun! ziehen Sie ſich den Rock und mir die drei Backzähne aus.

Mit Zittern und Beben legt der kühne Jüngling die Hand ans Werk.

(Kleine Pauſe.)

— Nun, haben Sie ſchon die drei Backzähne?

— Noch nicht.

— Woran liegt das?

— Sie haben deren blos zwei.

— Freilich, da iſt es ſchwer, mir drei auszuziehen. Wollen Sie mir jetzt eine Handvoll Bart auszupfen?

— Wenn Sie es erlauben. —

— Sehr gern; geniren Sie ſich nicht.

(Kleine Pauſe.)

— Nun, haben Sie ſchon die Handvoll Bart?

— Nein.

— Warum nicht?

— Weil Sie nicht ſo viel Bart haben.

— Ei, das iſt freilich ſchlimm. Jetzt hätte ich aber eine Bitte an Sie.

— Sie wünſchen?

— Ich wünſche, daß Sie ſich jetzt entfernen möchten.

— Ich gehe. Nehmen Sie's nicht übel, daß ich Sie mit meinem Beſuche incommodirt habe.

Der kühne Jüngling geht. Der Journaliſt ruft ihn zurück.

— Mir fällt ſo eben etwas ein. Es bleiben Ihnen noch zwei Mittel. — Laſſen Sie ſich von mir die drei Backzähne und die Handvoll Bart ausziehen, und zeigen Sie dieſe Ihrem Schwiegervater als die mir abgenommenen Trophäen vor, oder warten Sie ſo lange, bis mir der dritte Backzahn und der nöthige Bart gewachſen iſt. Was von Beiden wollen Sie thun? —

— Ich werde warten.

Der kühne Jüngling ging beſchämt von dannen. Wahrhaftig, er jammert mir!

122.

Naturgeschichte der Manichäer.

Ein heiliger Schauer erfaßt mich . . . Manichäer! . . Gläubiger! . . . „O himmlische Musik des Worts.“ Es ist der Inbegriff aller irdischen Seligkeiten, aller erquickenden Hochgenüsse, aller anziehenden Zauberwonnen.

Was wäre das langweilige Leben ohne Manichäer?! Ein uninteressantes Kartenspiel ohne Rechenpfennige und Zahlmarken, ein Staat ohne Steuerpflichtige, eine Uhr ohne Feder.

Jeder ordentliche Mensch hat Manichäer, ich bin ein ordentlicher Mensch, folglich habe ich Manichäer. Glaubst Du etwa, daß ich mich ihrer schäme? O bewahre, ich bin, im Gegentheil, sehr stolz auf sie; ich freue mich sogar, daß ich Manichäer habe. Frage nicht, warum? Sie sind es, die mir das trostbringende Bewußtsein verschaffen, daß es doch noch einige Menschen auf der pitoyablen Erde gibt, die einen innigen, ungeheuchelten Antheil an meinem Schicksale nehmen.

Wenn mein Eulenspiegel 10,000 Abonnenten hätte, wer würde sich am Meisten darüber freuen? Meine Manichäer! Wenn ich Berlin verlassen müßte, wer würde sich am Meisten über meine Abreise grämen? Meine Manichäer! Wenn ich eine große Erbschaft, oder eine reiche Braut, oder das große Loos erschnappen sollte, wer würde darüber außer sich vor Freude sein? Meine Manichäer! Wenn ich stürbe, wer würde mich, einen Satyriker, beweinen? Meine Manichäer!

Und ich soll undankbar sein, mich ihrer zu schämen!

Sprich mir von allen Schrecknissen des Gewissens,
Nur von dem Undank sprich mir nicht.

Nein, ich kann Alles, doch nicht undankbar sein. In meinen Manichäern erkenne ich weiter nichts, als warme, theilnahmvolle Freunde und Anhänger; darum schätze, darum liebe ich sie. Ja, noch mehr — ich bete sie an, als Penaten, als Schutzengel und Hausfreunde.

Der Umgang mit Manichäern ist nicht so schwer, als man sich einbilden mag. Sie werden von Laien, die in die Mysterien der Creditologie noch nicht eingeweiht sind, für Tyrannen, Barbaren, Ungeheuer, Krokodille, Haifische und Saducäer ausgeschrieen, mit denen man nicht auskommen kann.

Wie unrecht thut man diesen edlen Seelen, diesen hochherzigen Menschenfreunden, diesen barmherzigen Brüdern der Beau monde!

Ich weiß es aus der Schule der Erfahrung, daß die Manichäer nachsichtsvolle, langmüthige, duldsame, vortreffliche und liebenswürdige Wesen sind, die sich, wie Seidenfäden, willig um den Finger, wie Schafdarmsaiten, geduldig aufziehen, und sich, wie die lieben Narren, zehn bis zwanzig Mal bei der Nase herumführen und in den April schicken lassen, wenn man nur mit ihnen ein klein Wenig umzugehen weiß.

Knigge schrieb eine Kunst, mit Menschen umzugehen, ich will Dich in der Kunst unterrichten, mit Manichäern umzugehen.

Die ganze Menschheit, schuldiger oder unschuldiger Leser, zerfällt in zwei große Haufen: 1) in Manichäer und 2) in Nicht-Manichäer.

Die Nicht-Manichäer laſſe ich liegen, denn ich habe es jetzt nur mit Manichäern zu thun.

Der Haufe der Manichäer zerfällt wieder in drei Häuflein:

1) in feine oder artige,
2) in ordinäre oder grobe, und
3) in patentirte oder außerordentliche Manichäer.

Jedes dieſer Häuflein will, wie ſich von ſelbſt verſteht, anders aufgefaßt, anders behandelt ſein.

Stelle Dir vor, lieber Leſer, Du wärſt bei mir zum Beſuch, ſtändeſt mit mir auf dem Balcone meiner Wohnung und rauchteſt eine Cigarre, oder: Du ſäßeſt neben mir auf dem Sopha und ſchlürfteſt mit mir eine Taſſe Chocolade, oder ein Gläschen Malagga. Da klopfte es an meiner Thür und ich — ich rufte herein!

Ein Manichäer tritt ein; ein Gläubiger vom erſten Kaliber, d. h. ein feiner oder artiger.

— Nun, was gibt's ſchon wieder?

— Sie haben die Güte gehabt, mich auf heute herzubeſtellen . . .

— Kommen Sie morgen, übermorgen, oder in acht Tagen, jetzt habe ich Geſchäfte.

— Sie würden mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Sie mir den kleinen Reſt von dreiundvierzig Thalern heute auszahlen wollen.

— Es geht nicht, beſter Mann. Kommen Sie morgen; Sie ſehen, daß ich jetzt Geſellſchaft habe . . .

— Ich würde Sie gewiß nicht incommodirt haben, wenn ich das Geld nicht ſo nothwendig brauchte. Michaelis iſt vor der Thür — ich muß die Miethe bezahlen . . . . .

— Bis Michaelis ſind noch ſechs Wochen Zeit, unterdeſſen ſind Sie zehn Mal bezahlt . . . .

— Ich brauche das Geld aber zu etwas Wichtigerm: mein Knabe iſt mir vorgeſtern geſtorben, ich muß ihn morgen beerdigen laſſen . . . . .

— Mann, ich habe Ihren Knaben ja noch geſtern Abend aus der Schule kommen ſehen . . . .

— So? 'S iſt wahr, mein Junge lebt — ich brauche aber doch mein Geld . . . . .

— Wozu?

— Na, ich will's Ihnen nur ſagen (ich genirte mich vorhin), meine Frau iſt geſtern Abend niedergekommen . . . .

— Was? Ihre Frau iſt niedergekommen? Mit einem Knaben oder einem Mädchen?

— Mit einem Knaben.

— Hören Sie, da muß ich ſein Pathe ſein. Aber Potz Blitz, mir fällt ſo eben ein, daß Ihre Frau erſt vor ſieben Wochen niedergekommen. Wie iſt das möglich? Mann! glauben Sie, daß ich's ſchon vergeſſen hätte . . . oder wollen Sie mich narren?! Das werd' ich mir verbitten müſſen . . . . Kommen Sie in acht Tagen wieder, jetzt laſſen Sie mich ungeſchoren.

— Aber, lieber Herr Doctor, wär' es denn gar nicht möglich, daß Sie . . . .

— Laſſen Sie mich jetzt ungeſchoren.

— Wenn Sie mir nur derweilen die Hälfte geben könnten . . .

— Für heute iſt's mir unmöglich, leben Sie wohl.

— Ach, ich brauche das Geld ſo nothwendig . .

— Mann, heulen ſie mir den Kopf nicht voll. Kommen Sie übermorgen. Adieu!

Der Mann geht ſeine Wege. Es klopft. Ein

zweiter Manichäer tritt herein. Er gehört zum Häuflein der ordinären oder groben Gläubiger.

— Gun Moorgen.

— Ei, guten Tag, lieber Freund. Wie geht's, was machen Sie .... Sie haben ſich ja ſchon ſehr lange nicht bei mir ſehen laſſen ... Es iſt Ihnen während der Zeit, daß ich Sie nicht geſehen habe, doch recht wohl gegangen? Beſtimmt, beſtimmt! Man ſieht's Ihnen allzudeutlich an, daß es Ihnen recht gut geht. Das geſchieht Ihnen recht, ſehr recht. Sie ſind ein braver Mann, ein charmanter ....

— Aber, lieber Herr ...

— Ja, ja, ich weiß, daß Sie's nicht leiden mögen, ſich loben zu hören. Beſcheidenheit, nichts als Beſcheidenheit! Wollen Sie ſich nicht niederlaſſen? Kann ich Ihnen mit einem Gläschen Cholera-Liqueur aufwarten? Hören Sie, Freund, den müſſen Sie trinken, ich laſſe Sie nicht eher von der Stelle, bis Sie ein Paar Gläschen zu ſich genommen. Sie müſſen mir das nicht übel nehmen — ich bin für Ihre Geſundheit beſorgt. Hans!

— Laſſen Sie, laſſen Sie, ich will keinen Cholera-Liqueur, ich will mein ....

— Freund, ich weiß, was Sie ſagen wollen. Nur Geduld, nur Geduld, verehrter Gönner. Apropos, in welches Theater wollen Sie heute Abend gehen? Ins Theater an der Königsbrücke oder ins Königliche Schauſpielhaus? Oder wollen Sie heute lieber den Circus beſuchen? Da, verehrter Mäcen, nehmen Sie dieſe drei Billets, für Sie, Ihre liebe Frau und eines Ihrer lieben Töchterchen. Es befindet ſich doch Alles hübſch wohl bei Ihnen zu Hauſe? Ich will mir doch gleich einen Knoten in mein Schnupftuch machen, damit ich's nicht vergeſſe, Sie

morgen in aller Frühe zu beſuchen und mich nach dem Wohlbefinden Ihrer lieben Gattin zu erkundigen. Sie iſt doch wieder ganz hergeſtellt? Mein Bedienter hat mir erzählt, ein Ziegelſtein wäre ihr unlängſt auf den Kopf gefallen . . . . . Ich habe ſie innig bedauert, wahrhaftig, ſehr bedauert.

— Mein Gott, was reden Sie denn da? So hören Sie doch einmal auf zu fragen — Sie laſſen mich ja gar nicht zu Worte kommen.

— Aus purer Beſorgniß. Die Wunde Ihrer lieben Frau iſt alſo ſchon geheilt?

— Meine Frau hat gar keine Wunde . . . . . was wollen Sie denn?

— Wie, wäre ihr kein Ziegelſtein auf den Kopf gefallen?

— Nein, was fällt Ihnen ein . . . . . Meine Frau müßte doch auch etwas davon wiſſen, wenn ihr ein Ziegelſtein auf den Kopf gefallen wäre . . . . .

— Ja wohl, das verſteht ſich. Die Sache iſt alſo unwahr?

— Freilich!

— I da ſoll ihn ja der Teufel holen!

— Wen?

— Meinen Bedienten, der mich ſo ſchändlich belogen hat. Sie können nicht glauben, theuerſter Gönner, wie ſehr ich deshalb betrübt war. I — den verdammten Kerl muß ich ja gleich auf der Stelle aus meinem Dienſt jagen . . . .

— Machen Sie, was Sie wollen, ich will mein Geld haben und weiter nichts!

— Sie wollen Ihr Geld haben? Zuvor muß ich Ihnen aber einen Kuß geben. Freund, Gönner, laſſen Sie ſich umarmen und an mein Herz drücken.

Man ſage mir, was man will, ich behaupte, Sie ſind der ehrlichſte Mann auf Gottes Erde.

— Das bin ich auch . . . . .

— Sie ſind nicht nur ein ehrlicher, Sie ſind auch ein vernünftiger Mann, der Lehren annimmt und bei dem ein gutes Wort eine gute Stelle findet.

— Das kann auch wahr ſein — aber ich will mein Geld haben.

— Das ſollen Sie auch haben, verehrter Freund, aber gedulden Sie ſich nur noch acht Tage.

— Was, ich ſoll mich wiederum acht Tage gedulden? Nein, das kann nicht ſein . . . . ich will mein Geld haben.

— Freund, Gönner, Mäcen, wie können Sie ſo grauſam ſein. Bin ich nicht Ihr wärmſter Verehrer, Ihr beſter Kunde?

— Das mag ſein . . . . . ich will aber mein Geld haben!

— Freund, Gönner, Mäcen! Wie können Sie, ein ſo braver, ehrlicher und vernünftiger Mann, ſo hart ſein, mich in Gegenwart eines Dritten dergeſtalt zu compromittiren, blamiren, perturbiren, afficiren, irritiren . . . . .

— Ich bitte Sie, hören Sie auf.

— O das iſt nicht brav von Ihnen! Das hätte ich von einem Manne, von einem Manne von ſo viel Bildung und Herzensgüte nie, nie erwartet. Sollte ich Sie denn wirklich verkannt haben? . . . Nein, ich habe Sie nicht verkannt — Sie ſind der ehrlichſte Biedermann . . . dies beweiſ't ja jene theilnahmvolle Thräne, die jetzt ſo majeſtätiſch-ſchön in Ihrem Auge glänzt. Sie ſind ſo brav, daß Sie Niemanden kränken können, ohne ſich ein Gewiſſen daraus zu machen und zu ſich ſelbſt zu ſagen: Nikodem, du thuſt Un-

recht, das kannſt du einſt vor deinem Schöpfer nicht verantworten . .

— Hören Sie auf, hören Sie auf, machen Sie mir mein Herz nicht ſo weich.

— Dieſer Thränenſtrom, der jetzt Ihrem Aug' entquillt, gibt mir die beruhigende Gewißheit, daß Sie mir noch 14 Tage Friſt ſchenken werden. . .

— Wie! gar 14 Tage? . . Sie wollten ja Anfangs nur 8 Tage Friſt haben . . .

— Freund, Gönner, Biedermann, ich habe mich nur verſprochen. Ich brauche 14 Tage Friſt, um meine Schuld abtragen zu können.

— Gut, ich will nun noch 14 Tage warten, aber das ſag' ich Ihnen, wenn ich dann auch umſonſt komme, ſo . . .

— Können Sie mit mir machen, was Sie wollen.

— Na gut. Leben Sie recht wohl und nehmen Sie's nicht übel, daß ich etwas auffahrend war . . .

— Hat nichts zu ſagen, theuerſter Freund. Apropos, wollen Sie vielleicht jetzt einen Cholera-Liqueur verſuchen . . . .

— Ne, ne, ich dank'! Ein ander Mal, ich hab' jetzt keine Zeit. Leben Sie wohl! Ich empfehle mich Ihnen.

Auch den bin ich los! Das hat Mühe gekoſtet. Pah! mir iſt ordentlich heiß geworden. Sacre nom de Dieu! es klopft ſchon wieder. Himmel tauſend Donnerwetter! Herein! Ach — ein Gläubiger vom dritten Rang — ein patentirter Manichäer — ein Executor.

Lieber Leſer, das ſind die ſchlimmſten Manichäer. Dieſe nehmen weder Moral noch Raiſon an. Mit dieſen iſt nichts anzufangen und noch weniger aufzu-

hören, da heißt es: zahlen oder: in Arreſt. Nur Leute, welche ſo häufig als ich mit dieſer Race in Colliſion kommen, gelangen mit der Zeit zu einer Tranquillität, die ſich nicht außer Faſſung bringen läßt und dieſen Sturm, bei dem Herannahen eines ſolchen Juſtiz-Ungewitters, geſchickt abzuwehren verſteht.

Schließlich noch die Maxime: der grobe Manichäer muß (wenn man ſich vor ihm Ruhe verſchaffen will) artig, und der artige Manichäer grob behandelt werden. Contraria contrariis curantur. Merke Dir dieſen Lehrſatz, ſchuldiger Leſer, und Du wirſt faſt mit jedem Manichäer zurecht kommen.

123.

Der Schnurrbart.

(Factiſch.)

. . . Sylveſterabend war gekommen. Cäſar, der dolce-far-niente-Cavalier befand ſich in einem liebenswürdigen Familienkreiſe, der bei der duftenden Punſch-Bowle die Ankunft des neuen Jahres erwartete.

Man lachte und ſpielte und brachte Toaſte aus. Cäſar, in dulci jubilo, koquettirte bald mit der rauchenden Punſch-Terrine, bald mit der reizenden Hausfrau. Er ſpielte dabei den „angenehmen Süßholzraſpler," der ſich für ungemein intereſſant hielt, denn er hatte Jus ſtudirt, ließ ſich täglich raſiren und konnte den Devrient copiren.

Unter Scherz und Hammer- und Glockenſpiel ver-

ſtrich der freundliche Abend. Mitternacht brach herein, es ſchlug zwölf.

Die Geſellſchaft füllte ihre Gläſer und brachte dem neugeborenen Jahre ein herzliches Lebehoch. Cäſar aber bat ſich von der holden Hausfrau einen Kuß aus, denn er wußte, daß ſie ihm dieſe Bitte nicht abſchlagen konnte, weil, nach herkömmlicher Sitte, der Kuß, um den man bei dem Erwachen eines neuen Jahres bittet, füglich nicht verweigert werden darf.

Einem Manne wie Cäſar kann man um ſo weniger etwas abſchlagen, denn er hat Jus ſtudirt, läßt ſich täglich raſiren und kann den Devrient copiren.

Die liebenswürdige Frau verſprach ihm alſo, die Bitte zu erfüllen, jedoch nur unter der Bedingung, daß Cäſar ſich zuvor ſeinen Schnurrbart abraſiren läßt, denn, fügte ſie ſchelmiſch hinzu, ich habe das Gelübde gethan, keinen Mann zu küſſen, der einen Schnurrbart trägt.

Cäſar, der Jus ſtudirt hatte und ſich täglich raſiren ließ, glaubte dagegen nichts einwenden zu können und — ſchwieg; doch ſah man nur zu deutlich, daß ſeine Seele einen Kampf kämpfe, der ihr viele Anſtrengung koſte.

Es war zwei Uhr, als die kleine Geſellſchaft frohvergnügt auseinander ging. Cäſar, der Jus ſtudirt hatte und ſich täglich raſiren ließ, wünſchte nur mit ſehr ſteifer Miene der Dame des Hauſes eine „angenehme Ruh“ und ging.

Auf der Straße ſtellte er Reflexionen, ich weiß nicht über was, an. Es ſchien, als wolle irgend ein bösartiger Entſchluß in ſeiner aufgereizten Seele zur Reife gelangen. Einmal rief er aus: „Ja, es ſoll geſchehen!“ und zwei Secunden ſpäter: „Nein, juſt nicht!“

Als er zu Hauſe war, faßte er den kühnen Entſchluß, vorläufig ſchlafen zu gehen und ſich die Sache über Nacht noch reiflicher zu überlegen.

Er ſchlief bald ein und träumte — doch wovo er träumte, weiß ich nicht.

Um acht Uhr Morgens, als er noch von ſüßen Traumgöttern geſchaukelt wurde, weckte ihn der Hufſchlag eines Mannes, der ins Zimmer trat.

Cäſar, der Jus ſtudirt hatte und ſich täglich raſiren ließ, erwachte, und vor ihm ſtand Cephiſes, der Bader, der gerne Witze reißt und auf dem rechten Fuße lahm iſt.

Soll ich wiederkommen? fragte Cephiſes. Bleiben Sie, ich will aufſtehen, antwortete Cäſar.

Und er ſtand wirklich auf, ſchlüpfte in den geerbten Schafspelz und in die legitimen Pantoffel und ſtellte ſich gähnend vor den kleinen Spiegel.

Ein dickes Ach riß ſich von ſeinem Herzen los. Er warf einen Blick auf ſeinen ſchönen Schnurrbart und ließ ein zweites „Ach!“ los.

Cephiſes, der gerne Witze reißt und auf dem rechten Fuße lahm iſt, ſtellte einen Stuhl vor den Spiegel und Cäſar, der Jus ſtudirt hat und ſich täglich raſiren läßt, ſetzt ſich nieder.

Und Cephiſes begann alsbald den Cäſar einzuſeifen. Und als der Bader mit dem Pinſel an den Mund kam, ertheilte ihm Cäſar den Befehl, auch den Schnurrbart einzuſeifen.

— Wie, Sie wollen ſich doch nicht etwa den Schnurrbart abnehmen laſſen?

— Ja, das will ich — er muß runter.

— Warum denn, Herr Refredarius?

— Eine Dame, in die ich bis zum Sterben verliebt bin, will mir nicht eher einen Kuß geben, bis

ich meinen ſchönen Schnurrbart ihrem Eigenſinn zum Opfer gebracht.

— Malice! Und Sie wollen wirklich ſo dumm ſein — artig will ich ſagen . . . .

— Ja, ich will's, dafür bin ich Cäſar, der Jus ſtudirt hat, ſich täglich raſiren läßt und den Devrient copiren kann.

— Aber bedenken Sie doch, was Sie thun wollen. Einen Kuß können Sie alle Tage, aber einen Schnurrbart vielleicht erſt in Jahr und Tag bekommen. Denken Sie nur, wie viel Mühe und Bartwichſe es gekoſtet hat, bis wir den Schnurrbart ſo weit gebracht haben. Und jetzt, da er zu wachſen anfängt und ſchon ohne Vergrößerungsglas zu ſehen iſt, jetzt wollen Sie ihn runternehmen laſſen. Ne, das thäte ich nicht, wenn ich Sie wäre.

— Sie mögen Recht haben, verehrter Cephiſes. Der Schnurrbart kleidet mich, er leiht meiner blaſſen Geſichtsfarbe ein gewiſſes je ne sais quoi, das ſich principaliter nicht beſchreiben und eventualiter nicht definiren läßt. Erſt geſtern geſtand mir Andromache, Geheimrathens Köchin, daß mir dieſer Schnurrbart einen Reiz verleihe, dem ſie nicht widerſtehen könne .... Aber er muß dennoch fallen, Cephiſes.

— Liegt Ihnen denn gar ſo viel an einem Kuß. Ich gebe Ihnen zweie, wenn Sie wollen . . . . .

— Halten Sie Ihren Schnabel, Herr Cephiſes! So einen Kuß bekommt man nicht alle Tage. Der Mund, von dem ich ihn empfangen ſoll, gleicht einem Beet mit friſchen Erdbeeren, die in Wein und Zucker ſchwimmen. So ein Kuß iſt mir lieber als ein Aſſeſſorpoſten und Unſterblichkeit. Nehmen Sie ihn runter, Cephiſes; er falle unter der Guillotine Ihrer Hand.

— Noch iſt es Zeit. Bedenken Sie, daß der

Schnurrbart in einem Nu abraſirt iſt und daß vielleicht Jahre und Monden vergehen, ehe er wieder zum Vorſchein kommt . . . . . .

— Sie mögen Recht haben, theilnahmvoller Cephiſes. Aber ich habe es mir reiflich überlegt, ich muß den Kuß haben, alſo runter mit ihm!

— Ich zähle bis drei. Beſinnen ſie ſich. Eins!

— Nur zu, Cephiſes!

— Zwei und —

— Halt, Cephiſes. Noch einmal will ich in den Spiegel ſehen. Ach, Schnurrbart, wie reizend ſchön biſt du, wie ausnehmend einnehmend. Und dennoch falle! —

— Eins, Zwei und — — Drei. Weg iſt er. Da haben Sie den Schnurrbart, heben Sie ſich die ſchönen Haare auf und laſſen Sie ſich daraus eine Uhrkette machen.

— Cephiſes, ich verbitte mir ſolche Späße. Vergeſſen Sie nicht, mit wem Sie's zu thun haben. Ich bin der Cäſar, der Jus ſtudirt hat, ſich täglich raſiren läßt und den Devrient copiren kann. Bader! nehmen Sie ſich vor mir in Acht!

Und Cephiſes, der gern Witze reißt und auf dem rechten Fuße lahm iſt, machte, daß er fortkam. Cäſar aber wickelte den abgemähten Schnurrbart in ein Stückchen Poſtpapier ein, zog ſich an und eilte zu der ſchönen Frau, die ihm den Kuß verſprochen hatte.

Als ſie den Cäſar, der Jus ſtudirt hat und ſich täglich raſiren läßt, ohne Schnurrbart ſah, rief ſie ihren am Schachbret ſitzenden Gemahl und fing dann heftig zu lachen an.

— Worüber lachen Sie, Gnädige?

— Ich lache darüber, daß Sie ſich den Schnurrbart abnehmen ließen.

— Ich that es deshalb, um von Ihnen einen Kuß zu bekommen. Der Schnurrbart ist abrasirt, geben Sie mir jetzt einen Kuß.

— Warum nicht gar, daraus wird nichts.

— Sie spaßen nur, Madame.

— Nein, nein, es ist mein völliger Ernst — ich küsse keine fremden Herren und allerwenigsten solche, die keinen Schnurrbart haben. Wenn Ihnen der Henri quatre wieder gewachsen ist, dann sollen Sie einen Kuß von mir haben, doch nur dann, wenn es mein Gemahl erlaubt.

Cäsar, der Jus studirt hat, sich täglich rasiren läßt und den Devrient copiren kann, stand, wie ein von Zorn aufgeblasener Puthahn da. Und was that er?

„Er warf ihr den Schnurrbart ins Gesicht,
Den Kuß, sprach er, begehr ich nicht,
Und verließ sie zur nämlichen Stunde."

Seit dieser Zeit hat die Dame einen Schnurrbart. Der Himmel hatte den armen Cäsar gerächt!

124.

Physiognomien.

Es gibt Physiognomien, welche ich nicht ansehen kann, ohne den Mittelfinger an den Daumen zu legen. Ich würde glücklich sein, wenn ich diesen Physiognomien ein Dutzend Nasenstüber dediciren könnte.

Es gibt aber wiederum Physiognomien, in die ich mich gewissermaßen verlieben kann.

Es gibt Physiognomien, welche mir so verhaßt

ſind, daß ich wünſchen möchte: ich wäre ein Hund, und ſie wären Eckenſteine.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, die mich dergeſtalt anziehen, daß ich wünſchen möchte: ſie wären Roſen, die ich pflücken und ins Waſſer ſtellen könnte.

Es gibt Phyſiognomien, die mich dergeſtalt afficiren, daß ich Chamillenthee trinken muß, um die Züge, die ich in meine Seele eingezogen, wieder auszuſchwitzen.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, von denen ich mich, wie von dem Bilde der Geliebten, nur mit ſchwerer Mühe losreißen kann.

Es gibt Phyſiognomien, deren Anblick mir Kopfſchmerzen und Magenkrampf verurſacht. Ich würde mir den kleinen Finger abſägen laſſen, wenn ich ſie ein Viertelſtündchen maulſchelliren dürfte.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, deren Anblick mir Achtung und Liebe und Ehrfurcht einflößt. Wären ſie Blumen, ſo möchte ich ein Zephyr ſein, um die Reize ihrer Wangen wegzuküſſen.

Es gibt Phyſiognomien, die mich dergeſtalt anekeln, daß mir übel wird, wenn ich nicht alſogleich Hoffmann'ſche Tropfen verſchlucke.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, die mir ſo wohlgefallen, daß ich ſie mir wie ein ſchönes Bouquet ins Knopfloch meines Rockes ſtecken möchte.

Es gibt Phyſiognomien, die mich noch mehr anwidern, als Stockfiſch und Sauerkraut. Wären ſie Fliegen, ſo möchte ich eine Klatſche ſein!

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, die ich ſo einnehmend finde, daß ich mich zu ihnen hingezogen fühle. Ich wollte, ſie wären Papierſcheibchen, ich würde mir eine Doſe anſchaffen, ſie hineinlegen, um mich ihrer ſtets zu erinnern.

Es gibt Phyſiognomien, die mir ſo unerträglich

ſind, daß ſich meine Hand wider Willen zur Fauſt zuſammenballt. Wären ſie Anſchlagzettel, ich riſſe ſie herunter; wären ſie Bilder, ich hinge ſie auf.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, deren Anmuth mich ſtundenlang feſſeln kann. Wären ſie Baiſers oder Pfannkuchen, ich verſchlänge ſie.

Es gibt Phyſiognomien, bei deren Anblick ich das kalte Fieber bekomme. Wären ſie Dintenklexe, ich möchte das Rabirmeſſer ſein.

Es gibt aber wiederum Phyſiognomien, die für mich unendlichen Reiz haben. Wären ſie Locken, ich trüge ſie beſtändig in einer Capſel an meiner Bruſt.

125.

Die franzöſiſchen Reſtaurateurs.

. . . . Wo ich aß? Bald da, bald dort. Gewöhnlich dinirte ich bei Richard im Palais-royal für zwei Francs. Bei Beyermann hätte ich für fünf Schüſſeln, für ein Deſſert und ein Carafon de vin dreimal mehr bezahlen müſſen.

Einmal aß ich aber auch bei Very für zwanzig Francs und am andern Tage bei Almeroth, in der Rue J. J. Rousseau, für achtzehn Sous; ich habe alſo alle Claſſen der franzöſiſchen Küche durchgemacht.

Die vornehmern Reſtaurateurs haben nicht Speiſezettel, ſondern Speiſebücher. In der Reſtauration der trois frères provinciaux (dicht neben Very im Palais-royal) fand ich ein Speiſenlexicon, in dem über 400 Gerichte aufgezählt waren. Noch mehr!

jedes der Gerichte war abgemalt. Auf dieſer Seite lachte mich ein einmarinirter Stockfiſch, auf jener ein eingemachter Kalbskopf an.

Man macht ſo viel Rühmens von den Wiener Speiſezetteln. Sie ſind arme Schlucker gegen die franzöſiſchen.

Anfangs wollte mir die franzöſiſche Küche durchaus nicht behagen. Ich ließ mich durch ſchöne Namen zu der Wahl der unſchmackhafteſten Gerichte verleiten. Als ich aber nach und nach ein ganzes Speiſebuch durchgegeſſen hatte, da wußte ich, was meinem deutſchen Gaumen am beſten behagte und dabei blieb ich.

Als ich bei Very aß, ließ ich mir ein Gericht geben, deſſen Bekanntſchaft ich zu machen wünſchte. Der Garçon brachte es mir. Ich beguckte die Speiſe von allen Seiten und wußte nicht, ob ſie mit Löffeln oder mit Meſſern behandelt wird. Zum Glück verlangte mein Nebenmann die nämliche Speiſe. Wie froh war ich! Verſtohlen warf ich einen Blick auf ſeinen Teller, lauſchte ihm Schnitt für Schnitt das Tranchiren ab, copirte den culinariſchen Anatomen, und löſ'te auf dieſe Weiſe das ſchwierige Räthſel der Pariſer Kochkunſt zu meiner größten Zufriedenheit. Das Ding wollte mir aber durchaus nicht munden, es war nicht ſüß, nicht ſauer! Ich mußte für ein Paar Gänge einen Louisd'or bezahlen und war nicht einmal ſatt. Da hat es mir für zwei Francs bei Richard, Peſtell und Andern weit beſſer geſchmeckt.

Very, deſſen Name in den Annalen der franzöſiſchen Kochkunſt eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, iſt nicht mehr ſo berühmt, als er war. Er und Demoiſelle Mars haben in den letzten ſechs Jahren ſehr viel von ihrem Anſehen verloren. Seine culinariſchen und ihre theatraliſchen Leiſtungen ſind nicht mehr ſo beliebt

als früher. Die Gourmands haben jetzt dem Restaurateur der frères provinciaux, und die Kunstliebhaber der Demoiselle Jenny Vertpré am Théâtre Gymnase ihre Gunst geschenkt.

Die französischen Restaurationen besitzen einen Vorzug, der eine magnetische Attractionskraft ausübt. Es werden nämlich die Pariser Speisesäle nicht nur von Männern, sondern auch von Damen aus der vornehmen und mittlern Classe besucht.

Mir schmeckt das Essen noch einmal so gut, wenn auch Damen an der Tafel sitzen. Ich habe noch einmal so viel Appetit, wenn ich während des Essens mit einer holden Frau conversiren oder liebäugeln kann. Frauenblicke können zwar sehr oft die Suppe versalzen, aber was schadet dies? Sie bleiben doch immer die Würze des Lebens. Ohne Weiber und Austern wäre die Erde ein wahres Jammerthal, ohne Champagner und Liebe wäre das Leben ein Bogen Löschpapier mit tausend Dintenklexen.

An Sonntagen findet man fast an jedem Tische ein Paar allerliebste Französinnen. Der Commis führt seine Geliebte, der Officier seine Grisette, der Marquis seine Maitresse zu Very und fährt dann mit ihr nach Montmorency.

Eines Mittags fand ich in der Restauration der frères provinciaux die bekannte Leontine Fay, die schon seit sechs Jahren funfzehn Sommer alt ist. Zu ihrer Rechten saß der unerschöpfliche Vaudevillen-Fabricant Scribe, zu ihrer Linken der Gérant des Journal des Comédiens und Leontinen gegenüber ein alter Ritter der Ehrenlegion. Sie kamen mir wie eine Whistpartie vor, in der der Alte der Strohmann war.

126.

Madame Pflaumenmus.

. . . Sie war Schauſpielerin. Die Kritik hatte der Armen aber dergeſtalt das Leben verbittert, daß ſie ihren Abſchied nahm und eine neue Laufbahn begann.

Madame Pflaumenmus war im Ganzen nur zwei Jahre beim Theater. In dieſen zwei Jahren trat ſie höchſtens zwanzig Mal auf. Aber jedes Mal ward ſie von den Journalen dergeſtalt durchgehechelt, daß ſie am Ende Luſt und Muth verlor.

Die Dame hat aus dieſem Grunde eine ſchreckliche Antipathie gegen die Journale. Wenn ihr ein Blatt unter die Augen kömmt, ſo geräth ſie ſo ſehr in Wuth, daß ſie ſich ſelbſt an ihrem Herrn Gemahl vergreifen konnte, wenn er ihr nicht aus dem Wege geht.

Um ſich an den Journalen zu rächen, die ihr ſo viele Thränen verurſacht haben, gerieth ſie auf einen Einfall, der eben ſo geiſtreich als boshaft iſt.

Madame Pflaumenmus hat in Summa Summarum 5 Schooßhunde. Jedem Hund hat ſie den Namen einer Berliner Zeitſchrift beigelegt. Der eine Schooßhund heißt: „Till Eulenſpiegel," der zweite, der „Freimüthige," der dritte, der „Geſellſchafter," Nr. vier und fünf ſind Hündinnen, von denen die eine die „Voſſiſche" und die andere die „Spenerſche" heißt. Der „Freimüthige" und der „Geſellſchafter" ſind ihre Lieblinge — dieſe haben es am beſten bei der Dame. Sie fährt täglich mit ihnen ſpazieren, nimmt ſie in Theater und Concerte, in Gärten und Theegeſellſchaften mit, und füttert ſie mit Süßigkeiten ab. Aus der „Spenerſchen" und „Voſſiſchen" macht ſie ſich wenig

oder gar nichts, ſie läßt ſie laufen und kümmert ſich nicht um ſie. Aber den „Till Eulenſpiegel," den kleinen ſchwarzen Pinſcher, den haßt ſie. Er bekommt bei ihr mehr Schläge als Eſſen.

Beſucht ſie Jemand, ſo ruft ſie: „Eulenſpiegel," ſchön herein! Der Pinſcher iſt aber ſtarrköpfig und eigenſinnig — er kommt nicht. Sie ruft ihn zum zweiten und zehnten Mal: Schön herein, „Eulenſpiegel." Der Pinſcher kommt trotzdem nicht. Madame Pflaumenmus wird wüthend und ſchlägt ihn. Der Pinſcher fängt zu heulen und zu winſeln an, Madame Pflaumenmus ruft: Couche — der Pinſcher bellt aber deſto ſtärker. Sie ruft zehn und zwanzig Mal „will er wohl couchen" der Pinſcher läßt ſich durch dieſes Gebot aber gar nicht aus der Faſſung bringen und bellt bis er genug hat.

Die „Spenerſche" und „Voſſiſche" können aufwarten, apportiren und mehr dergleichen Stückchen. Der „Freimüthige" und der „Geſellſchafter" ſind aber ſehr unbeholfen, ſie liegen den ganzen, lieben Tag auf dem Sopha, gähnen und ſchlafen.

Es iſt gut, daß es in Berlin nicht mehr als fünf Zeitungen gibt, die über Theater referiren. Gäbe es hier ſoviel Journale als in Paris, Madame Pflaumenmus müßte ſich, um jede Zeitung auf den Hund zu bringen, hundert Schooßhunde halten. Die Rache wäre dann freilich etwas koſtſpielig und uncommode.

Manche Zeitungen haben übrigens, unter uns geſagt, ſehr viel Aehnlichkeit mit den Hunden. Sie bellen, klaffen, beißen. Die Meiſten liegen an der Kette, ſind wachſam und machen Lärmen, wenn ſich ein Fremder einſchleicht. Du ſiehſt, lieber Leſer, daß ich ſelbſt meinen Stand nicht ſchone, und auch die Journaliſtik bisweilen ein Wenig touchire, wiewohl

ich in Deutschland vielleicht ihr wärmster Verehrer, ihr treuester Anhänger, ihr größter Lobredner und ihr eifrigster Verfechter bin. Scherz muß sie sich aber gefallen lassen!

127.

Die Vestalin.

„Kommst Du mir so, komm ich Dir so."
Petrarca.

Leon trat eben in den Saal. Das buntscheckige, hin- und herwogende Maskengewimmel, das schimmernde Lichtmeer der hundertflammigen Kronenleuchter, der fröhliche Melodienruf der tanzluststachelnden Musik, der bunte Reigen der Tanzenden, die orientalische Pracht und der majestätische Geschmack der Costüme, das Blitzen und Funkeln und Flimmern und Flittern der Demanten und Juwelen, womit die Gewänder der Damen übersäet waren, die Neuheit der vielen Maskenanzüge, und das Mysterieuse, das jedweder Maske eigen ist — dies Alles schuf ein zaubervolles Panorama, dem er in jeder Minute eine neue Schönheit, einen neuen Reiz ablauschte.

Fröhlich tauchte er, mehr als je zu Abenteuern aufgelegt, in die bunte Fluth der sich drängenden Masken, badete sich in dem wonnevollen Meer unwiderstehbarer Reize, wurde bald von dem blendenden Nacken einer Anadyomene, bald von der reizenden Gestalt einer Hebe, bald von der kleinen Hand einer Lais

und bald von dem noch kleineren Fuß einer Rhodope fort- und hingerissen.

Sein rosenfarbener Domino harmonirte mit seiner rosenfarbenen Laune. Er schwamm in Wonne und Entzücken.

Plötzlich fällt sein Auge auf ein Maskenpaar, von denen die Eine als Vestalin, die Andere als Pilgerin gekleidet war. Mehr als die Braune fesselte ihn die Weiße. Der wunderholde Bau ihres reizumgürteten Körpers, ihr himmlischer Wuchs, ihre göttliche Taille und vor Allem der kleine Fuß flößten ihm eine heftige Leidenschaft ein.

Leon war, unter vier Augen sei es gesagt, ein großer Geck. Er hielt sich für den schönsten und interessantesten aller Männer und rühmte sich mehr als einmal, daß ihm keine Dame widerstehen könne. Er richtete jetzt sein ganzes Augenmerk auf die reizende Vestalin und war im Voraus seines Sieges gewiß. Wie der Schatten an ihre Ferse gekettet, verfolgte er sie durch alle Säle, betrachtete sie von allen Seiten und entdeckte stets neue Vorzüge an ihr. Seine wollüstige Phantasie lieh dieser Maske Millionen Reize, von denen der eine verführerischer als der andere war.

Leon gehörte zu jenen Roués aimables, die sich durch ihre Keckheit und Zudringlichkeit auszeichnen, die sich nicht so leicht abweisen, nicht so leicht zurückschrecken lassen.

Auch hier erlaubte er sich Dinge, die sich ein Mann von Bildung gegen Damen nie hätte zu Schulden kommen lassen. Seine Huldigungen schienen Anfangs der Vestalin nicht sehr angenehm zu sein, man sah es nur zu deutlich, wie viel Mühe sie sich gab, ihm und seiner Zärtlichkeit aus dem Wege zu gehen. Sie zog sich deshalb mit ihrer Begleiterin in einen

der Nebensäle zurück. Leon folgte ihr aber, ſtellte ſich ihr gegenüber und fixirte ſie ſo ſtark mit ſeinen Blicken, daß ſie dadurch recht verlegen wurde. Da ziſchelte die Pilgerin der Veſtalin recht geheimnißvoll ein Paar Worte ins Ohr, die ſie ganz umſtimmten. Die Veſtalin zeigte ſich nicht mehr ſo kalt gegen Leon, näherte ſich ihm und malte in ſeine Hand ein L.

— Wie, ſchöne Maske, Du kennſt mich?

— Wer wird Dich nicht kennen?

— So ſage mir, wie ich heiße.

— Leon iſt Dein Name.

— Getroffen, ſchöne Maske.

Die Pilgerin hatte ihn an ſeinem blonden Haar, an ſeinem Backenbart und an ſeinem ganzen Benehmen erkannt, und es der Veſtalin vorhin ins Ohr geraunt, daß dieſer rothe Domino jener Leon ſei, der ſich für den ſchönſten und intereſſanteſten aller Männer hält, und dem, wie er ſagt, kein Weib auf Erden widerſtehen könne. Die Veſtalin lächelte und wurde mit jeder Minute freundlicher und zuvorkommender gegen ihn. Leon hatte Grund, das für einen guten Vorboten zu halten; er ſchloß ſich immer mehr und mehr an die Veſtalin an und engagirte ſie ſogar zum Contretanz. Die Dame willigte ein.

Während des Tanzes entfaltete er den ganzen Fond ſeiner kecken Höflichkeit, überſchüttete ſie mit den feinſten Complimenten, fand ſie reizend, ſchön, liebenswürdig und ſo weiter.

— Wie können Sie mich reizend, ſchön und liebenswürdig finden, Sie haben mich ja noch nie ohne Larve geſehen.

— Das Blut, das jetzt ſo raſch und ungeſtüm in meinen Adern rollt, es ſagt mir, daß Sie ſchön

ſind. Ich beſitze in derlei Fällen eine große Divinationsgabe.

— Es wäre doch leicht möglich, daß Sie ſich diesmal geirrt hätten.

— Nein, nein! Das Feuer Ihrer ſchwarzen Augen, das durch die Larve wie die Sonne durch den Wolkenſchleier blitzt, der liebliche Ton Ihrer jugendlichen Silberſtimme, der Alabaſter Ihrer zarten Hand, Ihr Wuchs, Ihr Fuß beſtätigen nur allzuklar, daß ich mich in Ihnen nicht geirrt habe.

Zärtlich drückte er jetzt ihre Hand und war überglücklich, als er dieſen zarten Druck leiſe erwidert fühlte. Sie iſt Dein, ſagte er zu ſich ſelbſt und triumphirte ſchon im Voraus.

Um zu erfahren, wen er vor ſich habe, ſtellte er einige verfängliche Fragen an ſie. Die Veſtalin war aber nicht dumm, errieth ſeine Abſicht und richtete darnach ihre Antworten ein.

— Sind Sie hier allein auf dem Balle?

— Ich bin mit einer andern Dame hier. Die Pilgerin, mit der Sie mich gehen ſahen, iſt meine jüngere Schweſter.

— Warum iſt nicht auch Ihr Herr Gemahl auf dem Ball?

— Mein Gemahl? Wer ſagte Ihnen daß ich verheirathet bin?

— Ich vermuthete es nur.

— Gedanken ſind zollfrei.

Der Contretanz war jetzt beendet. Leon führte die Veſtalin und ihre Schweſter ins Büffet. Die Damen ſträubten ſich Anfangs. Ah bah das macht nichts, dachte er bei ſich, das Sträuben iſt blos Styl und Etikette bei den Damen, hat aber nicht viel zu

bedeuten. Er bat ſie ſo lange, mit ihm zu ſoupiren, bis ſie endlich nachgaben.

Nachdem er ſeine Larve abgenommen, eine Trüffelpaſtete, Auſtern und Champagner beſtellt hatte, drang er in ſeine Damen, ſich zu demasciren. Sie wollten das nicht. Leon hielt dies für eine bloße Caprice, konnte ſich aber nicht enthalten, den Flor ihrer Halblarve aufzuheben, um ſich Gewißheit zu verſchaffen, ob es denn wirklich der Mühe werth ſei, für ſie das Souper zu bezahlen und ihr den Hof zu machen. Er wollte ſeine Neigung an keine Häßliche verſchwenden. Der Mann hatte Recht! Aber die Veſtalin war ſchön. Das ſchelmiſche Lächeln, das um die Damascusroſe ihres Mundes ſpielte, zeigte ihm zwei Perlenreihen blendendweißer Zähne. Das war genug! Er hatte ſich nicht geirrt.

Die Veſtalin aß wenig oder gar nichts. Weit mehr Appetit hatte ihre Schweſter, die Pilgerin. Das Meiſte aber aß unſer Leon. Er entfaltete im Eſſen eine Virtuoſität, gegen die ſich nichts einwenden ließ. In zehn Minuten hatte er eine halbe Trüffelpaſtete, circa zwanzig Auſtern und ſechs bis acht Gläſer Champagner in das Felleiſen ſeines Magens eingepackt.

Nachdem er ſeine Teller zierlich geleert hatte, begehrte er vom Marqueur ſeine Rechnung.

— Was bin ich Ihnen ſchuldig?

— Nichts.

— Nichts?

— Es iſt ſchon Alles bezahlt.

— Bezahlt? Sind Sie toll? Wer hat es bezahlt?

Der Marqueur zeigte auf die Veſtalin — Leon ſtutzte, die Damen kicherten unter ihren Larven und freuten ſich über ſeine Verlegenheit. Während ihr

Chapeau im Auſterneſſen vertieft war, verfügte ſich die Veſtalin, unter dem Vorwande, ihr aufgegangenes Schuhband wieder zuzubinden, in die Stube des Reſtaurateurs, und bezahlte dort, zu ſtolz, um ſich von einem fremden Herrn freihalten zu laſſen, das Souper für ihn.

Leon ſtellte ſich, als ob das ihn, Gott weiß wie ſehr, verdröſſe; im Innern mochte es ihm aber nicht unlieb geweſen ſein, denn wer weiß, ob ſeine Baarſchaft zur Bezahlung dieſes Abendſchmauſes ausgereicht hätte. Das hätte freilich nichts zu ſagen gehabt, denn er hätte ſeine Cylinder-Uhr oder einen ſeiner vielen Ringe, die auf dem Mittelfinger ſeiner rechten Hand ſaßen, dem Reſtaurateur als Pfand zurückgelaſſen.

Leon wollte ſeiner Veſtalin Vorwürfe darüber machen, da erhob ſie ſich von der Tafel und erklärte, daß es jetzt Zeit ſei, ſich nach Haus zu begeben.

— Warum eilen Sie ſo?

— Ich bin ſehr ermüdet. Komm Emilie, es iſt die höchſte Zeit, daß wir uns entfernen, denn (ſie ſah auf ihr Uehrchen) Zwölf iſt ſchon längſt vorüber. Komm, komm . . .

— Darf ich Ihnen meinen Wagen anbieten?

— Wir danken Ihnen recht ſehr.

— Wie, Sie werden doch nicht in ſpäter Nacht allein zu Fuß nach Hauſe gehen?? Unſere Straßen ſind öde und finſter. Sie könnten fallen, oder überfallen werden.

— Sein Sie unbeſorgt. Mein Wagen wartet unten.

— Erlauben Sie, daß ich Sie begleiten darf?

— O ja, doch wie ſich von ſelbſt verſteht, nur bis zum Wagen.

— Façon de parler, ich begleite Sie bis nach Hauſe, in Ihre Wohnung.

Statt der Antwort warf ſie ihm einen freundlichen Blick zu.

Ich verſtehe, rief der entzückte Leon aus, ergriff ihre Hand und drückte ſie voll Inbrunſt an ſeine heißen Lippen. Die Veſtalin ließ ihn ruhig gewähren und die Schweſter, ſie ſchlug die Augen nieder.

Im großen Vorſale wartete der Diener der Damen mit ihren Mänteln. Leon warf der Veſtalin, der Diener ihrer Schweſter den ſchottiſchen Wickler um. Zuerſt ſtieg die Veſtalin, dann die Pilgerin und zuletzt unſer Leon in den Wagen. Der Diener ſchlug die Wagenthür zu und ſchwang ſich dann auf den Bock zu dem bepelzten Kutſcher.

Der Wagen rollte mit Blitzesſchnelle durch die dunklen Straßen. Leon ſchwelgte ſchon in dem Vorgeſchmack beſeligender Wonnen, die er kaum erwarten konnte. Der Champagner hatte ſein Gehirn erhitzt, ſeine Einbildungskraft malte ſich dieſe myſtiſche Maske und die Freuden, die er ſich von ihr verſprach, mit den keckſten, üppigſten Farben aus. Er träumte, im Mahomeds-Paradieſe zu ſein, in welchem ihm die ſchönſte der Houris den vollen Becher der ſüßeſten aller Freuden credenzte. Das erhitzte, ungeſtüm rollende Blut ſchwellte ſeine Adern und trocknete ſeine Zunge aus. Zehn Mal ergriff er die Hand ſeiner gegenüberſitzenden Veſtalin, mit heißer Gluth preßte er ſie an ſeine bebenden Lippen. Allein mehr als einmal verſuchte ſie es, ihre Hand der ſeinigen zu entziehen — dieſe ſpröde Weigerung aber, die unſer Leon für nichts Anderes, als eine zum Bonton gehörige Affectation hielt, ſchürte um ſo mehr die lodernde Flamme ſeiner brennenden Triebe an und brachte ihn in eine Art

anakreontiſcher Verzückung, der allmälig alle ſeine Sinne unterlagen. Die Veſtalin wußte ihn aber trotzdem in den Grenzen des Anſtandes zu erhalten und dämpfte die Gluth ſeiner Liebe bald durch Ermahnungen, bald durch Vorwürfe. Aber dieſe Vorwürfe klangen ſo liebevoll, daß ſie ihn immer mehr in ſeinem Glauben beſtärkten und jeden Zweifel aus ſeiner frohbewegten Seele verſcheuchten. Mein iſt ſie, dachte er, und konnte kaum den Moment erwarten, wo er die Früchte ſeines Sieges einernten durfte.

Der Wagen fuhr zum Thore hinaus und hielt endlich vor einem großen Eckhauſe. Der Diener ſprang von ſeinem Bock herab, öffnete den Wagenſchlag und hob zuerſt die Pilgerin, dann die Veſtalin und zuletzt den roſenrothen Domino hinaus. Die Pilgerin zog an der Klingel und zwei Minuten ſpäter öffnete ein Diener das Hausthor.

Die Damen erſtiegen die mit Gas erleuchtete Treppe, Leon folgte ihnen.

Die Veſtalin führte ihren Ritter in ein ſtockfinſteres Gemach, geleitete ihn zum Sopha und bat ihn, hier ſo lange ſitzen zu bleiben, bis ſie wiederkäme.

— Sie wollen ſich entfernen und mich hier allein laſſen?

— Ich will blos meine Maske ablegen, ſagte ſie und eilte mit ihrer Schweſter in ein Seitengemach.

Leon befand ſich nun allein, ganz allein in einem wildfremden Hauſe in einem ſtockfinſtern Zimmer. Mäuschenſtill blieb er auf dem Sopha ſitzen, mit geſpannter Sehnſucht der erwünſchten Kataſtrophe ſeines Abenteuers entgegenſehend.

Es vergingen fünf, es vergingen zehn Minuten, die Heißerſehnte kam nicht. Meine ſchöne Unbekannte, ſprach er zu ſich ſelbſt, läßt mich lange im Finſtern

tappen. Sagte sie nicht: sie wolle blos ihre Maske ablegen? . . . Braucht sie dazu so viel Zeit . . . mort de ma vie! das kommt mir verdächtig vor.

Mit jeder Secunde wuchs seine Neugier, seine Ungeduld. Das pochende Herz, das Prickeln des Blutes in seinen Adern, das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung . . . sollte ihm da nicht angst und bang' werden?! Das unheimliche Gefühl, das ihn beschlich, benahm ihm allen Muth, er wagte kaum zu athmen . . .

Endlich öffnet sich die Thür. Die Vestalin — nein, ein Diener tritt ein, der erst seine Verbeugung macht und dann einen silbernen Armleuchter mit drei Lichtern und ein großes Lavoir auf den Tisch setzt und sich dann eiligst wieder entfernt.

Das Licht verscheuchte die Nacht des bangen Zweifels; Leon schöpfte wieder freier Athem, sah sich im Zimmer um und überzeugte sich, daß er in einem vornehmen Hause sei und keinen Grund habe, sich zu ängstigen.

Bald darauf kam ein anderer Diener, der in der einen Hand ein großes Handtuch, in der andern Hand ein Paar Flacons mit farbigen Flüssigkeiten trug. Er legte Beides auf den Tisch und wollte gehen.

— Nur ein Wort, mein lieber Freund . . .

— Sie befehlen?

— Werd' ich hier noch lange warten müssen?

— Gedulden Sie sich nur noch einige Minuten. Sie werden gleich hier sein. Der Diener entfernte sich. Leon faßte neuen Muth, schnalzte mit seinen Fingern vor Freude und Ungeduld, und wünschte sich den ersehnten Augenblick herbei, der ihm die schönste aller Freuden bringen sollte.

Meine schöne Unbekannte läßt lange auf sich

warten, murmelte er leiſe vor ſich hin. Vermuthlich wirft ſie ſich in ein reizendes Negligé, um mir noch mehr zu gefallen. Leon, rief er freudig aus, Du biſt ein glücklicher Kerl — es gibt kein Weib, das Dir widerſtehen könnte . . .

Da trat ein dritter Diener ein und legte mitten ins Zimmer ein breites, hohes Polſterkiſſen, das viel Aehnlichkeit mit einer Pavelace hatte, worauf die Türken ihre Sieſta halten.

Welche Vorbereitungen! Flacons mit farbigen Flüſſigkeiten, (vermuthlich waren es koſtbare Liqueure), ein Lavoir mit Waſſer, ein Handtuch und ein großes Polſterkiſſen. Das wäre Alles recht gut und ſchön, wenn nur ſchon die ſchöne Unbekannte da wäre, damit ich wüßte, woran ich bin. Aber warum kommt ſie nicht. Teufel, was geht hier vor. Horch!! Jetzt glaubte er das Rauſchen ihres Nachtgewandes zu vernehmen. Sprach ſie da nicht, war das nicht ihre Stimme, die ich jetzt vernahm. Sieh', jetzt öffnet ſich die Thür.

Wer malt die Verwunderung und den Schreck Leons, als er — rathe wen? eintreten ſah. Die Veſtalin? Nein! Etwa die Pilgerin? Nein! Oder gar einen Geiſt oder ein Geſpenſt? Auch das nicht!

Da Du es ſchwerlich errathen wirſt, ſo will ich's Dir lieber ſagen, damit Deine Neugier nicht auf die Folter geſpannt werde.

Ein ziemlich alter Herr in einem braunſeidenen Schlafrock trat ein. Er rückte ſein ſchwarzes Sammtkäppchen und machte eine kurze, aber ſehr kalte Verbeugung.

— Mein Herr, ich muß Sie um Entſchuldigung bitten, daß ich Sie ſo lange warten ließ. Meine Frau, die Veſtalin, die Sie auf der Redoute kennen

gelernt, mußte mich wecken, denn ich lag ſchon im tiefſten Schlafe . . .

Leon konnte ſich von Schreck und Verwunderung noch immer nicht erholen, er ſtand wie vom Bliß getroffen da, wußte nicht, was er davon denken, was er dazu ſagen ſollte.

— Ziehen Sie ſich Ihren Rock aus, fuhr der alte Herr fort, machen Sie ſich's bequem, geniren Sie ſich nicht . . .

Leon ſollte ſeinen Rock ausziehen?! Warum? Was hatte der alte Herr für Abſichten?

— Setzen Sie ſich gefälligſt auf dieſes Polſterkiſſen, verhalten Sie ſich ganz ruhig, wenn ich bitten darf, es iſt bald vorüber . . .

Ich ſoll mich aufs Polſterkiſſen ſetzen (dachte ſich Leon), ſoll mich ruhig verhalten, es wird bald vorüber ſein? Was hat dieſer Menſch mit mir vor??? Ein ſchrecklicher Gedanke wurde in ſeiner geängſtigten Seele wach . . . Dieſer Mann wird doch nicht etwa . . . Nein, das wäre entſetzlich, gräßlich, abſcheulich . . . Leon zitterte an allen Gliedern, wie ein vom Sturmwind zerzauſtes Espenlaub.

— Warum ängſtigen Sie ſich ſo? Stellen Sie ſich doch die Sache nicht ſo ſchrecklich vor . . . eins, zwei, drei und Alles iſt überſtanden. Setzen Sie ſich.

Leon, von Schreck ganz perpler gemacht, ſetzte ſich. Der alte Herr legte eine Hand auf Leons Kinn, die andere auf Leons Stirn, riß ihm den Mund auf und fragte ihn:

— Welcher iſt es?

— Mein Herr, was wollen Sie?

— Ihnen den Zahn ausziehen . . .

— Welchen Zahn?

— Den Zahn, welcher Ihnen auf der Redoute ſo gräßliche Schmerzen verurſacht hat.

— Woher wiſſen Sie das?

— Komiſche Frage! Meine Frau hat es mir geſagt. Weckte ſie mich doch deshalb aus dem Schlafe auf, um Sie von Ihren Schmerzen zu befreien.

Himmel tauſend Donnerwetter — jetzt ging dem armen Leon ein furchtbares Licht auf. Durch den Schreck ganz verdutzt und dumm gemacht, wußte er nicht, was er anfangen ſollte. Dem Mann der Veſtalin geſtehen, daß er aus einem ganz andern Grunde ſeiner Frau gefolgt, das wäre nicht discret und noch weniger heilſam geweſen — dieſe Offenherzigkeit wäre ihm theuer zu ſtehen gekommen. Wie ſollte er ſich da aus der Affaire ziehen? Er mußte gute Miene zum böſen Spiele machen und gutwillig in den Plan der malitiöſen Veſtalin eingehen, um nicht vom Regen in die Traufe zu kommen.

— Es iſt wohl wahr, daß ich heftige Zahnſchmerzen hatte, ſie haben aber jetzt ganz aufgehört.

— Das macht die Angſt, in fünf Minuten kehrt das alte Uebel mit erneuerter Kraft wieder. Sie haben keine Ruh' bei Tag und Nacht und müſſen ſich vielleicht Monden lang damit herumquälen. Zeigen Sie mir den kranken Zahn. Iſt er hohl? Vielleicht kann ich ihn plombiren, das thut Ihnen nicht im Geringſten weh.

Was war da zu thun?! Leon mußte ſich fügen und zeigte auf einen der obern Schneidezähne.

— Ziehen Sie ihn aber ja nicht aus.

— Nein, nein, ich will ihn blos unterſuchen.

Der Zahnarzt, einer der geſchickteſten der Reſidenz, holte jetzt, ohne daß es Leon merkte, aus dem Aermel

ſeines Schlafrocks raſch ein Zängelchen hervor und — ratſch! der bezeichnete Schneidezahn war ausgezogen.

Leon ſtieß einen heftigen Schrei aus und fiel, von Schreck und Schmerz überwältigt, in Ohnmacht.

Der Arzt hielt ihm ein Flacon mit Hirſchhorngeiſt unter die Naſe — Leon kam ſchnell wieder zu ſich.

— Spülen Sie ſich jetzt den Mund mit dieſem Eſſigwaſſer aus, damit ſich das wunde Zahnfleiſch wieder ſchließe.

Während ſich Leon den Mund mit Eſſig ausſpülte, betrachtete der Zahnarzt durch die Loupe den ausgezogenen Zahn und konnte gar nicht begreifen, wie es möglich ſei, daß ihm dieſer Zahn wehethun konnte, da doch Krone und Wurzel deſſelben ganz geſund ausſähen.

Leon war außer ſich vor Wuth. Ohne Adieu zu ſagen, wollte er fortrennen. Als er ſchon die Thür in der Hand hatte, rief ihn der Zahnarzt zurück.

— Mein Herr!

— Was wollen Sie?

— Es thut mir leid, wenn ich's Ihnen erſt ſagen muß, was ich will. Sie ſollten das doch ſelbſt wiſſen, daß man Zähne nicht umſonſt auszieht.

— Wie? ich ſoll Sie auch noch dafür bezahlen??

— Freilich, freilich, ſagte mit kaltblütiger Ruhe der Zahnarzt, und bat ihn, den ausgezogenen Zahn, den er ſo eben in ein Stückchen Papier eingewickelt hatte, mitzunehmen.

— Da möchte man doch gleich . . . . . Was bekommen Sie?

— Einen Ducaten.

— Was, einen Ducaten?

— Dünkt Ihnen das zu viel? Haben Sie vergessen, daß mich meine Frau Ihretwegen aus dem Schlaf aufgeweckt . . . .

— Das hätte sie sollen bleiben lassen! rief wuthentbrannt der getäuschte Leon aus, warf drei harte Thaler auf den Tisch und lief zornig zur Thür hinaus.

In dem nämlichen Augenblick stürzte lachend aus dem Seitengemach die Frau des Zahnarztes herein und erzählte jetzt erst ihrem Gemahl, daß sie ihm ein Märchen aufgeheftet habe, um den Gecken für seine Zudringlichkeit bestrafen zu lassen.

Der Zahnarzt wollte sich darüber todtlachen. Hätte ich das früher gewußt, sagte er, so würde ich ihm blos Angst eingejagt, aber keineswegs einen kerngesunden Zahn ausgezogen und dadurch sein ganzes Gebiß verunstaltet haben. Liebes Weibchen, der Himmel verzeihe Dir diesen malitiösen Streich, fuhr er fort und ging zu Bette.

* * *

Gemüthlicher Leser, himmlische Leserin — siehst Du jetzt irgendwo einen jungen Stutzer, dem einer der obern Schneidezähne fehlt, so denke Dir: Das ist Leon.

128.

Vorwürfe.

Ich kenne einen Schriftsteller, einen jungen, äußerst liebenswürdigen und ungemein interessanten Mann, an dessen Schicksal ich einen eben so warmen Antheil nehme, als an dem meinigen.

Diesem jungen, interessanten, liebenswürdigen Schriftsteller werden von der Kritik allerhand Vorwürfe gemacht, die meinem Ich eben so nahe treten als dem seinigen. Drum drängt es mich, seine Vertheidigung zu übernehmen.

Man wirft ihm eine allzugroße Bitterkeit vor.

Parbleu! Kann der süß sein, dem die Menschheit den vollen Giftbecher zu leeren gegeben? Wer so viel traurige, herzrädernde Erfahrungen gemacht, als er, wer so viel ungerechte, himmelschreiende Verfolgungen erlitten hat, als er, der muß zur Coloquinthe werden, selbst wenn er früher eine Ananas gewesen wäre. Er will die Laster und Thorheiten der Menschen dergestalt geißeln, daß sie es fühlen sollen. Die Thoren haben aber Rhinoceros-Häute, auf die das Kitzeln leichter Scherze und das Touchiren scherzhafter Laune keinen Eindruck macht. Er muß mit Knitteln dreinhauen, wenn der Streich durch das dicke Rhinoceros-Fell durchdringen soll.

Mein junger Freund macht keine Ansprüche auf den Namen eines Humoristen, er ist nur ein Satyriker, der die Schwächen und Narretheien der Men-

schen unbarmherzig durchfuchteln will. Die Ruthenhiebe der Laune und Bonhommie sind viel zu gelind' für jene Dickhäute, nur die Peitschenhiebe und Stockschläge juvenalischer Satyre dringen durch.

Homöopathische Satyre, die mit einem Millionentheil von einem Gran satyrischen Glaubersalzes ein festgewurzeltes Gebrechen ausrotten will, bleibt ohne Wirkung. In der Satyre gelangt der allöopathische Arzt weit früher zum Ziele.

Man macht meinem zweiten Ich den Vorwurf, es sei zu hitzig, zu exaltirt, es hasche immer nach Extremen und trage bei der Portraitirung seiner Schurken und Thoren zu crasse, grelle Farben auf.

Soll ein Schriftsteller nicht hitzig sein, wenn man ihm von allen Seiten einheizt und den Kopf warm macht?

Er trägt deshalb so starke Farben auf, weil es seine Absicht ist, durch diese crasse Farbengebung die Thorheit und das Laster desto abschreckender erscheinen zu lassen. Die Satyre soll die Schwächen der Menschen dergestalt schildern, daß sie in andern Gemüthern Abscheu erregen. Durch diesen Ekel, den sie durch die crassen Farben einimpft, erstickt sie den Keim zur Nachahmung und dies ist, meinem Erachten nach, der erste Zweck der Satyre. Sie will nicht bessern, dies wäre vergebliche Mühe; denn Schurke bleibt Schurke, Thor bleibt Thor, an Beiden ist Hopfen und Malz verloren. Sie will den Schurken und Thoren nur bestrafen und Andere, deren Sinne noch nicht von den Netzen der Thorheit und des Lasters umstrickt sind, durch das Vorhalten eines Spiegels, der alle Folgen dieser Verirrungen zurückstrahlt, davon abschre-

ecken. Sie kann nicht die Zahl der Thoren und Schurken vermindern, ſondern blos Präſervativ-Mittel erſinnen, daß die Legion wenigſtens nicht vermehrt werde. Laſter und Thorheit ſind anſteckende Seuchen. Die Satyre zieht deshalb einen Sanitätscordon und warnt die Geſunden, daß ſie ſich vor dem Miasmus in Acht nehmen und verwahren möchten. Je ſcheußlicher ein Laſter, je lächerlicher eine Thorheit dargeſtellt wird, deſto abſchreckender iſt ſie; aus dieſem Grunde ſchildert mein Freund nicht die gewöhnliche Thorheit, ſondern die Thorheit in höchſter Potenz.

Man wirft ihm vor, daß er manchmal von dem Strudel der Perſönlichkeit fortgeriſſen werde.

Wahr iſt's, daß die Satyre nur die Sache, nicht die Perſon durchhecheln und geißeln ſoll. Sie ſoll die Thorheit, aber niemals den Thoren verlachen. Sie ſoll den Eigendünkel, aber nicht den Eigendünkeligen durch die Hechel ziehen. Es gibt aber viele Fälle, wo die Thorheit von dem Thoren ganz unzertrennlich und gleichſam die Haut ſeines Fleiſches iſt. Schlägt man die Haut, ſo ſchmerzt es auch den Körper.

Ein Poetaſter hat ein langweiliges Buch in die Welt geſetzt und hält ſich nun für einen zweiten Shakespeare. Die Satyre macht nun das Buch lächerlich, läßt aber den Verfaſſer ganz aus dem Spiele. Sie bekrittelt ein Bild und thut dem Maler nicht weh', ſie geißelt ein muſikaliſches Charivari und braucht trotzdem nicht im Mindeſten dem Compoſiteur nahe zu treten. Wenn ſie aber über die elende Leiſtung einer Theaterperſon herfällt, ſo muß ſie bon-gré — mal gré perſönlich werden. Sagt ſie: Der Schauſpieler z. habe durchaus kein Talent, ſo ſchreit der vielköpfige

Maulwurf — (in der eleganten Welt: Publicum geheißen), das ist eine Persönlichkeit. Der Maulwurf hat Recht; aber läßt sich dies vermeiden? Das Talent einer Theaterperson ist von ihrer persönlichen Individualität ganz unzertrennlich. Tadelt man die Leistung, so leidet auch die Individualität des Bühnensubjectes darunter. So kommt es, daß jeder Recensent, bei der Beurtheilung der Theaterleute — wider seinen Willen — Persönlichkeiten niederschreiben muß.

Man schiebt den satyrischen Silhouetten meines Freundes Personen aus der Wirklichkeit unter.

Malt er einen Lumpen, so rufen Hundert: Dieser Lump bin ich, das ist ein Pasquill auf meine Person, der Kerl muß auf die Festung kommen.

Was kann mein Freund dafür, daß sich alle Lumpen getroffen fühlen, wenn von einem Lump im Allgemeinen die Rede ist.

Zeuxis nahm sich, um das Bild einer vollkommenen Schönheit zu liefern, von einem Weibe diese, von einem andern Weibe jene Schönheit. Mein Freund nimmt sich, um das Bild einer vollkommen häßlichen Narrheit hinzustellen, von dem einen Narren die hochtragende Nase, von dem andern das große Maul, von diesem die gewichtige Miene, von jenem die gefaltete Stirn und formt die fremdartigen Theile zu einem neuen Ganzen um. Die Narren betrachten das Bild. Einer ruft: Das bin ich, die Nase ist ganz so wie die meinige. Der Andere schreit: Das bin ich, der Mund sieht dem meinigen, wie ein Wollsack dem andern ähnlich. Der Dritte brummt: Das bin ich, das sind meine Mienen. Da kommt der Vierte hinzu und

ſagt: Das bin ich, das iſt meine Stirn. Hundert und Tauſende betrachten das Bild und Jeder findet irgend eine Aehnlichkeit zwiſchen ſich und dem Gemälde auf.

Kein Wunder, daß ein Satyriker an nichts ſo reich als an Feinden und Injurienproceſſen iſt; denn in jedem einzelnen Portrait fühlt ſich eine Anzahl von Menſchen getroffen, die ſich's nicht nehmen läßt, daß ſie das Original iſt, von dem der Maler eine Copie genommen.

Man macht noch einen andern Vorwurf meinem Freunde. Man moquirt ſich darüber, daß er ſtets nur kleine Aufſätze, niemals aber eine große, dicke Satyre von mehreren hundert Seiten liefert.

Ach, ihr lieben Abderiten, glaubt ihr denn, daß der Werth eines Aufſatzes in der Anzahl der Seiten liegt?

Glaubt ihr denn, daß es ein ſchweres Kunſtſtück iſt, einen dreibändigen Roman zu ſchreiben? Das iſt kinderleicht. Der Stoff wird wie ein Stück Gummi elaſticum ausgedehnt. Der Romanſchreiber fragt nichts darnach, ob ein Riß oder ein Loch hinein kommt. Er nimmt ſich vor, drei bis vier oder fünf Bände mit dieſem magern Süjet voll zu füllen und damit Punctum. Was nun Andere in drei Zeilen ſagen, das reckt er dergeſtalt auseinander, daß es drei Seiten Platz einnimmt. Er füllt mit der Erzählung eines Sonnenuntergangs oder mit der Schilderung einer Mancheſter-Weſte zwei Druckbogen.

Glaubt ihr denn, daß dies mein Freund nicht auch kann? Er will es nur nicht, denn er iſt zu

beſcheiden, um ſeinen Leſern zuzumuthen, daß ſie ſechshundert Seiten auf einmal zu ſich nehmen ſollen. Die meiſten Satyriker lieben die kurze Waare; Swift, Addiſon, Boileau, Jouy, Lichtenberg, Börne, Alle haben nur Satyren von zehn bis zwölf Seiten geſchrieben.

Kürze iſt die Würze der Satyre. Die bunte Menge beweiſt Ideenreichthum und Erfindungsgabe. Sie bringt Abwechſelung und Mannigfaltigkeit, zwei der ſchönſten Eigenſchaften, in die Lectüre, ſpannt dadurch die Neugier und erhält die Theilnahme des Leſers in ſtets reger Kraft.

Zuletzt macht man meinem Freunde auch noch den Vorwurf, daß er zu flüchtig arbeite.

Er denkt aber wie der Franzoſe: Lieber flüchtig, als ſchwerfällig. Der Styl ſoll nicht ein unbehülflicher Dudu ſein, der ſich nur mit Mühe fortſchleppen kann; er ſoll ein loſer Zeiſig ſein, der ohne alle Anſtrengung um uns herumflattern muß, wie ein von Zephyren geſchaukeltes Roſenblatt. Er will nicht, daß ſein Styl einem ſchweren Packwagen, ſondern einem leichten Carrickel gleiche, das raſch und munter fortrollt.

Es gibt Leute, welche nur denjenigen Styl ſchön finden, deſſen Perioden hübſch lang wie die Bandwürmer ſind, deſſen Sätze wie die Maccaroni-Nudeln faſt kein Ende nehmen. Je kürzer eine Periode iſt, deſto klarer, faßlicher und lebendiger iſt ſie; lange Perioden hingegen verwirren und lähmen die Kraft der Gedanken.

Das allzulange Nachbrüten taugt nichts. Je ſchneller ein Gedanke vom Gehirn durch den Arm in

den Gänsekiel fährt, desto ungesuchter und ansprechender erscheint er. Auch das Drechseln und Feilen taugt nichts. Man muß die Phantasie nicht nothzüchtigen wollen. Man versuche es nicht, ihr mit Gewalt etwas zu entreißen, was sie in Güte nicht selbst reicht.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils v.2
8340e83 OC
Oettinger, Eduard Maria, 1808-1872.
Der confiscirte eulenspiegel : oder, Das
3 1951 002 097 699 B

WILSON
ANNEX
AISLE 64